Elif Shafak

Die vierzig Geheimnisse der Liebe

ROMAN



eBOOK
KEIN & ABER

Elif Shafak

Die vierzig Geheimnisse der Liebe

ROMAN



eBOOK
KEIN & ABER

INHALT

» Über die Autorin
» Über das Buch
» Buch lesen
» Danksagung, Glossar, Quellen, Anmerkung der Übersetzerin, Impressum
» Weitere eBooks von Kein & Aber

» www.keinundaber.ch


ELIF SHAFAK

ÜBER DIE AUTORIN

Elif Shafak, 1971 in Straßburg geboren, gehört zu den meistgelesenen Schriftstellerinnen in der Türkei. Ihre Bücher sind in über dreißig Ländern erschienen. Sie studierte Internationale Beziehungen an der Technischen Universität des Nahen Ostens in Ankara, erhielt einen Master of Sciences in Gender and Women's Studies und promovierte an derselben Universität. Die preisgekrönte Autorin von zwölf Büchern, darunter *Die vierzig Geheimnisse der Liebe*, schreibt auf Türkisch und Englisch. Elif Shafak lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in London und Istanbul.
www.elifshafak.com

»Die besten Leser sind die, die einen Roman mit dem Herzen lesen können.«
Elif Shafak

ÜBER DAS BUCH

Ella ist vierzig Jahre alt, hat einen Ehemann, drei Kinder im Teenageralter und ein schönes Zuhause in einer amerikanischen Kleinstadt. Eigentlich sollte sie glücklich sein, in ihrem Herzen breitet sich aber eine Leere aus, die früher von Liebe gefüllt war. Als Gutachterin für eine Literaturagentur taucht sie tief in einen Roman über den Sufi-Dichter und Mystiker Rumi und die vierzig ewigen, geheimnisvollen Regeln der Liebe ein. Trotz der Ansiedlung im 13. Jahrhundert scheint ihr der Roman immer mehr eine Spiegelung ihrer eigenen Geschichte zu sein. Zusehends distanziert von ihrem Ehemann, beginnt Ella, ihr bisheriges Leben zu hinterfragen. Sie besucht den Verfasser des Buches, Aziz Zahara, mit dem sie sich schriftlich schon rege und sehr persönlich ausgetauscht hat – und erfährt eine derart grundlegende persönliche Veränderung, wie sie es sich nie hätte ausmalen können.

»Eine leidenschaftliche Verteidigung der Liebe.«

The Times

»Mit seiner aktuellen und anregenden Botschaft verdient dieser Roman von Elif Shafak, ein weltweites Verkaufsphänomen zu werden.«

The Independent

ELIF SHAFAK

Die vierzig Geheimnisse der Liebe

ROMAN

Aus dem Englischen von
Michaela Grabinger



eBOOK
KEIN & ABER

Für Zahir und Zelda

Als Kind sah ich Gott,
sah ich Engel;
ich betrachtete die Mysterien der höheren und niederen Welt. Ich glaubte, alle Menschen sähen dasselbe. Doch dann erkannte ich, dass sie nichts sahen …
SCHAMS-E TABRIZI

PROLOG

Bewirkst du etwas, wenn du einen Stein in ein fließendes Gewässer wirfst? Es ist schwer zu erkennen. Dort, wo er die Oberfläche durchbricht, beginnt sich das Wasser zu kräuseln; dann ertönt ein platschendes Geräusch, das gedämpft wird vom Rauschen des Flusses. Mehr nicht.

Doch wirf einen Stein in einen See. Was das bewirkt, ist nicht nur gut zu sehen, es hält auch sehr viel länger an. Der Stein durchbricht das stille Wasser. Dort, wo er auftrifft, bildet sich ein Kreis, aus dem ein weiterer entsteht und dann noch einer. Nach einem einzigen Steinwurf breiten sich binnen Kurzem die Wellen in Ringen so aus, dass sie überall auf dem Spiegel des Sees zu spüren sind. Erst wenn sie aufs Ufer treffen, machen sie Halt und vergehen.

Fällt ein Stein in einen Fluss, dann behandelt der Fluss ihn wie jede andere Erschütterung in seinem ohnehin ungestümen Lauf. Nichts von Bedeutung, nichts, dessen man nicht Herr werden würde.

Fällt der Stein jedoch in einen See, dann wird der See nie mehr so sein wie zuvor.

Vierzig Jahre lang glich Ella Rubinsteins Leben einem ruhigen Gewässer, es war nichts als eine vorhersehbare Abfolge von Gewohnheiten, Bedürfnissen und Vorlieben. Doch dieses in vielerlei Hinsicht monotone, so ganz und gar normale Leben war ihr nie langweilig geworden. In den zurückliegenden zwanzig Jahren war jeder ihrer Wünsche, jeder Mensch, mit dem sie sich angefreundet, und jede Entscheidung, die sie getroffen hatte, durch den Filter ihrer Ehe gelaufen. David, ihr Mann, war ein erfolgreicher Zahnarzt; er arbeitete hart und verdiente viel Geld. Von Anfang an wusste sie, dass diese Ehe keiner tiefen inneren Verbindung entsprang, aber gefühlsmäßige Verbundenheit stand ihrer Meinung nach nicht unbedingt ganz oben auf der Prioritätenliste eines Ehepaars, vor allem wenn ein Mann und eine Frau schon so lange miteinander verheiratet waren. In einer Ehe gab es Wichtigeres als Liebe und Leidenschaft – gegenseitiges Verständnis beispielsweise, Zuneigung, Mitgefühl und die Fähigkeit, die jeden, der sie besaß, fast gottgleich werden

ließ – die Fähigkeit zu verzeihen. Verglichen damit war die Liebe etwas Nebensächliches. Es sei denn, man lebte in Schnulzenfilmen oder Schmökern – dort hatten die Hauptfiguren immer etwas Übermenschliches, und ihre Liebe grenzte immer ans Sagenhafte.

An erster Stelle auf Ellas Prioritätenliste standen ihre Kinder. David und sie hatten eine wunderschöne Tochter, Jeannette, die aufs College ging, und Zwillinge im Teenageralter, Orly und Avi. Außerdem hatten sie einen zwölf Jahre alten Golden Retriever namens Spirit, der Ella schon als Welpe auf ihrer morgendlichen Runde begleitet hatte, ein stets aufmunternder Gefährte an ihrer Seite. Jetzt war er alt, übergewichtig, vollkommen taub und nahezu blind. Bald würde seine Zeit gekommen sein, aber Ella machte sich lieber vor, er würde ewig leben. So war sie nun mal. Nie setzte sie sich mit dem Ende von irgendetwas auseinander, sei es das Ende einer Gewohnheit, einer Phase oder einer Ehe – nicht einmal wenn es ihr klar und unausweichlich vor Augen stand.

Die Rubinsteins wohnten in Northampton, Massachusetts, in einem großen viktorianischen Haus, das zwar renovierungsbedürftig, aber immer noch prachtvoll war. Fünf Schlafzimmer, drei Bäder, glänzende Hartholzböden, Dreiergarage, Flügeltüren und, das Beste von allem, ein Whirlpool im Freien. Sie hatten Lebensversicherungen, Kraftfahrzeugversicherungen, einen Sparvertrag für die Altersvorsorge, einen Finanzierungsplan für die Collegeausbildung, gemeinsame Bankkonten und besaßen zusätzlich zu dem Haus, in dem sie lebten, zwei repräsentative Wohnungen, eine in Boston, die andere in Rhode Island. Für all das hatten David und sie hart gearbeitet. Ein großes Haus voller Leben, ein Haus mit Kindern und eleganten Möbeln und dem Duft von selbst gebackenem Kuchen mag dem einen oder anderen klischeehaft erscheinen, aber für David und Ella entsprach es dem Abbild eines idealen Lebens. Um diese gemeinsame Vorstellung herum hatten sie ihre Ehe gebaut und das meiste von dem, was sie sich erträumt hatten, wenn nicht sogar alles, erreicht.

Zum letzten Valentinstag hatte Ella von ihrem Mann einen herzförmigen Diamantanhänger geschenkt bekommen und eine Karte mit folgenden Zeilen:

> *Für meine liebe Ella –*
> *die so viel Ruhe ausstrahlt, ein so großes Herz hat und über eine*

die so viel Ruhe ausstrahlt, ein so großes Herz hat und über eine Engelsgeduld verfügt. Danke, dass Du mich nimmst, wie ich bin. Danke, dass Du meine Frau bist.

In Liebe
David

Ella hatte es David nie gesagt, aber als sie die Karte las, hatte sie das Gefühl, einen Nachruf zu lesen. So wird man über mich schreiben, wenn ich tot bin, hatte sie gedacht. Und wenn man ehrlich war, würde man hinzufügen:

Ella, deren ganzes Dasein sich um ihren Mann und ihre Kinder drehte, beherrschte nicht eine einzige Überlebenstechnik, um selbständig die Härten des Lebens zu meistern. Es war nicht ihre Art, alle Bedenken in den Wind zu schlagen. Für sie bedeutete es schon eine gewaltige Anstrengung, auch nur ihre gewohnte Kaffeemarke zu wechseln.

Weshalb sich niemand, auch Ella selbst nicht, erklären konnte, warum sie im Herbst 2008 nach zwanzig Jahren Ehe die Scheidung einreichte.

Aber es gab einen Grund: Liebe.

Sie lebten nicht in derselben Stadt, nicht einmal auf demselben Kontinent. Die beiden trennten nicht nur viele Kilometer, sie waren auch unterschiedlich wie Tag und Nacht. Ihr Leben war so verschieden, dass es ihnen unmöglich erschien, die Gegenwart des jeweils anderen zu ertragen, geschweige denn sich ineinander zu verlieben. Aber es geschah. Und es geschah schnell, so schnell, dass Ella gar nicht dazu kam, sich das Ganze bewusst zu machen und auf der Hut zu sein – falls man vor der Liebe überhaupt auf der Hut sein kann.

Die Liebe überfiel Ella so plötzlich und mit solch einer Wucht, als hätte jemand aus dem Nichts heraus einen Stein in den stillen Teich ihres Lebens geschleudert.

ELLA

NORTHAMPTON, 17. MAI 2008

Balsamisch war die Luft an diesem milden Frühlingstag, und vor dem Küchenfenster sangen die Vögel. Im Nachhinein ließ Ella die Szene so oft noch einmal Revue passieren, dass sie ihr schließlich nicht mehr wie ein Fragment aus der Vergangenheit, sondern wie ein Augenblick vorkam, der irgendwo draußen im Universum bis in alle Ewigkeit andauerte.

Es war Samstagnachmittag, und sie hatten sich alle zu einem späten Mittagessen um den Tisch versammelt. Ellas Mann häufte sich gebratene Hähnchenschenkel, seine Leibspeise, auf den Teller. Avi spielte mit Messer und Gabel herum, als wären es Trommelstöcke, während seine Zwillingsschwester Orly auszurechnen versuchte, wie viele Bissen wovon sie essen durfte, ohne ihre Diät – 650 Kalorien pro Tag – zu vermasseln. Jeannette, die noch nicht lange aufs nahe gelegene Mount Holyoke College ging, strich gedankenverloren Frischkäse auf ihre zweite Scheibe Brot. Mit am Tisch saß Tante Esther, die kurz vorbeigeschaut hatte, um einen ihrer berühmten Marmorkuchen abzuliefern, und zum Essen geblieben war. Auch wenn ein Haufen Arbeit auf Ella wartete, wollte sie noch ein Weilchen sitzen bleiben. In letzter Zeit waren die gemeinsamen Essen selten geworden, und da war die Gelegenheit günstig, wieder einmal alle miteinander ins Gespräch zu bringen.

»Hat Ella dir eigentlich schon die schöne Neuigkeit mitgeteilt, Esther?«, fragte David unvermittelt. »Sie hat einen tollen Job gefunden.«

Ella war zwar diplomierte Anglistin und liebte Literatur, hatte aber in diesem Bereich nach dem College nichts mehr gemacht, außer kurze Texte für Frauenzeitschriften zu redigieren, die eine oder andere Lesegruppe zu besuchen und gelegentlich eine Buchbesprechung für ein Lokalblatt zu verfassen. Früher einmal hatte sie davon geträumt, eine prominente Literaturkritikerin zu werden, doch dann hatte das Leben eine andere Wendung genommen, sie zu einer fleißigen Hausfrau mit drei Kindern und einer endlosen Menge häuslicher Pflichten gemacht, und sie hatte sich gefügt.

häuslicher Pflichten gemacht, und sie hatte sich gefügt.

Sie beklagte sich nicht. Ihre Aufgaben als Mutter, Ehefrau, Hundeausführerin und Haushälterin nahmen sie mehr als genug in Beschlag. Da musste sie nicht auch noch die Brötchen verdienen. Ihre feministischen Freundinnen vom Smith College missbilligten ihre Entscheidung, aber sie selbst war gern Mutter und Hausfrau und dankbar dafür, dass ihr Mann und sie sich das leisten konnten. Außerdem hatte sie ihre Liebe zur Literatur nie aufgegeben und war nach wie vor eine passionierte Leserin.

Seit ein paar Jahren jedoch begannen sich die Dinge zu ändern. Die Kinder wurden erwachsen und gaben deutlich zu verstehen, dass sie ihre Mutter nicht mehr so brauchten wie früher. Als Ella klar geworden war, dass sie jetzt mehr Freizeit hatte, aber niemanden, mit dem sie sie verbringen konnte, hatte sie erwogen, sich einen Job zu suchen. David hatte sie ermutigt, aber trotz der vielen Gespräche, die sie darüber führten, hatte sie kaum eine Bewerbung losgeschickt, und wenn doch, dann hatten die möglichen Arbeitgeber immer eine jüngere Kraft oder jemanden mit mehr Erfahrung gesucht. Und aus Angst, immer wieder abgelehnt zu werden, hatte sie damit irgendwann für sich abgeschlossen.

Durch welches Hindernis auch immer ihre Jobsuche jahrelang blockiert gewesen war, im Mai 2008 war es verschwunden. Zwei Wochen vor ihrem vierzigsten Geburtstag arbeitete sie von einem Tag auf den anderen für eine in Boston ansässige Literaturagentur. Den Job hatte David aufgetan, über einen seiner Patienten – oder eine seiner Geliebten.

»Ach, das ist keine große Sache«, entgegnete Ella jetzt hastig. »Nur ein Halbtagsjob – Gutachen für eine Literaturagentur schreiben.«

Doch David lag offenbar viel daran, dass sie ihren neuen Job nicht kleinredete. »Jetzt sag schon, dass es eine sehr bekannte Agentur ist«, drängte er und knuffte sie, und als sie weiterhin schwieg, stimmte er sich selbst lautstark zu. »Das ist ein ganz renommiertes Unternehmen, Esther. Du solltest mal die anderen Mitarbeiter sehen – Jungs und Mädels frisch von den besten Colleges! Ella ist da die Einzige, die nach jahrelangem Hausfrauendasein ins Berufsleben zurückkehrt. Nicht schlecht, oder?«

Ella überlegte, ob ihr Mann sich womöglich schuldig fühlte, weil sie seinetwegen keine Karriere gemacht hatte – oder aber, weil er sie betrog. Andere Gründe für seine übertriebene Begeisterung fielen ihr nicht ein.

Immer noch lächelnd beendete David seine Ausführungen mit den Worten: »So was nenn ich Chuzpe – wir sind richtig stolz auf sie!«

»Sie war einfach immer schon ein Goldstück«, sagte Tante Esther in so sentimentalem Ton, als säße Ella längst gar nicht mehr mit am Tisch.

Liebevoll richteten sich alle Blick auf sie. Selbst Avi verzichtete auf eine zynische Bemerkung, und Orly schien ausnahmsweise einmal etwas anderes als ihr Äußeres wichtig zu nehmen. Ella zwang sich dazu, diesen Moment allgemeinen Wohlwollens zu genießen, empfand dabei aber eine erdrückende Erschöpfung, wie sie sie noch nie zuvor erlebt hatte, und betete innerlich, jemand möge das Thema wechseln.

Jeannette musste das heimliche Stoßgebet gehört haben, denn sie sagte plötzlich: »Ich habe auch eine gute Nachricht.«

Neugierig wandten sich ihr alle Blicke zu.

»Scott und ich haben beschlossen zu heiraten«, verkündete Jeannette. »Ja, ja, ich kann mir schon denken, was ihr davon haltet. Dass wir noch nicht mit dem College fertig sind und so weiter. Aber wir sind jetzt einfach beide bereit für den nächsten großen Schritt.«

Peinliche Stille senkte sich über den Küchentisch, und mit einem Mal war die Herzlichkeit, die eben noch zwischen allen geherrscht hatte, verpufft. Orly und Avi sahen einander verdutzt an, und Tante Esther erstarrte, in der Hand ein Glas Apfelsaft. David legte die Gabel nieder, als wäre ihm der Appetit vergangen, und richtete die hellbraunen, von tiefen Lachfalten gesäumten Augen fragend auf Jeannette. Nach Lachen schien ihm jetzt allerdings nicht zumute zu sein. Er verzog den Mund, als hätte er gerade einen ordentlichen Schluck Essig getrunken.

»Na toll! Ich dachte, ihr freut euch, und dann verpasst ihr mir eine kalte Dusche!«, maulte Jeannette.

»Du hast gerade gesagt, du willst heiraten«, erklärte David, als wüsste Jeannette nicht, was sie gesagt hatte, und müsste ins Bild gesetzt werden.

»Ich weiß, dass es ein bisschen früh ist, Dad, aber Scott hat mir vor ein paar Tagen einen Antrag gemacht, und ich habe schon ja gesagt.«

»Aber warum nur?«, fragte Ella.

Dem Blick, den Jeannette ihr zuwarf, konnte Ella entnehmen, dass ihre Tochter alles, nur nicht diese Frage erwartet hatte. Dass ihr ein »Wann denn?« oder »Und wie?« lieber gewesen wäre, denn das hätte bedeutet, sie könnte sich

auf die Suche nach einem Brautkleid machen. Bei einem »Warum nur?« lagen die Dinge dagegen völlig anders, und das hatte Jeannette völlig unvorbereitet erwischt.

»Vielleicht weil ich ihn liebe?«, sagte sie in leicht herablassendem Ton.

»Ich meinte, warum es unbedingt so schnell gehen muss, Schatz«, erwiderte Ella. »Bist du schwanger?«

Tante Esther zuckte peinlich berührt zusammen und machte ein strenges Gesicht. Dann fischte sie eine Tablette gegen Sodbrennen aus ihrer Tasche und begann darauf herumzukauen.

»Ich werde Onkel!«, warf Avi kichernd ein.

Ella nahm Jeannettes Hand und drückte sie sanft. »Du kannst uns immer alles sagen, das weißt du doch. Wir stehen dir bei, egal was passiert.«

»Hörst du bitte mal auf damit, Mom?«, fauchte Jeannette und zog ihre Hand zurück. »Es hat nicht das Geringste mit Schwangersein zu tun. Du blamierst mich hier vor allen!«

»Ich wollte dir doch nur helfen«, entgegnete Ella ruhig, obwohl Ruhe ein Zustand war, den zu erreichen ihr in letzter Zeit zunehmend schwerfiel.

»Indem du mich beleidigst? Offenbar kannst du dir keinen anderen Grund für eine Hochzeit vorstellen, als dass Scott mich geschwängert hat. Ist dir noch nie der Gedanke gekommen, dass ich den Typen möglicherweise – möglicherweise! – heiraten will, weil ich ihn liebe? Immerhin sind wir schon acht Monate zusammen!«

Ella fühlte sich zu einer spöttischen Bemerkung veranlasst. »Ach ja, als ob man nach acht Monaten den Charakter eines Mannes kennen würde! Dein Vater und ich sind seit fast zwanzig Jahren verheiratet, und nicht mal wir können behaupten, alles übereinander zu wissen. Acht Monate sind nichts in einer Beziehung!«

»Gott hat gerade mal sechs Tage gebraucht, um das ganze Universum zu erschaffen«, wandte Avi strahlend ein, aber die kühlen Blicke aller am Tisch brachten ihn sofort zum Schweigen.

David, der die wachsende Spannung spürte, schaute seine Älteste an und gab stirnrunzelnd zu bedenken: »Deine Mutter will damit doch nur sagen, dass Beziehung das eine und Ehe etwas ganz anderes ist, mein Engel.«

»Hast du wirklich geglaubt, wir würden ewig unverheiratet bleiben, Dad?«,

fragte Jeannette.

Ella holte tief Luft. »Um ganz ehrlich zu sein – wir hatten gehofft, dass du einen Besseren findest. Du bist noch viel zu jung für eine ernsthafte Beziehung.«

»Weißt du, was ich glaube, Mom?«, erwiderte Jeannette mit so tonloser Stimme, dass sie fast nicht zu hören war. »Ich glaube, dass du deine eigenen Ängste auf mich projizierst. Aber dass du so früh geheiratet und schon in meinem Alter ein Kind bekommen hast, heißt nicht, dass ich denselben Fehler machen werde.«

Ella lief so rot an, als hätte man sie ins Gesicht geschlagen. Aus den Tiefen ihres Gedächtnisses stiegen die Erinnerungen an die schwierige Schwangerschaft und an Jeannettes Geburt weit vor dem Termin herauf. Weil ihre kleine Tochter sie all ihre Kraft gekostet hatte, war sie erst nach sechs Jahren zu einem nächsten Kind bereit gewesen.

»Wir haben uns wirklich für dich gefreut, als du Scott kennengelernt hast«, warf David vorsichtig ein, um es mit einer neuen Strategie zu versuchen. »Er ist ein netter Kerl. Aber wer weiß, wie du die Sache nach Abschluss des Studiums siehst. Dann werden die Karten neu gemischt.«

Wie um Zustimmung zu heucheln, nickte Jeannette kaum merklich. Dann sagte sie: »Hat es damit zu tun, dass Scott kein Jude ist?«

David rollte fassungslos mit den Augen. Er war immer stolz darauf gewesen, ein aufgeschlossener und kultivierter Vater zu sein, dem nie eine abschätzige Bemerkung hinsichtlich Rasse, Religion oder Geschlecht über die Lippen kam.

Jeannette jedoch war noch längst nicht auf dem Rückzug. Sie wandte sich an ihre Mutter. »Kannst du mir in die Augen sehen und dabei sagen, dass du dieselben Einwände hättest, wenn Scott Jude wäre und Aaron heißen würde?«

»Ich will ganz offen mit dir reden, mein Herzblatt, auch wenn du es nicht gern hörst. Ich weiß, wie schön es ist, jung und verliebt zu sein, glaub mir. Aber einen Mann mit einem anderen kulturellen Hintergrund zu heiraten ist äußerst riskant. Und wir als deine Eltern wollen sichergehen, dass du das Richtige tust.«

»Und woher wollt ihr wissen, dass euer Richtiges auch das Richtige für mich ist?«

Die Frage brachte Ella ein wenig ins Schlingern. Seufzend begann sie sich die Stirn zu massieren, als bekäme sie jeden Moment Migräne.

»Ich liebe ihn, Mom. Sagt dir das was? Kannst du dich von irgendwoher an dieses Wort erinnern? Er lässt mein Herz schneller schlagen. Ich kann nicht ohne ihn leben.«

Ella hörte sich kichern. Sie wollte sich nicht über die Gefühle ihrer Tochter lustig machen, ganz und gar nicht, aber genau danach klang dieses Lachen wohl. Sie war nervös und wusste nicht, warum. Schon oft hatte sie sich mit Jeannette gestritten, schon hundertmal, aber heute war es, als würde sie mit etwas anderem streiten, mit etwas Größerem.

»Warst du denn nie verliebt, Mom?«, erwiderte Jeannette mit einem Anflug von Verachtung in der Stimme.

»Also bitte! Hör auf zu träumen und komm auf den Boden der Realität zurück! Du bist ja dermaßen …« Ellas Blick schoss zum Fenster, sie suchte nach einem Wort mit genügend Effekt und fand es schließlich: »… romantisch!«

»Was ist falsch am Romantischsein?«, fragte Jeannette beleidigt.

Ja, was war eigentlich falsch daran?, dachte Ella. Seit wann regte es sie so auf? Obwohl sie keine Antwort auf diese im Hinterkopf lauernden Fragen hatte, fuhr sie fort. »Ich bitte dich, meine Kleine, in welchem Jahrhundert lebst du denn? Du solltest endlich begreifen, dass man als Frau nicht den Mann heiratet, in den man sich verliebt hat. Wenn es ernst wird, nimmt man den, der mal ein guter Vater und verlässlicher Ehemann sein wird. Liebe ist nichts weiter als ein wunderschönes Gefühl, das eines Tages unweigerlich wieder verschwindet, so wie es gekommen ist.«

Als sie geendet hatte, wandte Ella sich ihrem Mann zu. David hatte langsam, wie gegen einen Widerstand, die Hände vor sich gefaltet und betrachtete seine Frau, als sähe er sie zum ersten Mal.

»Ich weiß, warum du das sagst«, rief Jeannette. »Du neidest mir mein Glück und meine Jugend. Du willst eine unglückliche Hausfrau aus mir machen. Du willst, dass ich wie du werde, Mom.«

In Ellas Magen breitete sich ein flaues Gefühl aus. War sie eine unglückliche Hausfrau? Eine Mutter mittleren Alters, gefangen in einer Ehe kurz vorm Scheitern? Sahen ihre Kinder sie so? Und ihr Mann auch? Und die Freunde und Nachbarn? Plötzlich kam es ihr so vor, als hätten alle rings umher Mitleid mit ihr, und diese Vermutung tat so weh, dass sie nach Luft rang.

»Du solltest dich bei deiner Mutter entschuldigen«, sagte David verärgert zu Jeannette.

Jeannette.

»Schon gut, ich erwarte keine Entschuldigung«, entgegnete Ella niedergeschlagen.

Jeannette bedachte ihre Mutter mit einem gespielten Grinsen. Dann schob sie unvermittelt ihren Stuhl zurück, warf die Serviette auf den Tisch und verließ die Küche. Sofort taten Orly und Avi es ihr gleich – sei es aus einer ungewöhnlichen Solidarität mit ihrer älteren Schwester heraus oder weil das ganze Erwachsenengerede sie inzwischen langweilte. Als Nächste ging, unter einem dahingenuschelten fadenscheinigen Vorwand und indem sie heftig ihre letzte Tablette gegen Sodbrennen zerkaute, Tante Esther.

David und Ella blieben sitzen. Das Unbehagen zwischen ihnen war mit Händen zu greifen. Es schmerzte Ella, dieses Gefühl der Leere zu empfinden, das, wie beide wussten, weder etwas mit Jeannette noch mit einem ihrer anderen Kinder zu tun hatte.

David ergriff die Gabel, die er neben den Teller gelegt hatte, und betrachtete sie eine Weile. »Dann muss ich also davon ausgehen, dass du nicht den Mann geheiratet hast, den du liebtest.«

»David, ich bitte dich, so habe ich es doch nicht gemeint!«

»Wie denn dann?«, fragte David, ohne den Blick von der Gabel zu wenden. »Ich dachte, du wärst bei unserer Hochzeit in mich verliebt gewesen.«

»Ich war ja auch in dich verliebt«, versicherte ihm Ella, auch wenn sie sich den Zusatz »damals« nicht verkneifen konnte.

»Und wann hast du aufgehört, mich zu lieben?«, fragte David mit ausdrucksloser Miene.

Ella blickte ihren Mann so erstaunt an wie jemand, der sich zum ersten Mal einen Spiegel vors Gesicht hält. Hatte sie aufgehört, ihn zu lieben? Diese Frage hatte sie sich noch nie gestellt. Sie wollte antworten, aber es ging nicht; nicht weil sie nicht wollte, sondern weil ihr die Worte fehlten. In ihrem tiefsten Inneren wusste sie, dass David und sie sich eher umeinander sorgen sollten als um ihre Kinder. Stattdessen taten sie, was sie am besten konnten: die Tage vergehen, die Routine Überhand gewinnen und der Zeit ihren unabänderlich trägen Lauf lassen.

Außerstande, diese hartnäckige Traurigkeit, die, ohne dass sie es bemerkt hatte, ein Teil von ihr geworden war, niederzuringen, begann sie zu weinen. David wandte gequält sein Gesicht von ihr ab. Beide wussten, dass er Tränen

nicht ausstehen konnte – ebenso wenig, wie sie es ausstehen konnte, vor ihm zu weinen. Zum Glück klingelte genau in diesem Moment das Telefon und rettete sie.

David nahm den Anruf entgegen. »Hallo? Ja, sie ist da. Augenblick, bitte.«

Ella nahm sich zusammen, hob die Stimme und gab sich die größte Mühe, gut gelaunt zu klingen. »Ja, Ella am Apparat.«

»Hi, hier spricht Michelle. Entschuldigen Sie, dass ich Sie am Wochenende störe«, sagte eine junge Frau munter durch den Hörer. »Aber Steve wollte schon gestern, dass ich mit Ihnen spreche, und ich habe es schlicht und einfach vergessen. Hatten Sie denn schon Gelegenheit, einen Blick in das Manuskript zu werfen?«

»Oh.« Ella seufzte. Erst jetzt fiel ihr wieder ein, was noch auf sie wartete.

Ihr erster Auftrag von der Literaturagentur bestand darin, den Roman eines unbekannten europäischen Autors zu lesen und ein ausführliches Gutachten zu verfassen.

»Sagen Sie ihm, er soll sich keine Sorgen machen, ich habe schon angefangen zu lesen.« Das war eine Lüge, aber Ella wollte die ehrgeizige und etwas eigenwillige Michelle nicht schon beim ersten Mal verärgern.

»Prima! Und, wie ist es?«

Ein paar Sekunden lang war Ella um die Antwort verlegen. Sie wusste nicht das Geringste über das Manuskript, außer dass es sich um einen historischen Roman über das Leben des berühmten Mystikers Rumi handelte, der, wie sie gelernt hatte, »Shakespeare der islamischen Welt« genannt wurde.

Ella kicherte. »Na ja, es ist sehr … mystisch«, sagte sie in der Hoffnung, sich mit einem kleinen Scherz über die Runden zu retten.

Michelle blieb ganz geschäftsmäßig. »Na gut«, sagte sie nur. »Aber sehen Sie zu, dass Sie vorankommen. Ein Gutachten über einen solchen Roman schreibt sich ja nicht von selbst …«

Aus dem Hörer drang jetzt fernes Gemurmel, während Michelles Stimme immer leiser wurde. Ella stellte sich vor, wie ihre Gesprächspartnerin beim Telefonieren zig Dinge auf einmal zu erledigen versuchte – wie sie E-Mails las, eine Rezension über einen ihrer Autoren überflog, von ihrem Thunfischsalat-Sandwich abbiss und sich die Fingernägel lackierte.

»Sind Sie noch dran?«, fragte Michelle.

»Ja.«

»Gut. Hören Sie, bei uns ist die Hölle los, ich muss Schluss machen. Denken Sie dran, Abgabetermin ist in drei Wochen.«

»Ich weiß«, sagte Ella schneidig, um etwas zielstrebiger zu klingen. »Das schaffe ich.«

In Wahrheit wusste sie nicht einmal genau, ob sie überhaupt Lust dazu hatte, das Manuskript zu begutachten. Anfangs war sie noch so gespannt und zuversichtlich gewesen. Sie fand es aufregend, als Allererste den unveröffentlichten Roman eines unbekannten Autors zu lesen und eine, wenn auch noch so kleine Rolle, zu spielen für seinen weiteren Weg. Jetzt aber bezweifelte sie, dass es ihr gelingen würde, sich auf etwas wie den Sufismus und eine so weit zurückliegende Zeit wie das dreizehnte Jahrhundert zu konzentrieren, was mit ihrem Leben so ganz und gar nichts zu tun hatte.

Michelle musste ihre Zögerlichkeit gespürt haben. »Gibt es ein Problem?«, fragte sie. Und als keine Antwort kam, hakte sie nach. »Sie können es mir ruhig sagen.«

Nach kurzem Schweigen beschloss Ella, ihr die Wahrheit zu beichten.

»Ich weiß einfach nicht genau, ob ich zurzeit in der richtigen Verfassung bin, um mich auf einen historischen Roman einzulassen. Ich interessiere mich durchaus für Rumi und so weiter, aber das Thema ist mir doch sehr fremd. Vielleicht könnten Sie mir ein anderes Manuskript geben – etwas mit mehr Bezug zu mir.«

»Das ist ja mal ein richtig schräger Ansatz«, entgegnete Michelle. »Glauben Sie wirklich, Sie täten sich leichter mit Büchern, über deren Inhalt Sie Bescheid wissen? Garantiert nicht! Schließlich können wir ja nicht nur Romane veröffentlichen, die in Massachusetts spielen, bloß weil wir hier leben!«

»So habe ich es nicht gemeint …«, sagte Ella, und ihr wurde schlagartig klar, dass sie diesen Satz an diesem Nachmittag schon viel zu oft von sich gegeben hatte. Sie spähte zu ihrem Mann hinüber, um herauszufinden, ob es ihm auch aufgefallen war, aber Davids Miene ließ sich schwer deuten.

»Wir müssen fast immer Sachen lesen, die nichts mit unserem Leben zu tun haben, das ist nun mal unser Job. Letzte Woche habe ich die Arbeit am Buch einer Iranerin abgeschlossen, die früher ein Bordell in Teheran betrieben hat und aus dem Land fliehen musste. Hätte ich der vielleicht sagen sollen, es wäre besser, wenn sie ihr Manuskript an eine iranische Agentur schickt?«

»Nein, natürlich nicht«, murmelte Ella. Sie kam sich dumm vor und hatte ein

»Nein, natürlich nicht«, murmelte Ella. Sie kam sich dumm vor und hatte ein schlechtes Gewissen.

»Finden Sie nicht auch, dass es gerade zu den Stärken guter Literatur zählt, den Menschen ferne Länder und Kulturen näherzubringen?«

»Ja, natürlich. Also, vergessen Sie, was ich gesagt habe. Mein Gutachten liegt noch vor dem Abgabetermin auf Ihrem Schreibtisch.« Sie ärgerte sich über Michelle, weil die sie wie die letzte Hinterwäldlerin behandelte, und sie ärgerte sich über sich selbst, weil sie es zugelassen hatte.

»Super – das ist die richtige Einstellung!«, flötete Michelle am anderen Ende. »Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, aber denken Sie mal daran, dass es da draußen jede Menge Leute gibt, die sich alle zehn Finger nach Ihrem Job abschlecken. Und die meisten davon sind gerade mal fast halb so alt wie Sie. Das hilft Ihnen bestimmt auf die Sprünge.«

Als Ella aufgelegt hatte, sah sie, dass David sie mit einem ernsten, distanzierten Ausdruck im Gesicht betrachtete. Offenbar wartete er darauf, dass sie da weitermachten, wo sie aufgehört hatten. Aber Ella stand nicht der Sinn danach, sich noch länger den Kopf über die Zukunft ihrer Tochter zu zerbrechen, falls das überhaupt das Thema gewesen war.

Später saß sie allein auf der Veranda in ihrem Lieblingsschaukelstuhl und betrachtete den orangeroten Northamptoner Sonnenuntergang. Der Himmel wirkte so einladend und nah, als bräuchte man nur die Hand auszustrecken. Sie fühlte sich leer, geradezu ermüdet von allem, was in ihrem Kopf umherwirbelte. Die Kreditkartenzahlungen für diesen Monat, Orlys schlimme Essgewohnheiten, Avis schlechte Noten, Tante Esther mit ihren traurigen Kuchen, die schwindende Gesundheit ihres Hundes Spirit, Jeannettes Heiratspläne, die heimlichen Affären ihres Mannes, die fehlende Liebe in ihrem Leben … Einen nach dem anderen sperrte sie ihre Gedanken in kleine Schachteln ein.

In dieser Stimmung nahm sie das Manuskript aus dem Umschlag und hielt es einen Moment in den Händen, wie um es zu wiegen. Auf dem ersten Blatt stand in indigoblauer Schrift der Titel des Romans: *Süße Blasphemie*.

Ella wusste nur, dass nicht viel über den Autor bekannt war. Es handelte sich um einen gewissen A.Z. Zahara, der in Holland lebte. Sein Manuskript war von Amsterdam aus an die Literaturagentur gesendet worden. Der Umschlag

enthielt auch eine Postkarte mit einer Aufnahme von einem Feld voller Tulpen in grellen Rosa-, Gelb- und Violetttönen. Auf der Rückseite stand in zierlicher Handschrift:

Sehr geehrte Damen und Herren,

Grüße aus Amsterdam! Die Geschichte, die ich Ihnen anbei schicke, spielt im dreizehnten Jahrhundert, und zwar in Konya, Kleinasien. Meiner tiefen Überzeugung nach ist es jedoch eine Geschichte, die über Länder, Kulturen und Zeiten hinweg Gültigkeit besitzt.

Ich hoffe, Sie haben Zeit und lesen Süße Blasphemie*, einen historischen mystischen Roman über die außergewöhnliche Freundschaft zwischen Rumi, dem größten Dichter und meistverehrten geistlichen Führer in der Geschichte des Islam, und Schams-e Tabrizi, einem so unbekannten wie skandalträchtigen Derwisch, der nach niemandes Pfeife tanzte und stets voller Überraschungen steckte.*

Möge Ihr Leben immer voller Liebe und mögen Sie stets von Liebe umgeben sein.

A.Z. Zahara

Ellas Gefühl nach hatte diese Postkarte die Neugier des Agenten geweckt. Aber Steve war nicht der Typ, der sich Zeit für das Werk eines Amateurs nahm. Deshalb hatte er das Päckchen seiner Assistentin Michelle übergeben, die es postwendend an ihre neue Assistentin weitergereicht hatte. So war *Süße Blasphemie* in Ellas Hände geraten.

Sie konnte nicht ahnen, dass es nicht einfach irgendein Buch war, sondern das Buch, das ihr Leben verändern würde. In der Zeit, in der sie es las, sollte ihr Leben neu geschrieben werden.

Sie blätterte zur zweiten Seite. Dort stand ein kurzer Text über den Autor.

Wenn A.Z. Zahara nicht gerade in der Welt herumreist, lebt er mit seinen Büchern, Katzen und Schildkröten in Amsterdam. Süße Blasphemie *ist sein erster Roman und aller Wahrscheinlichkeit nach auch sein letzter. Er hat nicht die Absicht, Schriftsteller zu werden, sondern verfasste dieses Buch einzig aus inniger*

Bewunderung für den großen Philosophen, Mystiker und Dichter Rumi und dessen geliebte Sonne Schams-e Tabrizi.

Ihre Augen wanderten zur nächsten Zeile, und dort las sie etwas, was ihr merkwürdig vertraut vorkam:

Denn entgegen der Meinung vieler Menschen ist Liebe nicht bloß ein schönes Gefühl, das kommt, um unweigerlich bald wieder zu verschwinden.

Für einen Moment rang Ella um Fassung. Das war genau das Gegenteil dessen, was sie vorhin in der Küche zu ihrer Tochter gesagt hatte. Einen Augenblick lang saß sie reglos da und schauderte bei dem Gedanken, dass sie von irgendeiner rätselhaften Kraft im Universum – oder auch nur von diesem Autor, wer immer er war, ausspioniert wurde. Vielleicht hatte er das Buch schon in dem Wissen verfasst, welche Art von Mensch es als Erstes lesen würde. Während er es schrieb, hatte er sich sie als Leserin vorgestellt. Den Gedanken fand Ella nicht nur beunruhigend, sondern, ohne es sich recht erklären zu können, auch aufregend.

Das einundzwanzigste Jahrhundert unterscheidet sich im Grunde gar nicht so sehr vom dreizehnten. Beide werden als Ära beispielloser religiöser Konflikte, kultureller Missverständnisse sowie einer allgemeinen Verunsicherung und Angst vor dem anderen in die Geschichte eingehen. In solchen Zeiten bedarf es der Liebe mehr denn je.

Plötzlich fuhr ihr eine kühle Bö ins Gesicht und wirbelte die Blätter auf der Veranda durcheinander. Das zauberfarbige Licht der untergehenden Sonne sank auf den westlichen Horizont zu, und die Luft bekam etwas Flaues, Freudloses.

Denn die Liebe ist der eigentliche Kern, der eigentliche Zweck des Lebens. Rumi erinnert uns daran, dass sie jeden trifft, auch den, der sie meidet, und selbst den, der das Wort »romantisch« in missbilligender Absicht verwendet.

Ella war so entgeistert, als hätte sie gelesen: »Die Liebe trifft jeden, selbst eine Northamptoner Hausfrau mittleren Alters namens Ella Rubinstein.«

Etwas in ihrem Inneren sagte ihr, dass sie das Manuskript sofort weglegen, ins Haus gehen, Michelle anrufen und ihr mitteilen müsse, dass sie unmöglich ein Gutachten über diesen Roman schreiben könne, doch stattdessen holte sie tief Luft, blätterte um und begann zu lesen.

A.Z. ZAHARA

Süße Blasphemie

ROMAN

Sufi-Mystikern zufolge liegt das Geheimnis des Koran in der Sure al-Fatiha
Und das Geheimnis von al-Fatiha in den Worten
Bismillahirrahmanirrahim
Und die Quintessenz der Bismillah im Buchstaben ba.
Unter diesem Buchstaben befindet sich ein Punkt.
Der Punkt unter dem ba symbolisiert das ganze Universum.
ب
Das Masnawi *beginnt mit ba, dem lateinischen B,*
So wie alle Kapitel dieses Romans …

VORWORT

Brodelnde religiöse Konflikte, politische Auseinandersetzungen, endlose Machtkämpfe – in Anatolien war das dreizehnte Jahrhundert eine unruhige Zeit. Im Westen erstürmten und plünderten die Kreuzritter auf ihrem Weg nach Jerusalem die Stadt Konstantinopel, was zur Aufteilung des Byzantinischen Reichs führte. Im Osten breiteten sich rasend schnell hochdisziplinierte Mongolenarmeen unter der Führung des militärischen Genies Dschingis Khan aus. Dazwischen bekriegten verschiedene türkische Stämme sich gegenseitig, während die Byzantiner nichts unversucht ließen, ihr verlorenes Land, ihren Reichtum und ihre Macht zurückzugewinnen. Eine von unerhörtem Chaos geprägte Zeit, in der Christen gegen Christen, Christen gegen Moslems und Moslems gegen Moslems kämpften. Wohin man blickte, herrschten Feindschaft, Leid und große Angst vor dem, was als Nächstes am Horizont heraufziehen würde.

Mitten in diesem Chaos lebte ein angesehener islamischer Gelehrter mit Namen Dschalal ad-Din Rumi. Viele nannten ihn Maulana – »unser Meister« –, denn er hatte Tausende von Schülern und Bewunderern in der ganzen Region und darüber hinaus und galt allen Moslems als ein strahlendes Vorbild.

Im Jahr 1244 lernte Rumi Schams kennen, einen Wanderderwisch mit unkonventionellem Gebaren, der ketzerische Reden schwang. Dieses Zusammentreffen veränderte das Leben beider Männer. Zugleich war es der Beginn einer engen, einzigartigen Freundschaft, die von Sufis in den darauffolgenden Jahrhunderten mit der Vereinigung zweier Ozeane verglichen wurde. Die Begegnung mit diesem außergewöhnlichen Gefährten ließ den orthodoxen Geistlichen Rumi zum leidenschaftlichen Mystiker und Dichter werden, zum Fürsprecher der Liebe und Urheber des ekstatischen Tanzes der kreisenden Derwische und zu einem Mann, der es wagte, sich über alle geltenden Regeln hinwegzusetzen. In einem Zeitalter tief verwurzelten religiösen Eifers und Streits stand er für eine universelle Spiritualität und lieh Menschen jedweder Herkunft ein Ohr. Nicht für einen nach außen gerichteten

Dschihad – einen »Krieg gegen die Ungläubigen«, wie er damals wie heute von vielen geführt wurde – sprach Rumi sich aus, sondern für einen nach innen gerichteten Dschihad mit dem Ziel, die Nafs, das Ich, zu bekämpfen und schließlich zu besiegen.

Doch diese Gedanken wurden nicht von allen gutgeheißen, so wie ja auch nicht alle Menschen der Liebe ihr Herz öffnen. Das starke geistige Band zwischen Schams und Rumi wurde zum Ziel von Gerüchten, von Verleumdung und Angriffen. Die beiden Männer wurden missverstanden, beneidet, verunglimpft und schließlich von denen, die ihnen am nächsten standen, verraten. Drei Jahre nach ihrer ersten Begegnung wurden sie auf tragische Weise getrennt.

Doch das bedeutete noch nicht das Ende der Geschichte.

Denn in Wahrheit hörte sie nie auf. Heute, fast achthundert Jahre später, ist der Geist von Schams und Rumi noch immer lebendig und umweht uns alle …

DER MÖRDER

ALEXANDRIA, NOVEMBER 1252

Blut im Brunnen. Tot liegt er nun im dunklen Wasser. Doch sein Blick folgt mir überallhin, der Blick aus diesen glänzenden, beeindruckenden Augen, die wie zwei dunkle Sterne unheilvoll droben am Himmel stehen. Ich kam nach Alexandria in der Hoffnung, der grellen Erinnerung zu entfliehen, wenn ich nur weit genug reiste, und den Klageruf zum Verstummen zu bringen, der in meinem Kopf widerhallt, diesen Schrei, den er ausstieß, bevor sein Gesicht vom Blut überströmt wurde, seine Augen aus den Höhlen traten und seine Kehle sich mitten im letzten Atemzug schloss. Den Abschied eines erstochenen Mannes. Das Heulen eines in die Enge getriebenen Wolfs.

Wenn man tötet, geht etwas vom Opfer auf einen selbst über – ein Seufzer, ein Geruch oder eine Geste. Ich nenne das den »Fluch des Opfers«. Es haftet am eigenen Körper, sickert in die Haut und bis zum Herz und lebt im Inneren fort. Die Leute, die mich auf der Straße sehen, können es nicht wissen, aber ich bin gezeichnet von den Spuren aller Menschen, die ich je getötet habe. Ich trage sie um den Hals wie unsichtbare Ketten, spüre, wie sie auf meiner Haut scheuern und schwer auf mir lasten. Aber so unbehaglich es auch ist, ich habe mit dieser Bürde zu leben gelernt und sie als Teil meines Berufs angenommen. Seit Kain den Abel erschlug, atmet in jedem Mörder der Mensch, den er gemordet hat, das weiß ich genau. Es stört mich nicht. Nicht mehr. Aber warum war ich dann so aufgewühlt nach diesem letzten Mal?

Bei dieser Sache war von Anfang an alles anders. Wie ich an den Auftrag kam, beispielsweise. Oder sollte ich sagen, wie der Auftrag zu mir kam? Im Vorfrühling 1248 arbeitete ich in Konya für einen Bordellwirt, einen für seinen ungezügelten Jähzorn berüchtigten Hermaphroditen. Mir oblag es, die Huren im Griff zu behalten und rüpelhaften Freiern ein wenig Achtung einzubläuen.

Ich erinnere mich noch gut an den Tag. Ich war auf der Jagd nach einer Hure, die aus dem Bordell geflohen war, um Gott zu suchen. Sie war eine schöne junge Frau, was mir irgendwie das Herz zerriss, denn sobald ich sie

schöne junge Frau, was ihn irgendwie das Herz zerriss, denn sobald ich sie eingeholt hätte, würde ich ihr Gesicht so zurichten, dass es niemals mehr einem Mann in den Sinn käme, sie anzusehen. Ich hatte die törichte Frau schon fast wieder eingefangen, da entdeckte ich auf meiner Türschwelle einen geheimnisvollen Brief. Weil ich nie lesen gelernt habe, trug ich ihn zur Madrasa und ließ ihn mir gegen Bezahlung von einem Schüler vorlesen.

Der Brief war anonym, unterschrieben »von einigen wahren Gläubigen«.

»Aus zuverlässiger Quelle wissen wir, woher du kommst und wer du in Wirklichkeit bist«, stand in dem Brief. »Ein ehemaliges Mitglied der Assassinen! Noch dazu wissen wir, dass dieser Orden nach dem Tod Hasan-i-Sabbahs und der Einkerkerung eurer Anführer nicht mehr das ist, was er einst war. Du bist nach Konya gekommen, um der Verfolgung zu entgehen, und hast dich von Anfang an in der Kunst der Verstellung geübt.«

In einer äußerst wichtigen Sache, hieß es in dem Schreiben, benötige man dringend meine Dienste. Die Bezahlung würde zu meiner Zufriedenheit ausfallen. Bei Interesse sollte ich mich noch am selben Abend nach Einbruch der Dunkelheit in einer bekannten Schenke einfinden. Dort sollte ich mich an den Tisch gleich beim Fenster setzen, und zwar mit dem Rücken zur Tür, den Kopf gesenkt halten und den Blick auf den Boden richten. Schon nach kurzer Zeit würde sich mein Auftraggeber – oder meine Auftraggeber – einfinden und mich mit allem, was ich wissen müsse, versorgen. Weder bei ihrem Eintreffen noch bei ihrem Weggang und auch nicht während des Gesprächs dürfte ich den Blick heben und ihre Gesichter betrachten.

Der Brief war merkwürdig. Andererseits war ich es gewohnt, mit den Marotten von Kunden umzugehen. Im Lauf der Jahre hatte ich von allen möglichen Leuten Aufträge erhalten, und die meisten wollten ihren Namen verheimlichen. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, dass der Wunsch, die eigene Person zu verschleiern, umso größer war, je näher das Opfer dem Auftraggeber stand, aber das ging mich nichts an. Meine Aufgabe war es zu töten, und nicht, die Gründe dafür herauszufinden. Seit ich Alamut vor einigen Jahren verließ, ist dies das Leben, das ich selbst gewählt habe.

Ich stelle ohnehin kaum Fragen. Warum auch? Mindestens einen Menschen wären die meisten Leute, die ich kenne, gern los. Dass sie nichts unternehmen, heißt nicht unbedingt, dass sie gegen den Wunsch zu töten gefeit sind. Jeder hat die Fähigkeit in sich, irgendwann einen anderen umzubringen. Aber das

verstehen die Leute erst, wenn es passiert. Sie halten sich für unfähig zu morden. Dabei ist es nur eine Frage der Umstände. Manchmal reicht schon eine Geste, um den Zorn zu entfachen. Schon ein mutwilliges Missverständnis, ein Streit um nichts und wieder nichts oder einfach das Pech, zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein, kann in normalerweise guten, anständigen Menschen etwas Zerstörerisches auslösen. Jeder kann töten. Aber nicht jeder kann kaltblütig einen Fremden töten. Und genau da komme ich ins Spiel.

Ich erledigte die dreckige Arbeit für andere. Selbst Gott erkannte, dass es in Seinem heiligen Plan Menschen wie mich geben muss, denn Er übertrug Azrael, dem Erzengel des Todes, die Aufgabe, das Leben der Menschen zu beenden. So fürchteten, verfluchten und hassten die Menschen den Engel, während Seine Hände rein und Sein Name unbefleckt blieb. Das war dem Engel gegenüber ungerecht. Aber diese Welt ist ja auch nicht für ihre Gerechtigkeit bekannt …

Als es dunkel wurde, ging ich zu der Schenke. Zufällig saß am Tisch beim Fenster ein narbengesichtiger Mann, der tief zu schlafen schien. Zuerst wollte ich ihn wecken und ihm sagen, er solle sich verziehen, aber bei Betrunkenen weiß man ja nie, und ich durfte auf keinen Fall zu viel Aufmerksamkeit erregen. Deshalb setzte ich mich an den Nebentisch, mit dem Gesicht zum Fenster.

Kurz darauf kamen zwei Männer und ließen sich rechts und links von mir nieder, um ihre Gesichter nicht zeigen zu müssen. Aber ich brauchte sie nicht erst anzusehen, um zu wissen, dass sie ganz jung waren und bar jeder Vorstellung, was sie erwartete.

»Du bist uns besonders empfohlen worden«, sagte der eine, eher zögerlich als ängstlich. »Angeblich bist du der Beste.«

Aus seinem Mund klang das komisch, doch ich verkniff mir ein Grinsen. Ich spürte, dass sie Angst vor mir hatten, und das war gut. Wenn sie ängstlich genug waren, würden sie es nicht wagen, sich mit mir anzulegen.

»Ja«, sagte ich, »ich bin der Beste. Deshalb nennt man mich Schakalkopf. Ich habe noch nie einen Kunden enttäuscht, ganz gleich, wie schwierig der Auftrag war.«

»Gut.« Der junge Mann seufzte. »Es könnte nämlich eine schwierige Sache werden.«

Jetzt mischte sich der andere ein. »Es gibt da einen Mann, der hat sich ein

paar Feinde zu viel gemacht. Seit er hier in der Stadt ist, gibt es nur Ärger mit ihm. Wir haben ihn schon mehrmals gewarnt, aber er hört nicht auf uns. Stattdessen ist er noch streitsüchtiger geworden. Er lässt uns einfach keine Wahl.«

Es war immer dasselbe. Jedes Mal wollten sich die Auftraggeber erklären, bevor wir handelseinig wurden, als könnte meine Billigung die Bedeutung dessen, was sie vorhatten, in irgendeiner Weise mindern.

»Ich weiß, was ihr meint. Und wer ist es nun?«, fragte ich.

Zunächst waren sie nicht gewillt, mir den Namen zu nennen, sondern gaben mir nur eine vage Beschreibung.

»Er ist ein Ketzer, der nichts mit dem Islam zu tun hat, ein aufmüpfiger Mensch, frevelhaft und gotteslästerlich. Ein widerspenstiger Derwisch.«

Kaum hatte ich dieses letzte Wort gehört, breitete sich eine Gänsehaut auf meinen Armen aus, und meine Gedanken wirbelten durcheinander. Ich hatte schon alle möglichen Menschen getötet, junge und alte, Männer und Frauen, aber ein Derwisch, ein Mann des Glaubens, war nicht darunter gewesen. Ich war abergläubisch und wollte nicht den Zorn Gottes auf mich ziehen, denn trotz allem glaubte ich an Gott.

»Diesen Auftrag werde ich leider ablehnen müssen. Ich will keinen Derwisch töten. Sucht euch einen anderen.«

Mit diesen Worten stand ich auf. Als ich mich schon zum Gehen wenden wollte, packte mich einer der Männer an der Hand und flehte mich an: »Bitte warte! Die Bezahlung wird der Mühe angemessen sein. Was auch immer du forderst, wir verdoppeln den Preis.«

»Wie wäre es mit dreimal so viel?«, fragte ich, fest davon überzeugt, eine so große Summe würden sie niemals aufbringen.

Aber zu meiner Überraschung waren die beiden nach kurzem Zögern einverstanden. Ganz zittrig nahm ich wieder Platz. Mit so viel Geld würde ich endlich einen Brautpreis bezahlen und heiraten können und mir keine Sorgen mehr machen müssen, wie ich über die Runden käme. Derwisch oder nicht – diese Summe rechtfertigte den Mord an jedem Menschen.

Wie hätte ich in diesem Augenblick wissen sollen, dass ich den größten Fehler meines Lebens beging und ihn den Rest meiner Tage auf Erden bereuen würde? Wie hätte ich ahnen können, dass die Ermordung des Derwischs so

mühevoll werden und sein messergleicher Blick mich noch lange nach seinem Tod verfolgen würde, wohin ich auch ging?

Vier Jahre ist es her, dass ich ihn in jenem Hof erstach, seine Leiche in einen Brunnen warf und darauf wartete, dass er aufschlug – doch vergebens. Kein Laut. Als wäre er nicht ins Wasser hinunter, sondern in den Himmel hinaufgefallen. Noch immer habe ich jede Nacht Alpträume, und wenn ich länger als ein paar Wimpernschläge auf Wasser schaue, welche Art von Wasser auch immer, erfasst mich von Kopf bis Fuß ein kaltes Grausen, und dann muss ich mich übergeben.

ERSTER TEIL

Erde

ALLES FESTE, TROCKENE, REGUNGSLOSE

SCHAMS

EIN GASTHOF AM STADTRAND VON SAMARKAND, MÄRZ 1242

Bienenwachskerzen flackerten vor meinen Augen über dem rissigen Holz des Tisches. Die Vision, die mich an diesem Abend überkam, war von ungewöhnlicher Klarheit.

Ich sah ein großes Haus mit einem Hof, überall blühten gelbe Rosen. In der Mitte befand sich ein Brunnen mit dem kühlsten Wasser der Welt. Es war eine ruhige Vorfrühlingsnacht, am Himmel stand der Vollmond. Im Hintergrund jaulten und heulten die Geschöpfe der Nacht. Nach einem Weilchen trat ein Mann mittleren Alters aus dem Haus und suchte nach mir. Er hatte ein freundliches Gesicht, breite Schultern und tiefliegende haselnussbraune Augen. Er wirkte bekümmert, und sein Blick war zu Tode betrübt.

»Schams! Schams, wo bist du?«, rief er nach allen Seiten.

Ein starker Wind kam auf, und der Mond verbarg sich hinter einer Wolke, als wollte er nicht mitansehen, was gleich geschehen würde. Die Eulenschreie verstummten, das Flattern der Fledermausflügel verklang, und selbst das Herdfeuer im Haus hörte auf zu knistern. Tiefe Stille senkte sich über die Welt.

Langsam ging der Mann auf den Brunnen zu, beugte sich darüber und blickte hinunter. »Schams, Liebster«, flüsterte er. »Bist du dort unten?«

Ich öffnete den Mund, doch meiner Kehle entrang sich kein Laut.

Der Mann beugte sich tiefer und blickte noch einmal in den Brunnen hinunter. Zuerst sah er nur die Schwärze des Wassers. Aber dann erblickte er ganz unten meine Hand, die ziellos auf dem gekräuselten Wasser trieb wie ein wackeliges Floß nach einem schweren Sturm. Und als Nächstes die Augen – zwei schwarz glänzende Steine, still auf den vollen Mond gerichtet, der sich jetzt hinter den dichten, dunklen Wolken hervorschob. Meine Augen starrten den Mond an, als warteten sie darauf, dass die Himmel meine Ermordung erklärten.

Weinend fiel der Mann auf die Knie und schlug sich an die Brust. »Sie haben ihn umgebracht! Sie haben meinen Schams getötet!«, schrie er.

ihn umgebracht! Sie haben meinen Schafs getötet!«, schrie er.

In diesem Moment huschte hinter einem Strauch ein Schatten hervor und sprang hastig und verstohlen wie eine Wildkatze über die Gartenmauer. Doch der Mann bemerkte den Mörder nicht. Von quälendem Schmerz ergriffen schrie und schrie er, bis seine Stimme brach wie Glas und in winzigen Splittern in die Nacht hinaus flog.

»He, du – hör auf zu schreien wie ein Irrer!«

»…«

»Hör auf mit dem Lärm, oder ich schmeiß dich raus!«

»…«

»Ruhe, habe ich gesagt! Hörst du mich? Sei still!«

Es war eine Männerstimme, und sie rief diese Worte bedrohlich nahe. Ich tat, als hörte ich ihn nicht; ich wollte noch ein wenig länger in meiner Vision bleiben. Ich wollte mehr über meinen Tod erfahren. Und ich wollte den Mann mit den todtraurigen Augen sehen. Wer war er? In welcher Beziehung stand er zu mir, und warum suchte er mich so verzweifelt in dieser Nacht im Frühling?

Doch ehe ich noch einen weiteren Blick auf meine Vision erhaschen konnte, packte mich jemand aus der anderen Dimension am Arm, schüttelte mich so heftig, dass meine Zähne klapperten, und riss mich mit einem Ruck zurück in diese Welt.

Langsam und widerwillig öffnete ich die Augen und sah, wer neben mir stand. Es war ein großer, beleibter Mann mit ergrautem Bart und einem buschigen, an den Enden spitz zulaufenden geschwungenen Schnurrbart – der Wirt des Gasthofs. Fast augenblicklich erkannte ich zwei Dinge an ihm: dass er es gewohnt war, anderen Angst einzujagen mit groben Worten und schierer Gewalt, und dass er gerade sehr wütend war.

»Was willst du?«, fragte ich ihn. »Warum ziehst du mich am Arm?«

»Was ich will?«, fuhr der Gastwirt mich böse an. »Fürs Erste will ich, dass du mit dem Geschrei aufhörst! Du vergraulst mir die Gäste!«

»Wirklich? Habe ich geschrien?«, murmelte ich, während ich meinen Arm aus seinem Griff wand.

»Allerdings! Wie ein Bär mit einem Dorn in der Tatze hast du gebrüllt. Was war denn mit dir? Bist du beim Essen eingeschlafen? Das muss ein Alptraum oder so etwas gewesen sein.«

Das war natürlich die einzige überzeugende Erklärung, und wenn ich sie

bestätigte, würde der Wirt zufrieden sein und mich in Ruhe lassen. Aber ich wollte nicht lügen.

»Nein, Bruder, ich bin weder eingeschlafen noch hatte ich einen schlechten Traum. Um ehrlich zu sein – ich träume nie.«

»Und warum dann dieses Gebrüll?«, wollte der Wirt wissen.

»Ich hatte eine Vision. Das ist etwas anderes.«

Er sah mich verdutzt an und kaute eine Weile auf seinen Schnurrbartenden herum. Dann sagte er: »Ihr Derwische seid wirklich verrückt, vor allem ihr Wanderkerle. Den ganzen Tag nur fasten und beten und in der sengenden Hitze herumgehen. Kein Wunder, dass du Halluzinationen hast – dein Hirn ist völlig verdörrt!«

Ich lächelte. Vielleicht hatte er ja recht. Sich in Gott zu verlieren ist nicht viel anders, als den Verstand zu verlieren, sagt man.

In diesem Moment kamen zwei Schankburschen daher, die ein mit Platten vollgestelltes riesiges Tablett zwischen sich trugen: frisch gebratenes Zicklein, Klippfisch, kräftig gewürztes Hammelfleisch, Weizenfladen, Kichererbsen mit Fleischbällchen und Linsensuppe mit Schafsschwanzfett. Sie gingen herum, zeigten den Gästen die Speisen und schwängerten den Raum mit dem Duft von Zwiebeln, Knoblauch und Gewürzen. Als sie bei mir stehen blieben, nahm ich mir eine Schüssel mit dampfender Suppe und eine Scheibe dunkles Brot.

»Hast du überhaupt Geld?«, fragte der Wirt in einem herablassenden Ton.

»Nein. Aber ich biete dir einen Tausch an. Als Gegenleistung für Kost und Logis könnte ich deine Träume deuten.«

Der Wirt stemmte die Hände in die Hüften und grinste mich höhnisch an. »Du hast doch gerade behauptet, du würdest nie träumen!«

»Richtig. Ich bin ein Traumdeuter, der selbst nie träumt.«

»Ich sollte dich rausschmeißen. Ich hab's ja gesagt – ihr Derwische seid völlig verrückt«, fuhr mich der Wirt an. »Jetzt gebe ich dir mal einen Rat: Ich weiß nicht, wie alt du bist, aber du hast bestimmt schon genug für beide Welten gebetet. Such dir eine gute Frau und lass dich irgendwo nieder. Setz Kinder in die Welt. Das hilft, wieder den Boden unter den Füßen zu spüren. Warum die ganze Welt durchstreifen, wenn sowieso überall das gleiche Elend herrscht? Glaub mir – es gibt nichts Neues da draußen. Ich habe Gäste aus den entlegensten Ecken der Welt, aber nach ein paar Gläsern höre ich von allen stets dieselben Geschichten. Die Menschen sind überall gleich. Gleiches Essen,

gleiches Wasser, gleicher Mist.«

»Ich suche nichts anderes. Ich suche Gott«, erwiderte ich. »Meine Suche ist eine Suche nach Gott.«

»Dann suchst du Ihn an der falschen Stelle.« Die Stimme des Wirts klang auf einmal belegt. »Gott hat diese Stadt verlassen, und niemand weiß, wann Er zurückkehrt.«

Mein Herz begann zu pochen. »Wer schlecht von Gott spricht, spricht schlecht von sich selbst«, entgegnete ich.

Der Wirt verzog den Mund zu einem seltsam schiefen Lächeln. Ich sah Verbitterung und Unwillen in seinen Zügen, und noch etwas, eine Art kindlichen Schmerz.

»Gott sagt: Ich bin dir näher als deine Halsschlagader«, fuhr ich fort. »Gott ist nicht irgendwo weit oben im Himmel, sondern in jedem Einzelnen von uns. Deshalb wird Er uns nie verlassen. Denn wie sollte Er sich selbst verlassen?«

»Aber es ist so, Er hat uns verlassen«, widersprach der Wirt kühl. »Was würde es denn über Gott aussagen, wenn Er hier wäre und keinen Finger krümmt, obwohl wir hier ein schlimmes Ende nehmen?«

»Das ist die erste Regel, Bruder«, sagte ich. »Unser Bild von Gott spiegelt unser Bild von uns selbst wider. Wenn Gott vor allem Angst und Schuld in uns hervorruft, ist zu viel Angst und Schuld in uns. Wenn wir Gott als liebevoll und mitfühlend betrachten, sind auch wir selbst so.«

Der Wirt erhob zwar sofort Einwände, doch meine Worte hatten ihn sichtlich erstaunt. »Das heißt doch aber nichts anderes, als dass Gott von unserer Vorstellung gemacht wird. Das verstehe ich nicht.«

Meine Erwiderung wurde durch einen Krawall unterbrochen, der im hinteren Teil des Schankraums ausgebrochen war. Als wir uns umwandten, sahen wir zwei derbe Gesellen, die betrunken vor sich hin grölten. Schamlos und dreist pöbelten sie andere Gäste an, schnappten sich deren Essen aus den Schüsseln und tranken aus ihren Tassen, und wer dagegen aufbegehrte, den verhöhnten sie wie zwei vorlaute Maktab-Schüler.

»Pass auf – die beiden Störenfriede knöpfe ich mir vor«, zischte der Wirt.

Blitzschnell war er bei den zwei Männern, packte einen der Betrunkenen und verpasste ihm einen Schlag ins Gesicht. Damit hatte der Mann offenbar überhaupt nicht gerechnet, denn er brach zusammen und ging gleich zu Boden

wie ein nasser Sack. Seinem Mund entfuhr ein kaum hörbarer Seufzer, doch davon abgesehen gab er keinen Laut mehr von sich.

Der andere erwies sich als stärker und leistete heftigen Widerstand, doch schon nach kurzer Zeit hatte der Wirt auch ihn niedergeschlagen. Er trat dem einen Krawallmacher mehrmals in die Rippen, stampfte schließlich auf dessen Hand herum und zerquetschte sie unter seinen schweren Stiefeln. Man hörte, wie knackend ein Finger brach – vielleicht waren es sogar mehrere.

»Aufhören!«, rief ich. »Du bringst ihn ja um! Willst du das?«

Als Sufi hatte ich geschworen, alles Leben zu schützen und niemandem ein Leid zu tun. In dieser Welt der Trugbilder waren viele Menschen bereit, ohne jeden Grund zu kämpfen, und viele kämpften, weil sie einen Grund dazu sahen. Ein Sufi jedoch kämpft nie, nicht einmal wenn er Grund dazu hat. Unter keinen Umständen durfte ich jemals zur Gewalt greifen. Aber ich konnte mich wie eine weiche Decke zwischen den Wirt und die beiden Männer werfen, um sie voneinander zu trennen.

»Du hältst dich da raus, Derwisch, oder es setzt auch für dich Prügel!«, rief der Wirt, aber wir wussten beide, dass das eine leere Drohung war.

Als die Schankburschen den beiden Männern aufhalfen, zeigte sich, dass der Wirt dem einen einen Finger und dem anderen die Nase gebrochen hatte. Überall war Blut. Ängstliches Schweigen erfüllte den Raum. Ehrfurchtsvolle Gesichter richteten sich auf den Wirt, und stolz warf er mir einen Seitenblick zu. Als er aufs Neue das Wort ergriff, war es, als würde er alle um ihn herum ansprechen, denn seine Stimme schoss so ungestüm in die Höhe wie ein Raubvogel, der sich selbstgewiss in den freien Himmel erhebt.

»Siehst du, Derwisch, so war es nicht immer. Mit Gewalt hatte ich nie etwas zu tun, aber in diesen Zeiten schon. Wenn Gott uns hier unten vergisst, müssen wir kleinen Leute zupacken und für Gerechtigkeit sorgen. Sag Ihm das, wenn du das nächste Mal mit Ihm redest. Sag Ihm, dass Seine Lämmer sich nicht widerstandslos zur Schlachtbank führen lassen, wenn Er sie im Stich lässt, sondern zu Wölfen werden.«

Achselzuckend wandte ich mich zum Gehen. »Du irrst dich.«

»Habe ich denn unrecht, wenn ich sage, dass ich früher ein Lamm war und zum Wolf geworden bin?«

»Nein, da hast du recht. Ich sehe wohl, dass du zum Wolf geworden bist. Aber mit der Behauptung, du würdest für ›Gerechtigkeit‹ sorgen, liegst du

falsch.«

»Warte, ich bin noch nicht fertig mit dir!«, rief mir der Wirt hinterher. »Du schuldest mir noch etwas. Du wolltest meine Träume deuten, um Essen und Unterkunft zu bezahlen.«

»Ich schlage dir etwas Besseres vor: Ich werde dir aus der Hand lesen.«

Ich machte kehrt und ging, den Blick unverwandt auf seine funkelnden Augen gerichtet, zurück. In seiner Miene lag Argwohn, unwillkürlich zuckte er zusammen. Doch als ich seine rechte Hand ergriff und die Innenseite nach oben drehte, stieß er mich nicht weg. Ich erkundete die Linien; sie waren tief und rissig und verliefen ungleichmäßig. Nach und nach erschienen mir die Farben seiner Aura: ein rostiges Braun und ein Blau von solcher Fahlheit, dass es fast grau wirkte. Seine spirituelle Energie war ausgehöhlt und an den Rändern dünn geworden, als besäße sie nicht mehr die Kraft, sich gegen die Außenwelt zu verteidigen. Dieser Mann hatte in seinem tiefsten Inneren so wenig Leben wie eine welkende Pflanze. Um den Verlust seiner spirituellen Energie auszugleichen, hatte er seine körperlichen Kräfte verdoppelt und bediente sich ihrer im Übermaß.

Mein Herz schlug schneller, denn ich begann etwas zu erkennen: Erst undeutlich, wie hinter einem Schleier, dann immer klarer entstand vor meinen Augen ein Bild.

Eine junge Frau mit kastanienbraunem Haar, nackten, schwarz tätowierten Füßen, um die Schultern ein besticktes rotes Tuch.

»Du hast einen geliebten Menschen verloren«, sagte ich und griff nach der linken Hand des Wirts.

Die Brüste milchschwer und der Bauch so dick, als würde er gleich platzen. Sie ist in einer brennenden Hütte gefangen, die von Kriegern auf Pferden mit silbervergoldeten Sätteln umstellt wird. Der durchdringende Gestank von verbranntem Heu und verkohltem menschlichem Fleisch. Mongolische Reiter mit flachen, breiten Nasen, dicken, kurzen Hälsen und Herzen hart wie Stein. Die mächtige Armee des Dschingis Khan.

Ich verbesserte mich. »Zwei geliebte Menschen hast du verloren. Deine Frau war mit eurem ersten Kind schwanger.«

Mit zusammengezogenen Brauen und aufeinandergepressten Lippen starrte er auf seine Lederstiefel hinunter, und sein Gesicht verzog sich vor lauter Falten zu einer Landkarte, die kein Mensch mehr entziffern konnte. Plötzlich

Falten zu einer Landkarte, die kein Mensch mehr entziffern konnte. Plötzlich sah er viel älter aus, als er war.

»Ich weiß, es ist kein Trost für dich, aber ich möchte dir etwas mitteilen«, sagte ich. »Sie starb nicht durch das Feuer und auch nicht durch den Rauch, sondern durch ein Brett, das von der Decke auf ihren Kopf fiel. Sie war sofort tot, ganz ohne Schmerzen. Du hast immer geglaubt, sie hätte furchtbar gelitten, aber in Wahrheit litt sie überhaupt nicht.«

Der Wirt runzelte die Stirn und neigte sich unter einer Last, die nur er kannte. Mit heiserer Stimme fragte er: »Woher weißt du das alles?«

Ich ging über die Frage hinweg. »Du machst dir den Vorwurf, nicht für ein ordentliches Begräbnis gesorgt zu haben. Noch heute siehst du im Traum, wie sie aus der Grube kriecht, in der sie verscharrt wurde. Aber deine Fantasie narrt dich. In Wahrheit geht es deiner Frau und deinem Sohn gut. Frei wie ein Funke Licht reisen sie durch die Unendlichkeit.«

Und dann fügte ich, jedes Wort wägend, hinzu: »Du kannst wieder zum Lamm werden, du hast es immer noch in dir.«

Als er das hörte, zog der Wirt seine Hand zurück, als hätte er eine glühend heiße Pfanne berührt. »Ich mag dich nicht, Derwisch«, sagte er. »Aber du kannst heute Nacht hierbleiben. Morgen in aller Früh musst du allerdings weg sein. Und dann will ich dich hier nie wieder sehen.«

So war es immer. Kaum sagte man die Wahrheit, hassten sie einen. Je mehr man von Liebe sprach, umso mehr wurde man gehasst.

ELLA

NORTHAMPTON, 18. MAI 2008

Bekümmert und voll innerlicher Unruhe wegen des Streits mit David und Jeannette musste Ella die Lektüre von *Süße Blasphemie* für eine Weile unterbrechen. Es kam ihr so vor, als hätte jemand jäh den Deckel von einem Topf mit kochendem Wasser genommen und mit dem Dampf würden alte Konflikte und neuer Unmut aufsteigen. Leider war dieser Deckel von ihr selbst und niemandem sonst gehoben worden – weil sie Scotts Nummer gewählt und ihn gebeten hatte, ihre Tochter nicht zu heiraten.

Später in ihrem Leben sollte sie alles, was sie während des Telefongesprächs gesagt hatte, zutiefst bereuen. Aber an diesem Tag im Mai war sie so selbstgewiss und ihrer Sache so sicher, dass der Gedanke, ihre Einmischung könnte fatale Folgen haben, nicht eine Sekunde lang in ihr aufkam.

»Hi, Scott. Hier spricht Ella, die Mutter von Jeannette«, sagte sie, um einen möglichst heiteren Ton bemüht, so als würde sie den Freund ihrer Tochter täglich anrufen. »Kann ich kurz mit Ihnen sprechen?«

»Worum geht's denn, Mrs. Rubinstein?«, fragte Scott leicht stammelnd. Er war überrascht, nichtsdestotrotz überaus höflich.

Und in nicht weniger höflichem Ton erklärte ihm Ella, dass sie zwar nicht das Geringste gegen ihn persönlich habe, dass er aber zu jung und zu unerfahren sei, um ihre Tochter zu heiraten. Bestimmt sei er jetzt sehr empört über ihren Anruf, fügte sie hinzu, aber schon bald werde er sie verstehen und ihr sogar dankbar dafür sein, ihn rechtzeitig gewarnt zu haben. Bis dahin bitte sie ihn, das Thema Heirat netterweise fallen zu lassen und das Gespräch strikt vertraulich zu behandeln.

Sie erntete ein beklemmendes, fast greifbares Schweigen.

»Ich glaube, Ihnen ist da etwas nicht recht klar, Mrs. Rubinstein«, sagte Scott, als er die Sprache wiedergefunden hatte. »Jeannette und ich, wir lieben uns.«

Da – schon wieder! Wie konnten die Leute nur so naiv sein zu glauben, dass

Da – schon wieder! Wie konnten die Leute nur so naiv sein zu glauben, dass ihnen die Liebe jede Tür öffnen würde, und so tun, als wäre die Liebe ein Zauberstab, der mit einer einzigen magischen Berührung alles gutmachte?

Doch das sprach sie nicht aus. Stattdessen sagte sie: »Ich kann nachvollziehen, wie Sie sich jetzt fühlen, glauben Sie mir. Aber Sie sind einfach zu jung, und das Leben ist lang. Und wer weiß, vielleicht verlieben Sie sich schon morgen in eine andere …«

»Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, Mrs. Rubinstein, aber gilt diese Regel nicht für jeden, auch für Sie? Wer weiß, vielleicht verlieben auch Sie sich schon morgen in jemand anderen.«

Ella begann vor sich hin zu lachen – lauter und länger, als ihr lieb war.

»Ich bin verheiratet. Ich habe eine Entscheidung fürs Leben getroffen. Und mein Mann auch. Und genau darum geht es mir. Eine Ehe einzugehen ist ein folgenschwerer Entschluss, und der muss sehr gründlich überdacht werden.«

»Sie wollen mir also sagen, dass ich Ihre Tochter, die ich liebe, nicht heiraten soll, weil ich irgendwann in einer fernen Zukunft eine andere Frau lieben könnte?«, fragte Scott.

Von da an ging es mit dem Gespräch gänzlich bergab, es verlief quälend und enttäuschend. Als sie es endlich beendet hatten, eilte Ella in die Küche und tat, was sie in Zeiten emotionalen Aufruhrs immer tat: Sie kochte.

Eine halbe Stunde später rief ihr Mann an.

»Ich kann einfach nicht glauben, dass du tatsächlich Scott angerufen und ihn gebeten hast, unsere Tochter nicht zu heiraten. Sag bitte, dass das nicht wahr ist!«

Ella stockte der Atem. »Hui, das hat sich aber schnell rumgesprochen. Lass es mich erklären, Liebling.«

Doch David unterbrach sie schroff. »Da gibt es nichts zu erklären. Das war falsch, und damit Punktum. Scott hat es Jeannette erzählt, und die ist jetzt sehr aufgebracht. Sie übernachtet jetzt bei Freunden. Sie will dich im Augenblick nicht sehen.« Er machte eine kurze Pause. »Und ich kann es ihr nicht verdenken.«

Jeannette war nicht die Einzige, die an diesem Abend nicht nach Hause kam. David teilte Ella per SMS mit, es gebe einen plötzlichen Notfall. Welcher Art dieser Notfall war, schrieb er nicht.

Das war ganz untypisch für ihn und für die Art, wie sie sonst miteinander umgingen. Auch wenn er mit einer Frau nach der anderen flirtete, hin und wieder sogar mit einer schlief und, soweit sie wusste, Geld für sie ausgab, heimgekommen war er immer, und immer hatte er abends am Esstisch gesessen. Wie zerstritten sie auch waren, sie kochte immer etwas, und er aß immer gern und dankbar, was sie ihm auf den Teller häufte. Und nach jedem Abendessen kam ein aufrichtiges Dankeschön von ihm, das sie immer als verschlüsselte Entschuldigung für seine Untreue deutete. Und sie verzieh ihm. Immer.

So unverfroren war ihr Mann heute zum ersten Mal vorgegangen, und diese Neuerung machte sie sich selbst zum Vorwurf. Aber Ella Rubinstein war sowieso ein wandelndes Schuldgefühl.

Beim Abendessen mit den Zwillingen verwandelte sich ihr Schuldgefühl in Melancholie. Sie schmetterte Avis Bitte um Bestellpizza und Orlys Versuch, überhaupt nichts zu essen, erfolgreich ab und nötigte den beiden Roastbeef mit Senfkruste, wilden Reis und Erbsen auf. Und obwohl sie nach außen dieselbe zupackende, besorgte Mutter wie immer war, stieg die Verzweiflung in ihr hoch, ein scharfer, gallebitterer Geschmack im Mund.

Nach dem Abendessen blieb sie allein in der Küche sitzen. Die Stille um sie herum empfand sie als drückend, beunruhigend. Mit einem Mal kam ihr das Essen, das sie gekocht hatte, das Ergebnis stundenlanger Arbeit und Mühe, nicht nur fad und öde vor, sondern erschien ihr auch leicht ersetzbar. Sie tat sich selbst leid. Wie schade, dass sie mit fast vierzig nicht mehr aus ihrem Leben gemacht hatte. Sie konnte so viel Liebe geben, aber niemand wollte sie.

Ihre Gedanken kehrten zu *Süße Blasphemie* zurück. Die Figur des Schams-e Tabrizi faszinierte sie.

»Einen wie den hätte ich gern um mich«, sagte sie im Scherz zu sich selbst. »Mit so einem wäre es nie langweilig.«

Und plötzlich stand ihr ein Bild vor Augen: ein großer, geheimnisvoller Mann mit dunklem Teint in Lederhose und Motorradjacke, schwarzen, schulterlangen Haaren und einer glänzenden roten Harley-Davidson mit bunten Lenkerfransen. Sie musste grinsen. Ein wunderschöner, sexy Sufi-Biker, der auf dem leeren Highway dahinrast. Es wäre bestimmt toll, von so einem Typen als Tramperin mitgenommen zu werden.

Ella fragte sich, was Schams wohl aus ihrer Hand lesen würde. Würde er ihr erklären, warum sich ihr Gemüt hin und wieder in einen Hexenkessel dunkler Gedanken verwandelte? Oder warum sie sich trotz ihrer großen, liebevollen Familie so einsam fühlte? Welche Farben hatte sie wohl in ihrer Aura? Helle, kräftige? War überhaupt irgendetwas in ihrem Leben in letzter Zeit hell und kräftig gewesen? Oder überhaupt je?

In diesem Augenblick, allein am Küchentisch und nur noch vom schwachen Lichtschein aus dem Ofen beleuchtet, begriff Ella jäh, dass sie sich – auch wenn sie es noch so heftig abstritt und sosehr es ihr auch gelang, ihre Gefühle im Zaum zu halten – nach Liebe sehnte.

SCHAMS

EIN GASTHOF AM RANDE DER STADT SAMARKAND, MÄRZ 1242

Beschwert von Einsamkeit und tief in ihre Träume versunken schliefen im oberen Stockwerk des Gasthofs mehr als ein Dutzend müde Reisende. Ich stieg über nackte Füße und bloße Hände, um zu meinem noch zusammengerollten, nach Schweiß und Moder stinkenden Bettzeug zu gelangen. Dann lag ich im Dunkeln, dachte über die Ereignisse des Tages nach und fragte mich, ob ich möglicherweise irgendein göttliches Zeichen erhalten hatte, das meiner Aufmerksamkeit durch Dummheit und Hast entgangen war.

Schon als kleiner Junge hatte ich Visionen gehabt und Stimmen gehört. Ständig sprach ich mit Gott, und immer gab er mir Antwort. An manchen Tagen stieg ich leicht wie ein Flüstern bis in den siebten Himmel empor. Dann wieder stieg ich in die tiefsten Tiefen hinab, war umgeben von den Gerüchen der Erde und verborgen wie ein unter mächtigen Eichen und Kastanien vergrabener Felsblock. Hin und wieder verlor ich meinen Appetit und aß tagelang nichts. Das alles machte mir keine Angst, aber ich lernte im Lauf der Zeit, es anderen gegenüber nicht zu erwähnen. Die Menschen pflegen zu verachten, was sie nicht verstehen können. Ich hatte es am eigenen Leib erfahren.

Der Erste, der meine Visionen verkannte, war mein Vater. Mit etwa zehn Jahren begann ich täglich meinen Schutzengel zu sehen und war so naiv zu glauben, bei allen anderen wäre das genauso. Eines Tages erzählte ich meinem Vater von meinem Schutzengel, als er mir gerade beibrachte, eine Zedernholztruhe zu schreinern, denn ich sollte Tischler werden wie er.

»Du hast eine blühende Fantasie, mein Sohn«, sagte er trocken. »Aber die behältst du besser für dich. Wir wollen die Nachbarn nicht schon wieder verärgern.«

Einige Tage zuvor hatten sich die Nachbarn bei meinen Eltern über mich beschwert und mich beschuldigt, merkwürdige Dinge zu tun und den anderen Kindern Angst zu machen.

Kindern Angst zu machen.

»Ich verstehe dich einfach nicht, Sohn. Warum kannst du nicht einsehen, dass du nicht außergewöhnlicher bist als deine Eltern?«, sagte mein Vater. »Jedes Kind schlägt nach seinem Vater und seiner Mutter, und bei dir ist das nicht anders.«

Da wurde mir bewusst, dass mir meine Eltern fremd waren, wie sehr ich sie auch liebte und mich nach ihrer Liebe sehnte.

»Ich stamme aus einem anderen Ei als deine anderen Kinder, Vater. Stell es dir so vor, als wäre ich ein Entenküken, das von Hennen aufgezogen wurde. Ich bin kein zahmer Vogel, der sein Leben im Hühnerstall verbringt. Das Wasser, das dich schreckt, verjüngt mich. Denn im Gegensatz zu dir kann ich schwimmen, und ich werde schwimmen. Meine Heimat ist der Ozean. Wenn du ebenso empfindest, dann komm mit zum Meer. Wenn nicht, dann lass mich in Ruhe und geh zurück in den Hühnerstall.«

Mein Vater riss die Augen auf und zog sie dann zu schmalen Schlitzen zusammen. Sein Blick war kühl. »Wenn du heute so mit deinem Vater redest«, sagte er ernst, »dann frage ich mich, wie du erst mit deinen Feinden redest, wenn du erwachsen bist.«

Zum großen Kummer meiner Eltern verschwanden die Visionen nicht, als ich älter wurde, sondern wurden im Gegenteil noch eindringlicher und ergreifender. Meine Eltern beunruhigte das, und ich fühlte mich schuldig, weil ich sie damit so sehr aufbrachte, aber ich wusste wirklich nicht, wie ich den Visionen ein Ende setzen sollte, und wenn ich es gewusst hätte, hätte ich es wahrscheinlich nicht getan. Schon bald verließ ich mein Elternhaus für immer. Seither ist Tabriz für mich ein sanftes Wort voller Süße, so zart und fein, dass es auf der Zunge zergeht. Drei Gerüche begleiten meine Erinnerung an diese Stadt: der Geruch von frisch geschlagenem Holz, von Mohnbrot und der weiche, frische Duft des Schnees.

Seitdem bin ich ein Wanderderwisch. Ich schlafe nie zweimal am selben Ort, esse nie zweimal hintereinander aus derselben Schüssel, sehe jeden Tag neue Gesichter. Wenn ich Hunger habe, verdiene ich mir ein paar Münzen, indem ich Träume deute. So durchstreife ich den Osten und den Westen auf der Suche nach Gott, nach einem lebenswerten Leben und nach wissenswertem Wissen. Weil ich nirgends verwurzelt bin, kann ich überallhin.

Alle möglichen Wege habe ich auf meinen Reisen eingeschlagen, von

belebten Handelsstraßen bis hin zu vergessenen Pfaden, auf denen man tagelang keiner Menschenseele begegnet. Von der Schwarzmeerküste zu den Städten Persiens, von den weiten Landstrichen Zentralasiens zu den Sanddünen Arabiens habe ich dichte Wälder, flache Steppen und große Wüsten durchwandert; habe in Karawansereien und Herbergen genächtigt, mich in uralten Bibliotheken mit Gelehrten besprochen, Lehrern gelauscht, die in den Maktabs kleine Kinder unterrichteten, in mehr als einer Madrasa mit Studenten über Tafsir und Logik disputiert, Tempel, Klöster und Schreine aufgesucht, mit Eremiten in ihren Höhlen meditiert, mit Derwischen den Dhikr ausgeführt, mit Weisen gefastet und mit Andersgläubigen geschmaust, mit Schamanen unter dem Vollmond getanzt, Menschen jeglichen Glaubens, Alters und Berufs kennengelernt und Unglück, aber auch Wunder erlebt.

Ich habe verarmte Dörfer gesehen, vom Feuer geschwärzte Felder und geplünderte Städte, deren Flüsse sich rot gefärbt hatten und deren älteste männliche Einwohner Zehnjährige waren. Ich habe das Schlimmste und das Beste im Menschlichen gesehen. Mich erstaunt nichts mehr.

Während ich all diese Erfahrungen machte, begann ich eine Liste zusammenzustellen, die in kein Buch eingeschrieben wurde, sondern nur in meine Seele. Diese meine Liste nannte ich »Die Grundprinzipien der islamischen Wandermystiker«. Diese Prinzipien waren für mich so universell, so fest und unabänderlich wie die Naturgesetze. In ihrer Gesamtheit bildeten sie »Die vierzig Regeln der Religion der Liebe«, die durch Liebe und nur durch Liebe angenommen werden kann. Und eine dieser Regeln lautete: Der Weg zur Wahrheit ist eine Arbeit des Herzens, nicht des Kopfes. Mach dein Herz, nicht deine Gedanken zu deinem wichtigsten Führer! Begegne deiner Nafs mit dem Herzen, stell sie mit deinem Herzen in Frage und überwinde sie schließlich mit dem Herzen. Die Erkenntnis deines Ichs wird dich zur Erkenntnis Gottes führen.

Erst nach Jahren war die Arbeit an diesen Regeln, allen vierzig, abgeschlossen. Und als ich fertig war, wusste ich, dass ich mich der letzten Stufe meines weltlichen Daseins näherte. Seit einiger Zeit hatte ich häufig Visionen, die in diese Richtung deuteten. Ich hatte keine Angst vor dem Tod, den ich ja nicht als ein Ende betrachtete, sondern fürchtete zu sterben, ohne ein Erbe zu hinterlassen. In meiner Brust drängten sich die Worte, Geschichten wollten erzählt sein. Ich wollte all dieses Wissen an einen einzigen anderen

Menschen weiterreichen, aber nicht an einen Meister und auch an keinen Schüler. Ein Ebenbürtiger sollte es sein – ein Gefährte.

»Gott«, flüsterte ich in den dunklen, feuchten Raum hinein, »mein ganzes Leben lang habe ich auf Deinem Pfad die Welt durchstreift. Jeder Mensch war ein offenes Buch für mich, ein wandelnder Koran. Oftmals mied ich die Elfenbeintürme der Gelehrten und verbrachte meine Zeit lieber mit den Ausgestoßenen, den aus der Heimat Vertriebenen und Verbannten. Jetzt drohe ich zu zerbersten. Hilf mir, Deine Weisheit an den Richtigen weiterzugeben. Danach kannst Du nach Deinen Wünschen mit mir verfahren.«

Da erstrahlte der Raum vor meinen Augen in einem so gleißenden Licht, dass sich die Gesichter der Reisenden in ihren Betten grellblau verfärbten. Die Luft roch plötzlich frisch und lebendig, als wären alle Fenster aufgerissen worden und ein stürmischer Wind trüge den Duft von Lilien und Jasmin aus fernen Gärten herein.

»Geh nach Bagdad«, sagte mein Schutzengel in wisperndem Singsang.

»Was erwartet mich dort?«, fragte ich ihn.

»Du hast um einen Gefährten gebeten, und dir wird ein Gefährte geschenkt. In Bagdad wirst du den Meister finden, der dir den rechten Weg weist.«

Tränen der Dankbarkeit stiegen mir in die Augen, und ich erkannte, dass der Mann in meiner Vision mein spiritueller Gefährte war. Früher oder später, das stand fest, würden wir uns begegnen. Dann würde ich erfahren, warum seine gütigen haselnussbraunen Augen für immer traurig blickten und ich in einer Vorfrühlingsnacht ermordet worden war.

ELLA

NORTHAMPTON, 19. MAI 2008

Bevor die Sonne untergegangen und die Familie wieder zu Hause war, steckte Ella ein Lesezeichen in das Manuskript und legte *Süße Blasphemie* beiseite. Sie wollte mehr über den Mann erfahren, der den Roman geschrieben hatte, ging ins Internet und googelte »A.Z. Zahara«. Sie war gespannt, ohne allzu viel zu erwarten.

Zu ihrer Überraschung hatte er einen eigenen Blog. Die Seite war violett und türkisgrün gehalten, und ganz oben drehte sich eine männliche Gestalt in einem langen weißen Gewand langsam um die eigene Achse. Ella hatte noch nie einen tanzenden Derwisch gesehen und studierte ihn gründlich. Der Blog hieß »Eine Eierschale namens Leben«, darunter stand ein Gedicht mit demselben Titel:

Nehmen wir einander zum Gefährten!
Sitzen wir einander zu Füßen!
In uns ist eine Vielzahl von Klängen – glaub nicht
Dass wir nur sind, was wir sehen.

Die Seite war voller Ansichtskarten und Sehenswürdigkeiten aus den verschiedensten Ländern. Unter den Postkarten standen Kommentare zu den jeweiligen Orten. Als Ella sie las, fand sie drei Hinweise, die sofort ihre Aufmerksamkeit weckten: Erstens, dass das A in A.Z. Zahara die Abkürzung von Aziz war, zweitens, dass Aziz sich als Sufi bezeichnete, und drittens, dass er gerade in Guatemala unterwegs war.

In einem anderen Abschnitt des Blogs waren von ihm geschossene Fotos zu sehen, vorwiegend Porträts von Menschen jeglicher Hautfarbe. So unterschiedlich sie auch waren, in einem Punkt ähnelten sie sich auf merkwürdige Weise, denn es waren nur Menschen abgebildet, denen ganz offensichtlich etwas fehlte. Manchen etwas ganz Banales wie ein Ohrring, ein

offensichtlich etwas fehlte. Manchen etwas ganz Banales wie ein Ohrring, ein Schuh oder ein Knopf, anderen aber etwas viel Wesentlicheres wie ein Zahn, ein Finger oder auch ein Bein. Unter den Fotos war zu lesen:

Wer wir auch sind und wo wir auch leben, tief im Inneren fühlen wir uns alle unvollkommen! Als hätten wir etwas verloren und müssten es wiederfinden. Aber was das ist, ergründen die meisten von uns nie. Und nur eine Minderheit derjenigen, die es ergründen, macht sich auf den Weg und sucht danach.

Ella scrollte die Seite hinauf und hinunter, vergrößerte per Klick jede Ansichtskarte und las alle Kommentare, die Aziz dazu verfasst hatte. Ganz unten auf der Seite stand eine E-Mail-Adresse – azizZzahara@gmail.com –, die sie sich auf einem Zettel notierte. Daneben stand ein Gedicht von Rumi:

Wähl die Liebe, die Liebe! Ohne das süße Leben der
Liebe ist das Leben eine Last – du hast es ja erfahren.

Beim Lesen des Gedichts kam Ella ein völlig abwegiger Gedanke. Einen Moment lang hatte sie das Gefühl, als wäre alles, was in Aziz Z. Zaharas Blog stand – die Fotos, die Kommentare, die Zitate und die Gedichte – einzig und allein für ihre Augen gedacht. Es war ein sonderbarer Gedanke, ein hochmütiger noch dazu, und doch leuchtete er ihr vollkommen ein.

Am Spätnachmittag saß sie müde und ein bisschen traurig am Fenster. Die Sonne schien ihr auf den Rücken, und die Küche war erfüllt vom Duft der Brownies, die sie gerade in den Ofen geschoben hatte. *Süße Blasphemie* lag aufgeschlagen vor ihr, aber Ella ging so viel durch den Kopf, dass sie sich nicht auf das Manuskript konzentrieren konnte. Ihr war eingefallen, dass vielleicht auch sie einige Grundregeln aufschreiben und sie »Die vierzig Regeln der gut geerdeten tüchtigen Hausfrau« nennen sollte.

»Regel Nummer eins«, murmelte sie. »Hör auf, die Liebe zu suchen! Hör auf, unmöglichen Träumen hinterherzurennen! Im Leben einer bald vierzigjährigen verheirateten Frau gibt es wahrlich Wichtigeres.«

Doch der Scherz ließ sie sofort an ebendiese Sorgen denken und rief ein tiefes Unbehagen in ihr hervor. Schließlich konnte sie nicht anders, als die

Telefonnummer ihrer älteren Tochter zu wählen. Nur der Anrufbeantworter meldetete sich.

»Jeannette, Liebes, ich weiß, es war falsch, Scott anzurufen. Aber ich hatte nichts Böses im Sinn. Ich wollte nur, dass …«

Sie stockte und bereute es sehr, sich ihre Worte nicht vorher zurechtgelegt zu haben. Im Hintergrund war das leise Rauschen des Bandes zu hören. Die Vorstellung, dass es spulte und spulte und die Zeit immer knapper wurde, machte sie nervös.

»Jeannette, bitte verzeih mir, was ich da angerichtet habe. Ich weiß, ich darf mich nicht beklagen, ich muss mich glücklich schätzen. Aber ich bin einfach so … so … unglücklich …«

Klick. Der Anrufbeantworter schaltete sich aus. Ellas Herz verkrampfte sich vor Schreck über das, was sie eben gesagt hatte. Was war bloß in sie gefahren? Bis eben hatte sie nicht einmal gewusst, dass sie unglücklich war. Konnte man depressiv sein, ohne es zu merken? Unglück darüber, ihr Unglücklichsein eingestanden zu haben, empfand sie merkwürdigerweise nicht. Aber empfunden hatte sie in letzter Zeit sowieso kaum mehr irgendetwas.

Ihr Blick fiel auf den Zettel mit Aziz Z. Zaharas E-Mail-Adresse. Es war eine einfache, bescheidene, irgendwie einladende Adresse. Ohne groß nachzudenken, setzte sie sich an den Computer und schrieb eine E-Mail:

> *Lieber Aziz Z. Zahara,*
>
> *ich heiße Ella und lese gerade in meiner Eigenschaft als Gutachterin für eine Literaturagentur Ihren Roman* Süße Blasphemie. *Ich bin noch nicht weit gekommen, aber er gefällt mir sehr. Das ist allerdings meine persönliche Meinung und sagt nichts über die Einschätzung meiner Chefin aus. Ob mir Ihr Roman gefällt oder nicht hat so gut wie keinen Einfluss auf die Entscheidung, ob wir Sie als Autor vertreten.*
>
> *Offenbar halten Sie die Liebe für die Essenz des Lebens und glauben, dass nichts anderes zählt. Ich will hier keine Diskussion über dieses Thema mit Ihnen anfangen, denn das würde zu nichts führen, sondern nur sagen, dass ich Ihnen nicht ganz zustimmen kann. Aber das ist nicht der Grund meines Schreibens.*

Ich wende mich an Sie, weil das »Timing« meiner Lektüre von Süße Blasphemie *nicht grotesker sein könnte. Im Moment versuche ich nämlich, meine ältere Tochter davon abzubringen, so jung zu heiraten. Gestern bat ich ihren Freund, die Heiratspläne zu begraben. Jetzt hasst mich meine Tochter und spricht nicht mehr mit mir. Ich habe das Gefühl, Sie und Jeannette würden sich gut verstehen, denn die Auffassung von Liebe scheint bei Ihnen und ihr fast dieselbe zu sein.*

Bitte entschuldigen Sie, dass ich meine persönlichen Probleme vor Ihnen ausbreite, was ich eigentlich gar nicht vorhatte. In Ihrem Blog (wo ich auch Ihre Mail-Adresse gefunden habe) heißt es, Sie seien zur Zeit in Guatemala. Es muss toll sein, in der Welt herumzureisen. Sollten Sie einmal nach Boston kommen, könnten wir uns vielleicht persönlich kennenlernen und uns bei einer Tasse Kaffee unterhalten.

Mit allen guten Wünschen

Ella

Ihre erste E-Mail an Aziz war weniger ein Brief als eine Einladung, ein Hilferuf. Aber das konnte Ella nicht wissen, als sie in der Stille ihrer Küche saß und eine Nachricht an einen unbekannten Autor verfasste, dem sie, wie sie glaubte, weder demnächst noch in Zukunft begegnen würde.

DER MEISTER

BAGDAD, APRIL 1242

Bagdad nahm von der Ankunft des Schams-e Tabrizi keine Notiz, aber ich werde den Tag, an dem er im bescheidenen Haus unseres Derwischordens erschien, nie vergessen. Wir hatten wichtige Gäste an diesem Nachmittag. Der Hohe Richter war mit einigen seiner Leute vorbeigekommen, und wie ich vermutete, steckte hinter diesem Besuch mehr als nur Höflichkeit. Der Richter, dessen Abneigung gegen den Sufismus bekannt war, wollte mir in Erinnerung bringen, dass er ein Auge auf uns hatte, so wie er ein Auge auf alle Sufis in der Gegend hatte.

Der Richter war ein ehrgeiziger Mensch. Er hatte ein breites Gesicht, eine herabhängende Wampe und kurze, dicke Finger, und einen jeden schmückte ein wertvoller Ring. Er hätte sich beim Essen wirklich mäßigen sollen, aber wahrscheinlich fand niemand den Mut, ihm das zu sagen, nicht einmal sein Arzt. Da er einer langen Ahnenreihe religiöser Gelehrter entstammte, war er einer der einflussreichsten Männer in unserer Gegend. Mit einem einzigen Richterspruch konnte er einen Mann an den Galgen bringen, aber ebenso mühelos einen Missetäter begnadigen und aus den dunkelsten Verliesen wieder ans Licht des Tages holen. Stets in Mäntel aus Pelz und teure Kleider gewandet, strahlte er die Erhabenheit eines Mannes aus, der um seine Macht und sein Ansehen weiß. Ich billigte seine Aufgeblasenheit nicht, bemühte mich aber unserer Bruderschaft zuliebe nach Kräften um ein Auskommen mit diesem einflussreichen Menschen.

»Wir leben in der prachtvollsten Stadt der Welt«, verkündete er und schob sich eine Feige in den Mund. »Bagdad ist überschwemmt von Deserteuren aus der Mongolenarmee, und wir bieten ihnen sichere Zuflucht. Denkst du nicht auch, dass wir der Nabel der Welt sind, Baba Zaman?«

»Diese Stadt ist ein Juwel, ganz zweifelsohne«, begann ich mit Bedacht. »Aber wir dürfen nicht vergessen, dass Städte wie Menschen sind. Sie werden geboren, durchleben ihre Kindheit und Jugend, werden alt und sterben

geboren, durchleben ihre Kindheit und Jugend, werden alt und sterben irgendwann. Im Augenblick befindet sich Bagdad in seiner späten Jugend. Wir sind nicht mehr so reich wie zu Zeiten des Kalifen Harun-ar Raschid, können aber immer noch stolz darauf verweisen, ein Zentrum des Handels, des Handwerks und der Dichtkunst zu sein. Doch wer weiß, wie es um die Stadt in tausend Jahren bestellt ist? Bis dahin kann sich alles völlig verändert haben.«

»Was soll die Schwarzseherei?« Der Richter schüttelte den Kopf, streckte den Arm nach einer anderen Schüssel aus und nahm sich eine Dattel. »Die Abbasiden werden weiterhin herrschen, es wird uns gutgehen. Aber natürlich nur, wenn der gegenwärtige Zustand nicht durch Verräter aus unseren eigenen Reihen ein Ende findet. Es gibt ja Leute, die sich zwar als Muslime bezeichnen, deren Auslegung des Islam jedoch weit gefährlicher ist als die Bedrohung durch Ungläubige.«

Ich beschloss zu schweigen. Es war kein Geheimnis, dass der Richter die Mystiker mit ihren individualistischen und esoterischen Auslegungen des Islam für Unruhestifter hielt. Er beschuldigte uns, die Scharia zu missachten und somit den Autoritäten – Männern wie ihm – keine Ehrfurcht zu zollen. Manchmal hatte ich das Gefühl, am liebsten würde er alle Sufis vor die Tore Bagdads setzen lassen.

»Deine Bruderschaft ist zwar harmlos, aber findest du nicht auch, dass manche Sufis es zu weit treiben?«, fragte der Richter und strich sich über den Bart.

Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte. Zum Glück klopfte es in diesem Moment an der Tür. Es war der rothaarige Novize. Er stürzte auf mich zu und flüsterte mir ins Ohr, ein Besucher sei gekommen, ein Wanderderwisch, der darauf bestehe, zu mir vorgelassen zu werden, und mit keinem anderen sprechen wolle.

Unter anderen Umständen hätte ich den Novizen gebeten, den Neuankömmling in einen ruhigen Empfangsraum zu führen, ihm warme Speisen vorzusetzen und ihn dort warten zu lassen, bis die Gäste gegangen waren. Aber der Richter setzte mir so zu, dass ich bei mir dachte, vielleicht könnte ein Wanderderwisch mit seinen farbenprächtigen Erzählungen aus fernen Ländern die angespannte Atmosphäre ein wenig auflockern, und so forderte ich den Novizen auf, den Mann hereinzulassen.

Wenig später wurde die Tür geöffnet, und ein von Kopf bis Fuß in Schwarz

gekleideter Mann trat ein. Schlank, ja hager, unbestimmbaren Alters, mit spitzer Nase, tiefliegenden pechschwarzen Augen und dunklem Haar, das ihm in großen Locken über die Augen fiel. Er trug einen langen Kapuzenumhang, ein wollenes Gewand und Schaffellstiefel. Seinen Hals zierte eine Kette mit zahlreichen Anhängern, und in der Hand hielt er eine Holzschale, wie sie die Bettelderwische bei sich tragen, um ihren Egoismus und ihre Selbstüberhebung zu besiegen, indem sie annehmen, was andere spenden. Offenkundig maß dieser Mann dem Urteil der Gesellschaft kaum Beachtung bei. Dass man ihn für einen Landstreicher oder sogar Bettler halten konnte, schien ihm nicht das Geringste auszumachen.

Als er so vor mir stand und darauf wartete, sich vorstellen zu dürfen, wusste ich augenblicklich, dass er etwas Besonderes war. Ich erkannte es an den Augen, den eleganten Gesten – er strahlte es einfach aus. Wie eine Eichel, die dem unverständigen Blick schlicht und verletzlich erscheint, aber schon von der stolzen Eiche kündet, die sie einmal sein wird, sah er mich mit dem durchdringenden Blick seiner schwarzen Augen an und nickte schweigend.

»Willkommen in unserem Ordenshaus, Derwisch!« Ich bedeutete ihm, auf den Kissen mir gegenüber Platz zu nehmen.

Nachdem er alle begrüßt hatte, setzte sich der Derwisch und nahm der Reihe nach jeden in der Runde gründlich in Augenschein, bis sein Blick schließlich am Richter haften blieb. Eine volle Minute lang betrachteten sich die beiden Männer, ohne auch nur ein Wort zu sagen, und unwillkürlich fragte ich mich, was diese so grundverschiedenen Menschen wohl voneinander dachten.

Ich bot dem Derwisch warme Ziegenmilch, gezuckerte Feigen und gefüllte Datteln an, doch er lehnte höflich ab. Als ich ihn nach seinem Namen fragte, stellte er sich als Schams-e Tabrizi vor und sagte, er sei ein Wanderderwisch auf der Suche nach Gott.

»Und – hast du Ihn gefunden?«, fragte ich.

Über das Gesicht des Derwischs huschte ein Schatten. Er nickte. »Oh ja – er war die ganze Zeit bei mir.«

Unverhohlen grinsend mischte sich nun der Richter ein. »Ich verstehe einfach nicht, warum ihr Derwische das Leben immer so kompliziert machen müsst. Wenn Gott sowieso bei dir war, warum hast du Ihn dann die ganze Zeit gesucht?«

Schams-e Tabrizi ließ nachdenklich den Kopf sinken und schwieg eine

Weile. Als er den Blick wieder hob, waren seine Züge ruhig, und seine Stimme klang bedächtig. »Er kann zwar nicht gefunden werden, indem man Ihn sucht, aber nur die Ihn suchen, können Ihn finden.«

»Immer diese Wortspielereien«, maulte der Richter. »Soll das heißen, dass wir Gott nie finden können, wenn wir unser ganzes Leben lang an einem Ort bleiben? Das ist Unsinn! Nicht jeder hat es nötig, sich in Lumpen zu kleiden und loszuziehen wie du!«

Es erhob sich Gelächter, mit dem die Männer dem Richter ihre Zustimmung kundtun wollten – es war das helle, unsichere, freudlose Lachen von Menschen, die es gewohnt sind, vor Höherstehenden zu kriechen. Ich bekam ein mulmiges Gefühl. Den Richter und den Derwisch zusammenzubringen war wohl doch keine gute Idee gewesen.

»Du hast mich offenbar falsch verstanden. Ich habe nicht gesagt, man könne Gott nicht finden, wenn man an seinem Heimatort bleibt. Das ist durchaus möglich«, räumte der Derwisch ein. »Es gibt Menschen, die nie irgendwohin gereist sind und trotzdem die Welt gesehen haben.«

»Genau!« Der Richter grinste triumphierend. Doch das Grinsen verging ihm, als der Derwisch weitersprach.

»Eigentlich wollte ich damit sagen, dass man Gott nicht finden kann, solange man in einem Pelzmantel und einem Seidengewand steckt und teuren Schmuck trägt, so wie du heute, Richter.«

Verblüfftes Schweigen senkte sich nieder. Alle Laute und Seufzer um uns herum erstarben. Wir hielten die Luft an, als würde gleich etwas noch Gewaltigeres geschehen. Doch was hätte schockierender sein können?

»Deine Zunge ist zu spitz für einen Derwisch«, sagte der Richter.

»Wenn etwas gesagt werden muss, dann sage ich es, auch wenn mich die ganze Welt am Hals packt und mir Schweigen gebietet.«

Der Richter runzelte die Stirn, tat das Ganze dann aber mit einem Achselzucken ab. »Wie auch immer«, meinte er. »Du bist jedenfalls genau der Mann, den wir brauchen. Wir unterhielten uns gerade über die Pracht unserer Stadt. Du hast bestimmt viele Städte gesehen. Gibt es eine herrlichere als Bagdad?«

Schams ließ den Blick gemächlich von einem zum anderen wandern und antwortete: »Bagdad ist ohne Zweifel eine bemerkenswerte Stadt, aber keine

Schönheit der Welt bleibt für immer bestehen. Städte werden auf spirituellen Säulen errichtet. Riesigen Spiegeln gleich sind sie ein Widerschein der Herzen ihrer Bewohner. Wenn diese Herzen sich verdunkeln und den Glauben verlieren, dann verlieren die Städte ihren Glanz. So ist es, und so geschieht es immer wieder.«

Ich konnte nicht umhin zu nicken. Schams-e Tabrizi schien kurz von seinen Gedanken abgelenkt zu sein; mit freundlich funkelnden Augen wandte er sich mir zu. Sein Blick ruhte auf mir wie die Hitze einer sengenden Sonne. In diesem Moment erkannte ich, wie sehr er seines Namens würdig war. Dieser Mann strahlte Leidenschaft aus, Lebendigkeit und ein inneres Feuer. Ja, er war Schams, »die Sonne«.

Der Richter sah das allerdings anders. »Ihr Sufis macht alles viel zu kompliziert, genau wie die Dichter und Philosophen! Warum so viele Worte? Menschen sind einfache Wesen mit einfachen Bedürfnissen. Den Herrschern obliegt es, diese Bedürfnisse zu stillen und dafür zu sorgen, dass die Menschen nicht auf Irrwege geraten. Deshalb muss die Scharia auf das Genaueste angewendet werden.«

»Die Scharia ist wie eine Kerze«, erwiderte Schams-e Tabrizi. »Sie versorgt uns mit viel wertvollem Licht. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass uns eine Kerze dabei hilft, in der Dunkelheit von einem Ort zum anderen zu gelangen. Was nützt es, wenn wir vergessen, wohin wir wollen, und unsere Aufmerksamkeit stattdessen auf die Kerze richten?«

Die Miene des Richters verdüsterte sich, und mir wurde ganz bang zumute. Mit einem Mann über die Scharia zu streiten, dessen Aufgabe es war, Menschen gemäß der Scharia zu verurteilen und oft auch zu bestrafen, konnte gefährlich werden. War Schams sich nicht darüber im Klaren?

Ich suchte noch nach einem nicht völlig aus der Luft gegriffenen Vorwand, um den Derwisch aus dem Raum zu bitten, da hörte ich ihn schon sagen: »Es gibt eine Regel, die für genau diese Lage gilt.«

»Welche Regel?«, fragte der Richter argwöhnisch.

Schams-e Tabrizi richtete sich auf, blickte starr geradeaus, als läse er aus einem unsichtbaren Buch, und verkündete:

»Jeder Leser versteht den Heiligen Koran auf seine eigene Weise, je nach der Tiefe seines Verstandes. Es gibt vier Stufen der Erkenntnis. Die erste ist die äußere Bedeutung; mit ihr geben sich die meisten Menschen zufrieden. Die

zweite ist Batini, die innere Stufe. Darauf folgt die innere der inneren Stufen. Und die vierte Stufe liegt so tief verborgen, dass sie sich nicht in Worte fassen lässt und daher unbeschreiblich bleibt.«

Mit funkelnden Augen fuhr Schams fort. »Gelehrte, die nur die Scharia im Blick haben, kennen die äußere Bedeutung. Sufis wissen um die innere Bedeutung. Heilige kennen die innere der inneren Stufe. Die vierte aber ist nur den Propheten zugänglich und denen, die Gott am nächsten stehen.«

»Soll das heißen, dass ein gewöhnlicher Sufi mehr vom Koran versteht als ein Scharia-Gelehrter?«, fragte der Richter, während er mit den Fingern auf eine Schüssel trommelte.

Auf den Lippen des Derwischs erschien die Andeutung eines spöttischen Lächelns, aber er erwiderte nichts.

»Vorsicht, mein Freund!«, sagte der Richter. »Dich trennt nur ein schmaler Grat von der reinen Blasphemie!«

Sollten diese Worte als Drohung gemeint gewesen sein, so schien der Derwisch diese nicht bemerkt zu haben. »Was genau ist denn ›reine Blasphemie‹?«, fragte er. Dann holte er tief Luft und fügte hinzu: »Ich möchte dir eine Geschichte erzählen.«

Und er erzählte uns folgende Geschichte:

Als Moses einmal allein durch die Berge streifte, sah er in der Ferne einen Schäfer. Der Mann kniete auf dem Boden und hatte die Hände betend zum Himmel erhoben. Moses war sehr erfreut. Doch als er näher kam und das Gebet des Schäfers hörte, verwandelte sich seine Freude in Bestürzung.

»Mein geliebter Gott, ich liebe Dich mehr, als Du wissen kannst. Ich werde alles für Dich tun, sprich nur ein Wort! Selbst wenn Du mich bätest, in Deinem Namen das fetteste Schaf meiner Herde zu schlachten, würde ich es ohne Zögern tun. Dann würdest Du es braten und sein Schwanzfett in Deinen Reis geben, um ihn geschmackvoller zu machen.«

Ganz langsam näherte Moses sich dem Schäfer und lauschte angestrengt.

»Und danach würde ich Dir die Füße waschen und Dir die Ohren putzen und Dir die Läuse entfernen. So sehr liebe ich Dich!«

Als Moses genug gehört hatte, unterbrach er den Schäfer. »Du Unwissender!«, schrie er. »Was bildest du dir ein? Glaubst du, Gott isst Reis? Glaubst du, Gott hat Füße, die du waschen könntest? Das ist kein Gebet, das ist reine Blasphemie!«

reine Blasphemie.«

Verwirrt und beschämt entschuldigte sich der Schäfer vielmals und versprach, künftig so zu beten wie die anständigen Leute. Moses brachte ihm an diesem Nachmittag mehrere Gebete bei. Dann ging er, sehr mit sich zufrieden, weiter.

Doch in der Nacht hörte er eine Stimme. Es war die Stimme Gottes.

»Ach, Moses, was hast du getan? Du hast den armen Schäfer gescholten und nicht gesehen, wie lieb er Mir war. Er sagt vielleicht nicht das Richtige und nicht auf die richtige Weise, aber er meinte es ehrlich. Sein Herz war rein, er hatte die besten Absichten. Ich hatte Wohlgefallen an ihm. In deinen Ohren mögen seine Worte wie Blasphemie geklungen haben, aber für Mich waren sie süße Blasphemie.«

Moses sah seinen Fehler sofort ein. Am nächsten Tag ging er frühmorgens zurück in die Berge, um mit dem Schäfer zu sprechen. Und wieder traf er ihn betend an; nur betete er diesmal so, wie es ihm beigebracht worden war. Entschlossen, seine Sache richtig zu machen, stotterte er ganz ohne die Begeisterung und Leidenschaft seiner früheren Gebete vor sich hin. Moses bedauerte, was er ihm angetan hatte, klopfte ihm auf den Rücken und sagte: »Ich habe mich geirrt, mein Freund. Bitte vergib mir. Bete weiterhin nach deiner Art. Das ist in den Augen Gottes viel wertvoller.«

Den Schäfer verwunderte es, das zu hören, doch umso größer war seine Erleichterung. Aber zu seinen alten Gebeten wollte er nicht zurückkehren. Ebenso wenig befolgte er die formalen Gebete, die Moses ihn gelehrt hatte. Er hatte einen neuen Weg gefunden, um mit Gott zu sprechen, er war erfüllt und beglückt durch seine kindliche Andacht und hatte die frühere Stufe hinter sich gelassen – die Stufe seiner süßen Blasphemie.

»Man darf also nie über die Art und Weise urteilen, in der andere mit Gott sprechen«, fügte Schams hinzu. »Jedem seine eigene Art, jedem sein eigenes Gebet. Gott nimmt uns nicht beim Wort. Er blickt tief in unsere Herzen. Wichtig sind nicht die Zeremonien und Rituale, wichtig ist nur, ob unser Herz rein genug ist oder nicht.«

Ich warf einen Blick zum Richter hinüber. Hinter der Maske der vollkommenen Selbstgewissheit und Gelassenheit lauerte unübersehbar Ärger. Zugleich hatte der scharfsinnige Mann erkannt, wie heikel die Lage war. Ging er auf Schams' Geschichte ein, musste er auch den nächsten Schritt tun und

den Derwisch wegen dessen Anmaßung bestrafen. Dann würde es ernst werden, und alle würden erfahren, dass es ein einfacher Derwisch gewagt hatte, sich mit dem Hohen Richter anzulegen. Er hielt es daher für besser, so zu tun, als gäbe es nichts, woran er Anstoß nehmen müsste, und die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Draußen färbte die untergehende Sonne den Himmel in vielfältige, da und dort von dunkelgrauen Wolken durchsetzte Rottöne. Nach einer Weile erhob sich der Richter mit den Worten, er habe noch wichtige Dinge zu erledigen. Nachdem er mir kurz zugenickt und Schams-e Tabrizi einen kühlen Blick zugeworfen hatte, verließ er den Raum. Schweigend folgten ihm seine Männer.

»Ich fürchte, der Richter ist dir nicht sehr gewogen«, sagte ich, als alle fort waren.

Schams-e Tabrizi strich sich lächelnd das Haar aus dem Gesicht. »Ach, das macht nichts. Ich bin daran gewöhnt, dass mich die Leute nicht besonders mögen.«

Da packte mich die Neugier. Ich war lange genug Meister dieser Sufi-Bruderschaft, um zu wissen, dass ein solcher Besuch nicht alle Tage kam.

»Sag mir – aus welchem Grund bist du in Bagdad, Derwisch?«, fragte ich.

Ich konnte die Antwort kaum erwarten, und im selben Moment emfand ich eine sonderbare Angst.

ELLA

NORTHAMPTON, 20. MAI 2008

Bauchtänzerinnen und Derwische wirbelten durch Ellas Träume in der Nacht, in der ihr Mann nicht nach Hause kam. Sie hatte den Kopf auf das Manuskript sinken lassen und sah im Schlaf, wie sich raubeinige Krieger in einer Straßenschenke an ganzen Bergen von köstlichen Kuchen und Süßspeisen labten.

Und dann sah sie sich selbst. Wie sie in einem belebten Basar in der Zitadelle einer fremdländischen Stadt jemanden suchte. Die Menschen um sie herum bewegten sich so langsam, als tanzten sie zu einer Melodie, die sie nicht hören konnte. Sie hielt einen dicken Mann mit einem lang herabhängenden Schnurrbart an, um ihn etwas zu fragen, aber dann fiel ihr die Frage nicht mehr ein. Der Mann warf ihr einen entgeisterten Blick zu und humpelte weiter. Sie sprach mehrere Verkäufer, später Kunden an, aber niemand reagierte auf sie. Zuerst dachte sie, es liege daran, dass sie ihre Sprache nicht sprach. Doch dann führte sie die Hand zum Mund und erkannte entsetzt, dass man ihr die Zunge abgeschnitten hatte. Während Panik in ihr aufstieg, hielt sie Ausschau nach einem Spiegel, aber es gab keine Spiegel in diesem Basar. Sie brach in Tränen aus und wurde von einem unangenehmen Geräusch geweckt, ohne herausgefunden zu haben, ob sie noch eine Zunge besaß.

Als sie die Augen öffnete, sah sie, dass Spirit wie verrückt an der Hintertür kratzte. Wahrscheinlich war irgendein Tier auf die Veranda gelangt, und der Hund war ganz aus dem Häuschen. Vor allem Stinktiere machten ihn schrecklich nervös. Sie erinnerte sich nur zu gut an seine unschöne Begegnung mit einem dieser Zeitgenossen im letzten Winter. Erst nach Wochen war es Ella gelungen, Spirit von dem üblen Geruch zu befreien, und selbst nachdem sie ihn mehrmals in Tomatensaft gebadet hatte, war der an brennendes Gummi erinnernde Gestank noch immer nicht ganz verschwunden.

Sie warf einen Blick auf die Wanduhr. Es war Viertel vor drei am Morgen. David war immer noch nicht da und würde vielleicht niemals wiederkommen

David war immer noch nicht da und würde vielleicht niemals wiederkommen. Jeannette hatte nicht zurückgerufen, und Ella in ihrer düsteren Stimmung bezweifelte, jemals einen Rückruf von ihr zu erhalten. Panisch vor Angst, ihr Mann und ihre Tochter könnten sie verlassen haben, öffnete sie den Kühlschrank und stöberte eine Weile darin herum. Die Lust auf ein paar Löffel Kirsch-Vanille-Eis kämpfte mit der Furcht, ein paar Pfund zuzulegen. Um Selbstbeherrschung bemüht trat sie einen Schritt zurück und schlug die Kühlschranktür, ein bisschen heftiger, als nötig gewesen wäre, zu.

Sie entkorkte eine Flasche Rotwein und schenkte sich ein Glas ein. Es war ein guter Wein, leicht und ausdrucksvoll, mit einem feinen, bittersüßen Abgang, der ihr zusagte. Erst als sie sich nachschenkte, kam ihr der Gedanke, dass sie womöglich einen von Davids teuren Bordeaux geöffnet hatte. Sie sah auf dem Etikett nach – Château Margaux 1996. Stirnrunzelnd betrachtete sie die Flasche. Es sagte ihr nichts.

Weil sie zu müde und zu schläfrig war, um weiterzulesen, beschloss sie, ihre E-Mails abzurufen. Und fand, versteckt zwischen Junkmails und einer Nachricht von Michelle, die sich nach dem Fortgang der Arbeit am Manuskript erkundigte, eine E-Mail von Aziz Z. Zahara.

Liebe Ella (falls Sie gestatten),

Ihre E-Mail erreichte mich in einem guatemaltekischen Dorf namens Momostenango. Das ist einer der wenigen Orte, in denen noch der Maya-Kalender benutzt wird. Unmittelbar gegenüber dem Hostel steht ein Wunschbaum, der mit Hunderten von Stoffstücken in allen nur denkbaren Farben und Mustern geschmückt ist. Die Dorfbewohner nennen ihn »Baum der Untröstlichen«. Wer ein gebrochenes Herz hat, schreibt seinen Namen auf einen Zettel, befestigt ihn an einem Zweig und betet, es möge gesunden.

Ich hoffe, Sie finden es nicht anmaßend, aber nachdem ich Ihre Mail gelesen hatte, ging ich zu diesem Wunschbaum und betete, dass Sie und Ihre Tochter das Missverständnis klären können. Man sollte noch das kleinste Fünkchen Liebe zu würdigen wissen, denn die Liebe, sagt Rumi, ist das Wasser des Lebens.

Mir hat es in der Vergangenheit geholfen, mich nicht mehr auf Konflikte mit den Menschen um mich herum einzulassen, denn am

Ende blieb ich immer frustriert zurück, da ich sie nicht ändern konnte. Darf ich vorschlagen, dass Sie sich, anstatt sich aufzudrängen oder passiv zu sein, schlicht fügen?

Manche Menschen begehen den Fehler, »Fügsamkeit« mit »Schwäche« zu verwechseln. Dabei ist sie alles, nur das nicht. Fügsam sein heißt, die Bestimmungen des Universums friedfertig hinzunehmen, und dazu zählen auch die Dinge, die wir im Augenblick nicht ändern oder nicht verstehen können.

Dem Maya-Kalender zufolge ist heute ein glückverheißender Tag. Es steht eine große astrologische Veränderung bevor, die zu einem neuen menschlichen Bewusstsein führt. Ich muss diese Mail jetzt schnell abschicken, bevor die Sonne untergeht und der Tag vorüber ist.

Möge die Liebe Sie finden, wenn Sie es am wenigsten und wo Sie es am wenigsten erwarten.

Mit freundlichen Grüßen

Aziz

Ella klappte den Laptop zu. Es rührte sie, dass ein völlig Fremder in einem abgelegenen Winkel der Erde für ihr Wohlergehen gebetet hatte. Sie schloss die Augen und stellte sich ihren Namen auf einem Stück Papier vor, das an einem Wunschbaum hing und frei und lustig wie ein Drachen in der Luft flatterte.

Sie öffnete die Küchentür, trat in den Garten hinaus und genoss die verwirrende Kühle des Winds. Spirit stand unruhig knurrend neben ihr und schnüffelte vor sich hin. Seine Augen waren schmal, dann wieder groß und angsterfüllt, und er spitzte die Ohren, als hätte er in der Ferne etwas Unheimliches bemerkt. Ella und ihr Hund standen nebeneinander unter dem Spätfrühlingsmond und schauten in die undurchdringliche, riesige Dunkelheit hinein – beide voller Furcht vor den Dingen, die dort umgehen mochten, voller Furcht vor dem Unbekannten.

DER NOVIZE

BAGDAD, APRIL 1242

Beflissen katzbuckelnd brachte ich den Richter zur Tür und kehrte dann rasch in den Hauptraum zurück, um das schmutzige Geschirr einzusammeln. Zu meiner Überraschung saßen Baba Zaman und der Wanderderwisch noch immer genau so da wie zuvor, und keiner sprach ein Wort. Ich beobachtete sie aus den Augenwinkeln und fragte mich, ob man sich miteinander unterhalten konnte, ohne zu reden. Ich blieb so lange wie möglich da, setzte die Kissen auf, machte Ordnung, klaubte Brösel vom Boden, aber irgendwann gab es keinen Grund mehr zu bleiben.

Halbherzig schlurfte ich in die Küche zurück. Kaum sah er mich, schon überschüttete mich der Koch mit Befehlen. »Putz die Arbeitstheke und wisch den Boden! Spül das Geschirr! Mach den Ofen und die Wände rings um den Bratrost sauber! Und wenn du damit fertig bist, überprüfst du die Mausefallen!« Seit ich ungefähr ein halbes Jahr zuvor hierherkommen war, schikanierte mich dieser Mann pausenlos. Jeden Tag ließ er mich schuften wie ein Pferd und bezeichnete die Quälerei als Teil meiner spirituellen Ausbildung – als ob das Abspülen von fettigem Geschirr irgendetwas mit Geist zu tun hätte.

Er redete nicht viel; sein Lieblingsspruch war: »Putzen ist Beten, und Beten ist Putzen!«

Einmal traute ich mich zu sagen: »Wenn es so wäre, müssten alle Haufrauen in Bagdad spirituelle Meister sein.«

Da warf er mir einen Holzlöffel an den Kopf und brüllte aus vollem Hals: »Deine Unverschämtheiten bringen dir gar nichts, mein Sohn. Wenn du ein Derwisch werden willst, musst du so stumm wie dieser Holzlöffel sein. Novizen dürfen nicht aufbegehren. Rede gefälligst weniger und werde schneller erwachsen!«

Ich hasste den Koch, ja mehr noch, ich hatte Angst vor ihm. Seine Befehle missachtete ich nie. Das heißt – bis zu diesem Abend.

missachtete ich sie. Das heißt – bis zu diesem Abend.

Sobald mir der Koch den Rücken zugekehrt hatte, schlich ich mich aus der Küche und ging auf Zehenspitzen in den Hauptraum zurück. Ich wollte unbedingt mehr über den Wanderderwisch erfahren. Wer war er? Was machte er hier bei uns? Er war nicht wie die anderen Derwische in der Bruderschaft. Selbst wenn er bescheiden den Kopf senkte, war sein Blick wild und leidenschaftlich. Er hatte etwas so Außergewöhnliches, Unberechenbares an sich, dass es fast schon zum Fürchten war.

Ich spähte durch einen Riss in der Tür. Zuerst sah ich gar nichts. Aber dann gewöhnten sich meine Augen an das Halbdunkel, das im Zimmer herrschte, und ich erkannte die Gesichter der beiden.

Der Meister fragte: »Sag mir, Schams-e Tabrizi, was führt einen Mann wie dich nach Bagdad? Ist dir die Stadt im Traum erschienen?«

Der Derwisch schüttelte den Kopf. »Nein, kein Traum hat mich hierhergeführt, es war eine Vision. Ich träume nie.«

»Alle Menschen träumen«, entgegnete Baba Zaman sanft. »Wahrscheinlich erinnerst du dich nur nicht immer daran. Das heißt freilich nicht, dass du nicht träumst.«

»Es ist aber so, ich träume nicht«, wiederholte der Derwisch. »Das gehört zu der Abmachung, die ich mit Gott getroffen habe. Als ich ein kleiner Junge war, sah ich Engel, und meinen Augen enthüllten sich die Mysterien des Universums. Als ich es meinen Eltern erzählte, waren sie alles andere als erfreut und befahlen mir, mit dem Träumen aufzuhören. Als ich mich meinen Freunden anvertraute, nannten auch sie mich einen hoffnungslosen Träumer. Ich sprach mit meinen Lehrern darüber, doch auch da war es dasselbe. Da erkannte ich, dass die Menschen alles, was ihnen ungewöhnlich erschien, als Traum bezeichneten, und das Wort mit allem, wofür es stand, wurde mir zuwider.«

Der Derwisch schwieg so unvermittelt, als hätte er plötzlich ein Geräusch gehört. Und dann geschah das Merkwürdigste überhaupt. Er stand auf, streckte sich und ging ganz langsam und bedächtig auf die Tür zu. Und die ganze Zeit blickte er in meine Richtung, als wüsste er, dass ich dahinterstand und hineinlinste.

Als könnte er durch die Holztür hindurchsehen.

Mein Herz klopfte wie verrückt. Ich wollte in die Küche zurücklaufen, aber

es ging nicht. Meine Arme, meine Beine – mein ganzer Körper war wie gelähmt. Auf der anderen Seite der Tür waren die dunklen Augen von Schams-e Tabrizi auf mich gerichtet. Ich war starr vor Schrecken und spürte doch eine ungeheure Energie durch meinen Körper fluten. Schams kam noch näher und legte die Hand auf den Griff, aber als ich schon dachte, er würde die Tür öffnen und mich erwischen, hielt er inne. Aus dieser Nähe konnte ich sein Gesicht nicht sehen und nicht erkennen, was ihn umgestimmt hatte. Eine unerträglich lange Minute verharrten wir so. Dann machte er kehrt und fuhr, während er sich von der Tür entfernte, mit seiner Geschichte fort.

»Als ich dann etwas älter war, bat ich Gott darum, das Vermögen zu träumen von mir zu nehmen, damit ich bei jeder Begegnung mit Ihm wisse, dass ich nicht träumte. Er stimmte zu und nahm mir alle Träume. Deswegen träume ich nie.«

Schams-e Tabrizi stand jetzt hinten im Raum am offenen Fenster. Draußen nieselte es. Nachdenklich betrachtete er den leichten Regen und sagte schließlich: »Gott hat mir das Vermögen zu träumen genommen. Aber zum Ausgleich verlieh Er mir die Gabe, die Träume anderer zu deuten. Ich bin ein Traumdeuter.«

Ich erwartete, dass Baba Zaman diesen Unsinn von sich weisen und den Derwisch ausschelten würde, so wie er mich immer ausschalt.

Doch der Meister nickte voll Ehrfurcht und sagte: »Du bist ein sehr ungewöhnlicher Mensch. Sag mir, was ich für dich tun kann.«

»Ich weiß es nicht. Eigentlich hatte ich gehofft, dass du es mir sagen würdest.«

»Was soll das heißen?«, fragte der Meister verwundert.

»Ich bin seit fast vierzig Jahren Wanderderwisch. Mit der Natur kenne ich mich aus, aber die Gepflogenheiten der Gesellschaft sind mir immer noch fremd. Ich kann wie ein wildes Tier kämpfen, wenn es sein muss, aber ich selbst vermag niemandem wehzutun. Ich kann die Sternbilder am Himmel benennen, die Bäume im Wald unterscheiden und in den Menschen, die der Allmächtige nach Seinem Bild geschaffen hat, wie in einem Buch lesen.«

Schams schwieg eine Weile und wartete, bis der Meister eine Öllampe entzündet hatte. Dann sprach er weiter. »Eine der Regeln besagt: Du kannst Gott anhand von allem und jedem im Universum betrachten, denn Gott ist nicht auf eine Moschee, eine Synagoge oder eine Kirche begrenzt. Doch wenn

du immer noch glaubst, wissen zu müssen, wo genau Er ist, kannst du Ihn nur an einem einzigen Ort finden: im Herzen eines wahrhaft Liebenden. Niemand hat Ihn gesehen und danach weitergelebt, so wie niemand gestorben ist, nachdem er Ihn gesehen hatte. Wer Ihn findet, bleibt für immer bei Ihm.«

Im dämmrigen Schein des flackernden Lichts wirkte Schams-e Tabrizi noch größer. Sein Haar fiel ihm in wirren Locken über die Schultern.

»Doch Wissen, das nirgendwohin fließt, ist wie abgestandenes Wasser am Boden einer alten Vase. Jahrelang habe ich zu Gott um einen Gefährten gebetet, mit dem ich das in mir angehäufte Wissen teilen kann, und endlich erfuhr ich durch eine Vision, die ich in Samarkand hatte, dass ich nach Bagdad gehen solle, um mein Schicksal zu erfüllen. Du sollst den Namen meines Gefährten kennen und wo ich ihn finde und mir beides mitteilen, wenn nicht jetzt, dann später.«

Draußen war es Nacht geworden, und durch das Fenster fiel ein Streifen Mondlicht ins Zimmer. Ich merkte, wie spät es war. Sicherlich suchte mich der Koch schon. Aber es war mir gleich. Dieses eine Mal fühlte es sich gut an, die Regeln zu brechen.

»Ich kenne die Antwort nicht, die du von mir erwartest«, murmelte der Meister. »Aber wenn ich dazu bestimmt bin, eine Auskunft zu erteilen, wird sich das zur rechten Zeit ergeben. Bis dahin kannst du hier bei uns bleiben. Sei unser Gast!«

Dankbar und demütig beugte sich der Wanderderwisch hinab und küsste Baba Zaman die Hand. Und daraufhin stellte der Meister diese absonderliche Frage: »Du sagst, du bist bereit, all dein Wissen an einen anderen weiterzugeben. Du willst die Wahrheit in der Hand halten wie eine wertvolle Perle und sie einem besonderen Menschen schenken. Aber es ist keine leichte Aufgabe für einen Menschen, das Herz eines anderen dem geistigen Licht zu öffnen. Du stiehlst Gott den Donner. Zu welcher Gegenleistung bist du bereit?«

Solange ich lebe, werde ich die Antwort des Derwischs nicht vergessen. Er zog eine Braue hoch und sagte mit fester Stimme: »Ich bin gewillt, meinen Kopf dafür zu geben.«

Ich zuckte zusammen, und es fuhr mir eiskalt über den Rücken. Als ich das Auge wieder an den Riss in der Tür drückte, sah ich, dass auch den Meister die

Antwort erschuttert hatte.

»Wir haben wohl genug geredet für heute.« Baba Zaman seufzte auf. »Du bist gewiss müde. Ich rufe den jungen Novizen. Er wird dir dein Bett zeigen und dir saubere Laken und ein Glas Milch bringen.«

Schams-e Tabrizi wandte sich zur Tür, und ich spürte es bis ans Herz, dass er mich wieder ansah – nein, mehr noch: Es war, als sähe er in mich hinein, als betrachtete er die Höhen und Tiefen meiner Seele und erkundete Geheimnisse, die mir selbst verborgen waren. Vielleicht trieb er schwarze Magie oder hatte bei Harut und Marut gelernt, den beiden Engeln in Babel, vor denen uns der Koran warnte. Oder aber er besaß übernatürliche Kräfte, die es ihm erlaubten, durch Türen und Wände hindurchzusehen. Wie auch immer, es machte mir Angst.

»Du brauchst den Novizen nicht zu rufen«, sagte er, eine Spur höher als zuvor. »Ich glaube, er ist ganz in der Nähe und hat uns gehört.«

Ich schnappte so laut nach Luft, dass es die Toten in ihren Gräbern hätte aufwecken können. Völlig entsetzt war ich im Nu auf den Beinen und sauste in den Garten, um Zuflucht in der Dunkelheit zu finden. Aber dort wartete eine unangenehme Überraschung auf mich.

»Ah, hier bist du, du kleiner Lump!«, brüllte der Koch und lief mir mit einem Besen in der Hand entgegen. »Jetzt bekommst du Ärger, mein Sohn, mächtigen Ärger!«

Im letzten Moment sprang ich zur Seite und entkam so dem Besenhieb.

»Komm her, oder ich breche dir alle Knochen im Leib!«, brüllte mir der Koch keuchend hinterher.

Aber ich dachte gar nicht daran, sondern flitzte wie ein Pfeil aus dem Garten hinaus. Das Gesicht von Schams-e Tabrizi vor Augen rannte ich auf dem gewundenen Pfad dahin, der das Ordenshaus mit der Hauptstraße verband, und auch als ich schon sehr weit gelaufen war, vermochte ich nicht stehen zu bleiben. Mit hämmerndem Herzen und trockener Kehle lief ich, bis meine Knie nachgaben und ich schließlich nicht mehr weiterkonnte.

ELLA

NORTHAMPTON, 21. MAI 2008

Beherzt dem Streit entgegenblickend, der ohne Frage ins Haus stand, kam David früh am nächsten Morgen nach Hause, wo er Ella schlafend im Bett vorfand. *Süße Blasphemie* lag aufgeschlagen auf ihrem Schoß, neben ihr stand ein leeres Weinglas. Er machte einen Schritt auf sie zu, um ihre Decke ein wenig hochzuziehen, damit sie es schön warm hatte, überlegte es sich dann aber wieder anders.

Zehn Minuten später wachte Ella auf. Es überraschte sie nicht, ihren Mann im Bad rumoren zu hören. Er brachte es zwar fertig, mit anderen Frauen zu flirten und offensichtlich sogar die Nacht mit ihnen zu verbringen, duschen aber wollte er morgens in seinem eigenen Bad und nirgendwo sonst. Als er nach dem Duschen ins Schlafzimmer kam, tat Ella, als würde sie schlafen, wodurch es ihm erspart blieb, sein Fernbleiben zu erklären.

Keine sechzig Minuten später hatten ihr Mann und die Kinder das Haus verlassen, und Ella saß allein in der Küche. Das Leben ging offenbar wieder seinen normalen Gang. Sie griff zu ihrem Lieblingskochbuch, *Kochkunst – einfach gemacht*, ging mehrere Alternativen durch und entschied sich dann für ein recht anspruchsvolles Menü, das sie den ganzen Nachmittag beschäftigt halten würde:

Muschelsuppe mit Safran, Kokosnuss und Orangen
Überbackene Fünf-Käse-Nudeln mit Pilzen und frischen Kräutern
Mit Rosmarin gespickte Spareribs vom Kalb an Essig-Knoblauch-Sauce
Salat von Blumenkohl und grünen Bohnen mit Limonen-vinaigrette

Dann wurde über das Dessert entschieden: warmes Schokoladensoufflé.

Ella kochte aus mehreren Gründen gern. Aus einfachen Zutaten köstliche Speisen herzustellen war nicht nur eine befriedigende, eine erfüllende Tätigkeit, sondern hatte auch etwas seltsam Sinnliches. Darüber hinaus liebte

Tätigkeit, sondern hatte auch etwas seltsam Sinnliches. Darüber hinaus liebte sie das Kochen, weil es etwas war, was sie wirklich gut konnte. Und es ließ sie zur Ruhe kommen. Die Küche war der einzige Ort in ihrem Leben, an dem sich die Außenwelt komplett ausschließen ließ und sie die Zeit innerlich anhalten konnte. Vermutlich, dachte Ella, hatte Sex auf manche Menschen genau dieselbe Wirkung, aber dazu gehörten immer zwei, während man fürs Kochen nur Zeit, Sorgfalt und eine Tüte voller Lebensmittel brauchte.

Die Leute in den Kochsendungen taten immer so, als ginge es beim Kochen um Inspiration, Originalität und Kreativität, und ihr Lieblingswort war »experimentieren«. Ella sah das völlig anders. Experimente sollte man den Forschern und Schrulligkeit den Künstlern überlassen! Beim Kochen ging es darum, die Grundlagen zu erlernen, sich an die Angaben aus den Rezepten zu halten und jahrhundertealten Erkenntnissen Respekt zu zollen. Althergebrachte Traditionen galt es zu pflegen, anstatt herumzuprobieren. Die Kunst des Kochens erlernte man mithilfe von Bräuchen und Gepflogenheiten, die in den modernen Zeiten natürlich niemand zu schätzen wusste, aber in der Küche war eine traditionelle Einstellung nicht fehl am Platz.

So schätzte Ella auch die immer gleichen täglichen Abläufe. Jeden Morgen in etwa um dieselbe Zeit frühstückte die ganze Familie; jedes Wochenende fuhren sie in dieselbe Einkaufsmall. Und an jedem ersten Sonntag im Monat luden sie ihre Nachbarn zum Abendessen ein. Weil David ein Workaholic war und wenig Zeit hatte, musste Ella sich um alles im Haus allein kümmern. Es war ihre Aufgabe, das Geld einzuteilen, das Haus in Schuss zu halten, die Möbel aufpolstern zu lassen, die Einkäufe zu erledigen, die Termine der Kinder im Blick zu behalten, ihnen bei den Hausaufgaben zu helfen und so weiter. Donnerstags ging sie in den Fusion Cooking Club, wo die verschiedensten Landesküchen zusammengebracht und Rezepte von anno dazumal mit neuen Gewürzen und Zutaten aufgepeppt wurden. Jeden Freitag verbrachte sie Stunden auf dem Wochenmarkt, unterhielt sich mit den Bauern über deren Produkte, besah sich ein Glas zuckerarme Bio-Pfirsichmarmelade oder erklärte einer anderen Marktkundin, wie man Babychampignons am besten zubereitete. Was sie dort nicht bekam, kaufte sie auf dem Heimweg im Bio-Supermarkt.

Samstagabends führte David sie zum Essen aus (meistens in ein japanisches Lokal oder ein Thai-Restaurant), und wenn sie bei ihrer Rückkehr nicht zu müde oder zu betrunken oder einfach zu lustlos waren, schliefen sie

miteinander. Kleine Küsse und sanfte Bewegungen, die eher Mitgefühl als Gefühl ausdrückten. Die erotische Anziehung, früher das stärkste Band zwischen ihnen, hatte schon seit geraumer Zeit ihren Reiz verloren. Manchmal schliefen sie wochenlang nicht miteinander. Ella fand es merkwürdig, dass Sex in ihrem Leben einmal eine so wichtige Rolle gespielt hatte; jetzt, ohne Sex, war sie erleichtert, fühlte sich fast befreit. Im Grunde war ihr die Vorstellung, dass ein lange verheiratetes Paar die sinnlich-körperliche Verbindung nach und nach gegen eine verlässlichere und stabilere Art der Beziehung eintauschte, ganz angenehm.

Das Problem war nur, dass David Sex nicht in demselben Maße aufgegeben hatte wie Sex mit seiner Frau. Sie hatte ihn nie wegen seiner Affären zur Rede gestellt, ihre Vermutungen nicht einmal anspielungsweise geäußert. Dass niemand aus ihrem engeren Freundeskreis etwas davon wusste, erleichterte es ihr, die Ahnungslose zu spielen. Es gab keine Skandale, keine peinlichen Zufälle, nichts, worüber man hätte tratschen können. Es war ihr ein Rätsel, wie er das angesichts der hohen Frequenz seiner Rendezvous mit anderen Frauen – insbesondere mit seinen jungen Zahnarzthelferinnen – hinbekam, aber ihr Mann war diskret und ziemlich gut im Organisieren. Dennoch – Untreue roch nicht gerade nach Rosen. Das wusste sogar Ella.

Sollten sich die Dinge in einer bestimmten Reihenfolge abgespielt haben, so hätte Ella nicht sagen können, was zuerst kam und was danach folgte. War ihr schwindendes Interesse an Sex für ihren Mann der Grund gewesen, sie zu betrügen? Oder war es genau andersherum? War David zuerst fremdgegangen, woraufhin sie ihren Körper vernachlässigt und ihre Lust verloren hatte?

Das Ergebnis war in jedem Fall das gleiche: Den Zauber zwischen ihnen, das Licht, das ihnen geholfen hatte, die unbekannten Gefilde der Ehe zu durchqueren und ihr Begehren zu bewahren, gab es schlicht und einfach nicht mehr.

Drei Stunden lang kreisten ihr nun die Gedanken durch den Kopf, während ihre Hände pausenlos in Bewegung waren. Sie schnitt Tomaten, hackte Knoblauch, briet Zwiebeln an, brachte Sauce zum Köcheln, rieb Orangenschale und knetete Teig für ein Vollkornbrot. Dass sie ein Brot backte, beruhte auf einem wertvollen Rat, den ihr Davids Mutter bei der Verlobungsfeier gegeben hatte.

»Nichts erinnert einen Mann so sehr an zu Hause wie der Duft von frisch gebackenem Brot«, hatte sie gesagt. »Brot darfst du nie kaufen, du musst es selbst backen. Glaub mir, das wirkt Wunder!«

Nachdem sie den ganzen Nachmittag hindurch gearbeitet hatte, ging Ella daran, den Tisch wunderschön mit passenden Servietten, Duftkerzen und einem Strauß aus gelben und orangeroten Blumen zu decken, deren Farben so leuchteten, dass sie fast künstlich wirkten. Als Tüpfelchen auf dem i schob sie die Servietten in funkelnde Ringe. Als das Werk vollendet war, sah der Esstisch aus wie auf einem Foto in einem Hochglanzwohnmagazin.

Erschöpft, aber zufrieden schaltete sie den Fernseher in der Küche ein, um die Regionalnachrichten anzusehen. Eine junge Therapeutin war in ihrer Wohnung erstochen worden, ein Kurzschluss hatte ein Krankenhaus in Brand gesetzt, und vier Highschoolschüler waren wegen Vandalismus verhaftet worden. Ella schüttelte den Kopf angesichts der unzähligen Gefahren auf der Welt. Woher nahmen Leute wie Aziz Z. Zahara die Lust und den Mut, durch die weniger entwickelten Regionen der Erde zu reisen, wenn es nicht einmal mehr in den amerikanischen Vorstädten sicher war?

Sie fand es verwunderlich, dass diese unvorhersehbare und unergründliche Welt Menschen wie sie in ihre Häuser trieb, während sie bei Menschen wie Aziz fast das Gegenteil bewirkte und sie dazu inspirierte, abseits der ausgetretenen Pfade das Abenteuer zu suchen.

Um halb acht saßen die Rubinsteins an einem Tisch, der wie gemalt aussah. Die brennenden Kerzen verliehen dem Raum eine fast sakrale Atmosphäre. Hätte ein Außenstehender die Szene beobachtet, er hätte sie für eine perfekte Familie gehalten, fein wie die dünnen Fäden aus Ruß, die sich langsam in der Luft verloren. Nicht einmal Jeannettes Abwesenheit konnte das Bild trüben. Während sie aßen, erzählten Orly und Avi munter von den jüngsten Ereignissen in der Schule. Ella war ihnen ausnahmsweise einmal dankbar für ihre laute Geschwätzigkeit, denn sie überdeckte das Schweigen, das andernfalls schwer auf ihr und ihrem Mann gelastet hätte.

Aus den Augenwinkeln beobachtete sie, wie David seine Gabel in ein Stück Blumenkohl stach und bedächtig kaute. Ihr Blick wanderte zu seinen schmalen, blassen Lippen und den perlweißen Zähnen – zu dem Mund, den sie so gut kannte und den sie schon so oft geküsst hatte. Sie stellte sich vor, wie er eine

andere Frau küsste. Aus irgendeinem Grund war die Rivalin, die vor ihrem geistigen Auge auftauchte, nicht Davids junge Arzthelferin, sondern eine vollbusige Version von Susan Sarandon. Athletisch und selbstbewusst brachte sie ihre Brüste in einem engen Kleid zur Geltung, zu dem sie hochhackige, kniehohe rote Lederstiefel trug. Das dicke Make-up ließ ihr Gesicht glänzend, ja fast schillernd wirken. Ella stellte sich vor, wie David diese Frau küsste, hastig, hungrig, so ganz anders, als er beim Essen im Kreis der Familie den Blumenkohl kaute.

In diesem Moment, in dem sie ihr *Kochkunst – einfach gemacht*-Essen aß und sich die Frau vorstellte, mit der ihr Mann eine Affäre hatte, überkam sie schlagartig eine Erkenntnis. Mit erschreckender Ruhe und Klarheit wurde ihr bewusst, dass sie trotz ihrer Unerfahrenheit und Furchtsamkeit all das eines Tages hinter sich lassen würde: ihre Küche, ihren Hund, ihre Kinder, ihre Nachbarn, ihren Mann, ihre Kochbücher und die Rezepte für selbst gebackenes Brot … Sie würde einfach hinausgehen in die Welt, in der ständig gefährliche Dinge passierten.

DER MEISTER

BAGDAD, 26. JANUAR 1243

Bei uns in der Sufi-Bruderschaft zu leben erfordert weit mehr Geduld, als Schams-e Tabrizi besitzt. Und doch ist er auch jetzt, nach neun Monaten, immer noch hier.

Zu Beginn dachte ich, er würde jeden Augenblick seine Sachen packen und gehen, so offensichtlich war seine Abneigung gegen ein strengen Regeln unterworfenes Leben. Ich sah ihm an, dass es ihn zu Tode langweilte, immer zur gleichen Zeit einschlafen und aufwachen zu müssen, regelmäßige Mahlzeiten zu sich zu nehmen und denselben Tagesablauf zu befolgen wie alle anderen. Er war es gewohnt, wild und frei wie ein Vogel dahinzufliegen. Ich glaube, dass er schon einige Male nahe daran war wegzulaufen. Aber so groß sein Bedürfnis nach Abgeschiedenheit auch ist, es wird übertroffen von seiner Hingabe an die Suche nach seinem Gefährten. Schams glaubte fest daran, dass ich ihm irgendwann die erbetene Auskunft geben und ihm sagen würde, wohin er gehen und wen er finden müsse. Diese Zuversicht half ihm zu bleiben.

In diesen neun Monaten sah ich ihn mir genau an und fragte mich immer wieder, ob die Zeit für ihn möglicherweise anders verging, schneller und auf einprägsamere Art. Wofür andere Derwische Monate oder sogar Jahre brauchten, das lernte er in wenigen Wochen oder Tagen. Er war ungemein neugierig auf alles Ungewöhnliche, ihm Unbekannte und beobachtete eingehend die Natur. Ich traf ihn oft im Garten an, wenn er gerade die Symmetrie eines Spinnennetzes oder die funkelnden Tautropfen auf einer nachtblühenden Blume bewunderte. Insekten, Pflanzen und Tiere schienen ihn mehr zu interessieren und zu inspirieren als Bücher und Manuskripte. Aber gerade als ich zu dem Schluss gekommen war, dass er nicht viel aufs Lesen gab, sah ich ihn über ein uraltes Buch gebeugt. Dann wieder konnte es sein, dass er wochenlang gar nichts las oder studierte.

Als ich ihn danach fragte, sagte er, man solle den Geist zwar befriedigen, dürfe ihn aber auf keinen Fall verwöhnen. Das war eine seiner Regeln. »Der

durfte ihn aber auf keinen Fall verwöhnen. Das war eine seiner Regeln: »Der Geist und die Liebe sind aus unterschiedlichem Stoff gemacht. Der Geist knüpft die Menschen zu Knoten und setzt nichts aufs Spiel, die Liebe dagegen entwirrt alles und setzt alles aufs Spiel. Der Geist ist immer vorsichtig und sagt: ›Hüte dich vor zu viel Ekstase.‹ Die Liebe aber sagt: ›Was soll's – wag den Sprung!‹ Der Geist scheitert nicht so schnell, die Liebe jedoch liegt leicht in Trümmern. Aber Schätze verstecken sich in Ruinen. Ein gebrochenes Herz birgt Schätze.«

Als ich ihn besser kennengelernt hatte, bewunderte ich seinen Scharfsinn und Mut, befürchtete allerdings, dass seine unübertreffliche Klugheit und Eigenwilligkeit auch eine Kehrseite hatten. So grenzte seine Aufrichtigkeit manchmal an Schroffheit. Ich lehrte meine Derwische, niemals die Fehler anderer zu sehen, und wenn doch, sie schweigend zu verzeihen. Schams dagegen ließ kein Vergehen unbeachtet. Jedes Unrecht, das er bemerkte, sprach er sofort an, ohne lange herumzulavieren. Seine Ehrlichkeit war manchmal verletzend, aber er liebte es, andere zu reizen und so zu erfahren, was in Augenblicken der Wut in ihnen vor sich ging.

Ihn zum Erfüllen einfacher Pflichten anzuhalten erwies sich als schwierig. Für so etwas hatte er kaum Geduld, und sobald er mit einer Sache umgehen konnte, verlor er das Interesse daran. Bei alltäglichen Arbeiten verzweifelte er wie ein Tiger im Käfig. Wenn ihn ein Gespräch langweilte oder jemand eine dumme Bemerkung machte, stand er auf und ging, ohne sich mit Artigkeiten aufzuhalten. Werte wie Sicherheit, Bequemlichkeit und Glück, die andere hoch schätzten, bedeuteten ihm kaum etwas. Und sein Misstrauen gegen Worte war so stark, dass er oft tagelang nicht sprach. Auch das war eine seiner Regeln: »Not, Unbill und Leid in der Welt haben ihre Ursache in sprachlichen Fehlern und einfachen Missverständnissen. Nimm niemals ein Wort beim Wort. Trittst du ein in die Gefilde der Liebe, wird die Sprache, wie wir sie kennen, hinfällig. Was nicht in Worte gebracht werden kann, lässt sich nur durch Schweigen erfassen.«

Im Lauf der Zeit machte ich mir immer mehr Sorgen um ihn. Denn ich spürte tief im Inneren, dass einer, der so heftig brennt, auch dazu neigte, sich in Gefahr zu begeben.

Letztlich liegt unser Schicksal in Gottes Hand, nur Er weiß, wann und wie ein jeder von uns die Welt verlassen wird. Dennoch beschloss ich, Schams, so gut ich konnte, zu mäßigen und an ein ruhigeres Leben zu gewöhnen. Und eine

Zeit lang glaubte ich, es würde mir gelingen. Doch dann kam der Winter, und mit dem Winter kam der Bote mit einem Brief aus weiter Ferne.

Dieser Brief veränderte alles.

°

sponsored by www.boox.to

°

DER BRIEF

VON KAYSERI NACH BAGDAD, FEBRUAR 1243

Bismillahirrahmanirrahim,

Mein lieber Bruder Baba Zaman,

mögen Friede und der Segen Gottes auf dir sein.

Es ist lange her, dass wir uns das letzte Mal gesehen haben, und ich hoffe, dieses Schreiben trifft dich in guter Stimmung an. Ich habe so viel Wundervolles über das Ordenshaus gehört, das du am Stadtrand von Bagdad gebaut hast und in dem du Derwische die Weisheit und Liebe Gottes lehrst. In diesem vertraulichen Brief möchte ich dir etwas mitteilen, das mir auf dem Herzen liegt. Erlaube mir, die Sache von Anfang an zu erzählen.

Der verstorbene Sultan Kai Kobad war, wie du weißt, ein bemerkenswerter Mann, der sich in schwierigen Zeiten als ein großer Führer erwies. Er hatte den Traum, eine Stadt zu errichten, in der Dichter, Künstler und Philosophen friedlich leben und arbeiten könnten. Viele bezeichneten diesen Traum als unmöglich angesichts des Chaos und der Feindseligkeit in der Welt, vor allem aber angesichts der von beiden Seiten her angreifenden Kreuzritter und Mongolen. Alles, alles haben wir erlebt: Christen, die Moslems töten, Christen, die Christen töten, Moslems, die Christen töten, Moslems, die Moslems töten. Verfeindete Religionen, Sekten, Volksstämme, ja selbst Brüder. Doch Kai Kobad war ein willensstarker Anführer. Er beschloss, seinen großen Traum in Konya zu verwirklichen, der ersten Stadt, die nach der Sintflut gegründet worden war.

Nun lebt aber in Konya ein Gelehrter, von dem du gehört haben magst oder auch nicht. Er heißt Maulana Dschalal ad-Din, wird jedoch oft auch Rumi genannt. Ich hatte nicht nur das Vergnügen, ihn kennenzulernen, sondern auch mit ihm zu studieren, zuerst als

sein Lehrer, dann, nach dem Tod seines Vaters, als sein Mentor und Jahre später als sein Schüler. Ja, mein Freund, ich wurde zum Schüler meines Schülers. Er war so begabt, so gescheit, dass ich ihm eines Tages nichts mehr beibringen konnte und stattdessen von ihm zu lernen begann. Auch sein Vater war ein hervorragender Gelehrter. Doch Rumi besitzt eine Eigenschaft, die nur sehr wenige Gelehrte aufweisen: Er vermag die Hülle der Religion zu durchdringen und aus dem Innersten ihren universellen und ewigen Kern hervorzuholen.

Du sollst wissen, dass nicht nur ich so denke. Als Rumi in jungen Jahren dem großen Mystiker, Drogisten und Parfümeur Fariduddin Attar begegnete, sagte Attar über ihn: »Dieser Knabe wird im Herzen der Liebe ein Tor öffnen und eine Flamme in die Herzen all derer werfen, die die Mystik lieben.« Und als der große Philosoph, Schriftsteller und Mystiker Ibn Arabi eines Tages den jungen Rumi hinter dessen Vater dahinschreiten sah, rief er: »Gott sei gepriesen, ein Ozean folgt einem See!«

Schon mit vierundzwanzig Jahren wurde Rumi ein geistiger Führer. Heute, dreizehn Jahre später, betrachten ihn die Bewohner von Konya als ihr Vorbild, und jeden Freitag strömen Menschen von überall her in die Stadt, um ihn predigen zu hören. Er tat sich im Rechtswesen, in der Philosophie, der Theologie, der Astronomie und Geschichte, der Chemie und der Algebra hervor und hat, so heißt es, bereits zehntausend Schüler, die an seinen Lippen hängen und ihn als einen großen Aufklärer betrachten, der in der Geschichte des Islam, wenn nicht sogar der Weltgeschichte eine wichtige Wandlung zum Guten herbeiführen wird.

Für mich aber war Rumi stets wie ein Sohn. Ich versprach seinem Vater vor dessen Tod, immer ein Auge auf ihn zu haben. Und jetzt, da ich ein alter Mann bin, der seinen letzten Tagen entgegengeht, will ich dafür sorgen, dass er sich in guter Gesellschaft befindet.

Denn obwohl er so außergewöhnlich und erfolgreich ist, hat mir Rumi schon mehrmals anvertraut, dass in ihm Unzufriedenheit herrscht. Es fehlt etwas in seinem Leben, und diese Leere kann weder seine Familie noch seine Schülerschaft füllen. Einmal sagte ich ihm,

dass er zwar keineswegs roh, aber auch nicht gegart sei. Obwohl seine Tasse bis zum Rand gefüllt sei, müsse das Tor zu seiner Seele erst aufgestoßen werden, damit die Wasser der Liebe hinein- und herausfließen könnten. Als er mich fragte, wie dies zu bewerkstelligen sei, sagte ich ihm, er brauche einen Freund, einen Weggefährten, und brachte ihm die Koranworte in Erinnerung, die da lauten: »Gläubige sind einander ein Spiegel.«

Wäre das Thema nicht wieder aufgekommen, hätte ich es vielleicht ganz vergessen, aber am Tag meiner Abreise aus Konya stattete mir Rumi einen Besuch ab und bat mich um meine Meinung über einen immer wiederkehrenden Traum, der ihn quälte. In seinem Traum, so erzählte er mir, war er in einer großen, quirligen Stadt in einem fernen Land auf der Suche nach einem Menschen. Arabische Worte. Herrliche Sonnenuntergänge. Maulbeerbäume und Seidenraupen, die in verschlossenen Kokons geduldig auf den Moment ihrer Ankunft warteten. Dann sah er sich selbst im Hof seines Hauses mit einer Laterne am Brunnen sitzen und weinen.

Zuerst begriff ich nicht, was diese Traumfragmente bedeuten sollten. Nichts kam mir bekannt vor. Doch dann erhielt ich eines Tages einen Seidenschal als Geschenk, und da kam mir die Antwort – das Rätsel war gelöst. Mir fiel ein, wie sehr du Seide und Seidenraupen liebst, und ich entsann mich der wunderbaren Dinge, die ich über deine Tariqa gehört hatte. Da wurde mir bewusst, dass der Ort, den Rumi in seinen Träumen sah, kein anderer ist als das Haus deiner Derwisch-Bruderschaft. Kurz gesagt, lieber Bruder, lässt mich die Frage nicht los, ob Rumis Gefährte möglicherweise unter deinem Dach lebt. Aus diesem Grunde schreibe ich diesen Brief.

Ich weiß nicht, ob sich ein solcher Mensch in deinem Haus aufhält. Falls aber doch, so überlasse ich es dir, ihn von dem Schicksal zu unterrichten, das ihn erwartet. Wenn wir, du und ich, auch nur ein klein wenig dazu beitragen können, dass zwei Flüsse ineinanderfließen und als ein Wasserlauf in den Ozean der Göttlichen Liebe strömen, wenn wir zwei guten Freunden Gottes helfen können, einander zu begegnen, dann wäre das ein Segen.

Eines aber musst du bedenken. Rumi ist ein einflussreicher, von

Eines aber musst du bedenken: Rumi ist ein einflussreicher, von vielen verehrter und geschätzter Mann, was indes nicht heißt, dass er keine Kritiker hat. Die gibt es sehr wohl. Zudem könnte ein solcher Zusammenfluss Unmut und Gegnerschaft hervorrufen und zu ungeahnten Rivalitäten führen. Auch könnte die Zuneigung seines Gefährten für Kummer und Betrübnis in Rumis Familie und seinem engsten Kreis sorgen. Ein Mensch, den ein von so vielen Bewunderter freimütig liebt, zieht unweigerlich Neid, ja sogar Hass auf sich.

All dies könnte Rumis Gefährten in unvorhersehbare Gefahr bringen. Mit anderen Worten: Der Mann, den du nach Konya schickst, kehrt vielleicht niemals wieder. Deshalb bitte ich dich, die Sache gründlich zu überdenken, ehe du entscheidest, ob du Rumis Gefährten dieses Schreiben offenbarst.

Verzeih mir, dass ich dich in diese schwierige Lage bringe, aber wie wir beide wissen, bürdet uns Gott nur so viel auf, wie wir tragen können. Ich sehe deiner Antwort freudig entgegen und vertraue darauf, dass du, wie immer sie ausfällt, die rechten Schritte auf dem rechten Weg gehen wirst.

Möge das Licht des Glaubens dich und deine Derwische stets bescheinen.

Meister Seyyid Burhaneddin

SCHAMS

BAGDAD, 18. DEZEMBER 1243

Bald war der Bote, den sie in der Ferne, jenseits der herabhängenden Eiszapfen und schneebedeckten Straßen erblickt hatten, eingetroffen. Er komme aus Kayseri, sagte er und sorgte für Aufregung unter den Derwischen, denn um diese Zeit des Jahres waren Besucher seltener als süße Sommertrauben. Eine Botschaft, die wichtig genug war, um sie durch Schneestürme zu tragen, konnte nur heißen, dass etwas Schreckliches geschehen war oder etwas Bedeutsames geschehen würde.

Die Ankunft des Boten heizte die Gerüchteküche in der Derwisch-Bruderschaft an. Alle waren neugierig auf den Inhalt des Briefs, den er dem Meister überreicht hatte. Der aber hüllte sich in einen Mantel aus Schweigen und unterließ selbst die kleinste Andeutung. Beharrlich grübelnd trug er tagelang, von den Derwischen eifrig bewacht, die Miene eines Menschen zur Schau, der mit seinem Gewissen ringt und dem es schwerfällt, die richtige Entscheidung zu treffen.

In dieser Zeit war es nicht bloß Neugier, die mich dazu brachte, Baba Zaman genau zu beobachten. Tief im Herzen spürte ich, dass der Brief etwas mit mir zu tun hatte, obwohl ich nicht wusste, in welcher Hinsicht. Ich verbrachte viele Abende im Gebetsraum und sagte auf Erleuchtung hoffend die neunundneunzig Namen Gottes auf. Ein Name stach jedes Mal hervor: al-Jabbar – Der, in dessen Reich nichts geschieht, was Er nicht will.

In den Tagen darauf, als alle in der Bruderschaft wilde Mutmaßungen anstellten, war ich viel allein im Garten und betrachtete Mutter Natur, die unter einer schweren Schneedecke lag. Schließlich läutete eines Tages die Kupferglocke in der Küche und rief uns zu einer dringenden Besprechung zusammen. Als ich den Hauptraum der Khanqah betrat, saßen dort schon alle, die Novizen ebenso wie die alten Derwische, in einem großen Kreis. Und in der Mitte des Kreises saß der Meister mit zusammengepressten Lippen und verschleiertem Blick.

verschleiertem Blick.

Er räusperte sich und sagte: »Bismillah, ihr fragt euch sicherlich, warum ihr heute hierhergerufen wurdet. Es geht um den Brief, den ich erhalten habe. Woher er kommt, ist nicht wichtig. Es genügt, euch zu sagen, dass er meine Aufmerksamkeit auf eine Angelegenheit von tiefgreifender Bedeutung gelenkt hat.«

Baba Zaman schwieg einen Moment und blickte aus dem Fenster. Er wirkte so müde, schmal und blass, als wäre er in den zurückliegenden Tagen beträchtlich gealtert. Doch als er erneut das Wort ergriff, schwang eine unerwartete Entschlossenheit in seiner Stimme mit.

»In einer Stadt nicht weit von hier lebt ein großer Gelehrter. Er kann gut mit Worten umgehen, aber nicht so gut mit Metaphern, denn er ist kein Dichter. Er wird von Tausenden geliebt, geachtet und bewundert, aber er selbst ist kein Liebender. Aus Gründen, die wir, ihr und ich, nicht annähernd erkennen können, wird einer aus dieser Bruderschaft ihn kennenlernen und sein Gefährte sein müssen.«

Mein Herz krampfte sich zusammen. Ich atmete ganz, ganz langsam aus. Unwillkürlich schoss mir eine der Regeln durch den Kopf: Einsamkeit und Alleinsein sind zweierlei. Die Einsamkeit verleitet leicht zu dem Glauben, auf dem richtigen Weg zu sein. Das Alleinsein ist besser für uns, denn es bedeutet, allein zu sein, ohne sich einsam zu fühlen. Aber das Beste ist letztlich, einen Menschen zu finden, den Menschen, der zu unserem Spiegel wird. Bedenke: Nur im Herzen eines anderen kannst du dich und die Gegenwart Gottes in dir wirklich sehen.

Der Meister fuhr fort: »Ich bin hier, um zu fragen, ob sich einer von euch freiwillig für diese spirituelle Reise meldet. Ich hätte auch einen bestimmen können, aber diese Aufgabe lässt sich nicht als eine Pflicht erfüllen, sondern nur aus Liebe und im Namen der Liebe.«

Ein junger Derwisch bat darum, sprechen zu dürfen. »Wer ist dieser Gelehrte, Meister?«

»Seinen Namen kann ich nur demjenigen offenbaren, der bereit ist zu gehen.«

Sofort hoben mehrere Derwische aufgeregt und ungeduldig die Hand. Insgesamt waren es neun. Ich schloss mich ihnen an und wurde der zehnte. Baba Zaman fuchtelte mit der Hand durch die Luft und gab uns zu verstehen,

dass er noch nicht fertig war. »Es gibt noch etwas, was ihr wissen müsst, ehe ihr eure Entscheidung trefft.«

Der Meister teilte uns mit, die Reise werde voller Gefahren und beispielloser Mühsal sein, und niemand könne garantieren, dass es einen Weg zurück gebe. Augenblicklich gingen alle Hände hinunter. Außer meiner.

Zum ersten Mal seit Langem sah mir Baba Zaman unverwandt in die Augen, und kaum hatten sich unsere Blicke getroffen, war mir klar: Er hatte von Anfang an gewusst, dass nur ich mich freiwillig melden würde.

»Schams-e Tabrizi«, sagte er so langsam und verdrossen, als hinterließe mein Name einen strengen Geschmack in seinem Mund, »ich achte deine Entschlossenheit, aber du bist kein vollwertiges Mitglied dieses Ordens, sondern nur ein Gast.«

»Warum sollte das ein Hindernis sein?«, fragte ich.

Der Meister fiel in ein langes, nachdenkliches Schweigen. Dann erhob er sich mit einem Mal und sagte: »Wir wollen die Sache fürs Erste auf sich beruhen lassen. Wenn der Frühling kommt, reden wir weiter darüber.«

Mein Herz begehrte auf. Obwohl Baba Zaman wusste, dass ich nur dieses Auftrags wegen überhaupt nach Bagdad gekommen war, beraubte er mich der Möglichkeit, mein Schicksal zu erfüllen.

»Aber warum, Meister? Warum soll ich warten, obwohl ich bereit bin, sofort zu gehen? Nenn mir den Namen der Stadt und des Gelehrten, und ich mache mich sofort auf den Weg!«, rief ich.

Doch der Meister erwiderte in einem abweisenden, strengen Ton, den ich von ihm nicht kannte: »Es gibt darüber nichts zu sagen. Die Versammlung ist beendet.«

Es war ein langer, harter Winter. Der Garten war steif gefroren, genau wie meine Lippen. In den folgenden drei Monaten sprach ich mit niemandem ein Wort. Ich ging jeden Tag lange auf dem Land spazieren, immer in der Hoffnung, einen blühenden Baum zu entdecken. Doch nach dem Schnee kam noch mehr Schnee. Nicht einmal am Horizont erschien der Frühling. Aber so niedergeschlagen ich äußerlich auch wirkte, innerlich blieb ich dankbar und hoffnungsfroh und hielt mich an eine weitere Regel, die genau zu meiner Stimmung passte. Was auch im Leben geschieht, wie schlimm auch alles erscheinen mag, meide stets das Reich der Verzweiflung. Selbst wenn alle

Türen verschlossen bleiben, wird Gott dir einen neuen Weg eröffnen. Sei dankbar! Wenn alles gut ist, fällt die Dankbarkeit leicht. Ein Sufi ist nicht nur für das dankbar, was er bekommen hat, sondern auch für das, was ihm versagt blieb.

Eines Morgens sah ich eine blendend schöne Farbe, lieblich wie ein sanftes Lied, aus den Schneehaufen ragen. Es war ein Buschklee mit winzigen lavendelfarbenen Blüten. Mein Herz füllte sich mit Freude. Auf dem Rückweg zur Derwisch-Bruderschaft traf ich den rothaarigen Novizen und begrüßte ihn fröhlich. Ihm blieb der Mund offen stehen, so lange hatte er mich nur mürrisch schweigend erlebt.

»Lächle, mein Junge!«, rief ich. »Spürst du denn nicht den Frühling in der Luft?«

Von diesem Tag an veränderte sich die Landschaft in erstaunlicher Geschwindigkeit. Der letzte Schnee schmolz, die Bäume knospten, Spatzen und Zaunkönige kehrten zurück, und bald darauf erfüllte ein schwach würziger Duft die Luft.

Eines Morgens erklang wieder die Kupferglocke. Diesmal war ich der Erste im Hauptraum. Wieder ließen wir uns in einem großen Kreis rings um den Meister nieder und lauschten seinen Worten über den berühmten Gelehrten des Islam, der alles kannte außer die Abgründe der Liebe. Und wieder meldete sich kein anderer freiwillig.

»Nur Schams hat sich bereit erklärt«, verkündete Baba Zaman mit hoher Stimme, die sich verlor wie das Heulen des Windes. »Aber ich werde mit der Entscheidung warten, bis es Herbst ist.«

Ich war fassungslos. Ich konnte es nicht glauben. Nach drei langen Monaten des Aufschubs war ich bereit zu gehen, und jetzt sagte mir der Meister, meine Reise werde sich noch einmal um sechs Monate verzögern. Mit schwerem Herzen erhob ich Widerspruch, ich klagte und flehte den Meister an, mir den Namen der Stadt und des Gelehrten zu nennen, doch er weigerte sich wie zuvor.

Diesmal aber wusste ich, dass mir das Warten leichter fallen würde, denn einen weiteren Verzug würde es nicht geben. Nachdem ich die Zeit zwischen Winter und Frühling ertragen hatte, würde ich auch vom Frühling bis zum Herbst durchhalten. Baba Zamans Abfuhr hatte mich nicht entmutigt, sondern

gestärkt und noch entschlossener gemacht. Denn eine weitere Regel besagte: Geduldig sein bedeutet nicht, etwas untätig zu ertragen. Geduldig sein bedeutet, genug Weitsicht zu besitzen, um auf das Ergebnis am Ende zu vertrauen. Was ist Geduld? Geduld ist, den Dorn zu betrachten und die Rose zu sehen, die Nacht zu betrachten und das Morgengrauen zu sehen. Ungeduld ist die Kurzsichtigkeit, die verhindert, das Ergebnis zu sehen. Wer Gott liebt, verliert nie die Geduld, denn er weiß, dass die Mondsichel Zeit braucht, um zum Vollmond zu werden.

Als im Herbst die Kupferglocke zum dritten Mal läutete, trat ich ruhig und voller Zuversicht in den Raum, ich vertraute darauf, dass sich nun endlich alles fügen würde. Der Meister wirkte blasser und schwächer denn je, fast als hätte er nicht mehr die geringste Kraft. Doch als ich wieder die Hand hob, wandte er weder den Blick ab noch ließ er das Thema fallen, sondern nickte mir entschlossen zu.

»Gut, Schams, ganz zweifellos bist du es, der sich auf diese Reise begeben sollte. Morgen früh brichst du auf, inschallah.«

Ich küsste seine Hand. Endlich würde ich meinem Gefährten begegnen.

Baba Zaman lächelte mich herzlich und nachdenklich an wie ein Vater seinen einzigen Sohn, bevor er ihn aufs Schlachtfeld schickt. Dann nahm er einen versiegelten Brief aus der Tasche seines langen khakifarbenen Gewands, gab ihn mir und verließ den Raum. Alle anderen folgten ihm. Als ich allein war, brach ich das Wachssiegel. Der Umschlag enthielt zwei in schöner Handschrift verfasste Mitteilungen: den Namen der Stadt und den Namen des Gelehrten. Ich sollte nach Konya gehen und einen gewissen Rumi aufsuchen.

Einen Augenblick lang stockte mir das Herz. Diesen Namen hatte ich noch nie gehört. Er sei ein berühmter Gelehrter, hatte es geheißen, aber für mich war er ein einziges Rätsel. Der Reihe nach sprach ich die Buchstaben seines Namens aus: das mächtige, klare R, das samtige U, das kühne, selbstsichere M und das geheimnisvolle I, das noch entschlüsselt werden musste.

Dann verband ich die Buchstaben und wiederholte seinen Namen immer wieder, bis mir das Wort süß wie ein Bonbon auf der Zunge schmolz und so vertraut wurde wie »Wasser«, »Brot« und »Milch«.

ELLA

NORTHAMPTON, 22. MAI 2008

Benommen lag Ella unter ihrer weißen Bettdecke und versuchte, trotz der Halsschmerzen zu schlucken. Dass sie mehrere Nächte hintereinander lang aufgeblieben war und mehr als gewöhnlich getrunken hatte, forderte jetzt seinen Tribut. Trotzdem ging sie hinunter, machte Frühstück, setzte sich zu ihrem Mann und den Zwillingen und versuchte, so gut es ging, Interesse für das unablässige Geplapper über die coolsten Autos in der Schule zu heucheln, obwohl sie sich am liebsten wieder schlafen gelegt hätte.

Plötzlich wandte Orly sich an ihre Mutter und sagte in vorwurfsvollem Ton: »Avi hat gesagt, dass unsere Schwester nicht mehr zurückkommt. Stimmt das, Mom?« Der Argwohn in ihrer Stimme war kaum zu überhören.

»Natürlich nicht. Du weißt ja, dass eure Schwester und ich einen Streit hatten, aber wir lieben uns«, entgegnete Ella.

»Hast du echt Scott angerufen und ihm gesagt, er soll Jeannette verlassen?«, fragte Avi grinsend. Das Thema gefiel ihm offenbar ausgesprochen gut.

Ella warf ihrem Mann mit weit aufgerissenen Augen einen Blick zu, aber David zog nur die Brauen hoch und signalisierte mit erhobenen Händen, dass die beiden das alles nicht von ihm erfahren hatten.

Mit routinierter Ungezwungenheit verlieh Ella ihrer Stimme den autoritären Ton, in dem sie sonst den Kindern Anweisungen erteilte. »Das stimmt so nicht. Ich habe zwar mit Scott telefoniert, aber ich habe ihm nicht gesagt, dass er eure Schwester verlassen soll. Ich habe nur gesagt, sie sollten nicht überstürzt heiraten.«

»Ich heirate nie«, verkündete Orly im Brustton der Überzeugung.

»Als ob irgendeiner dich als Frau haben will!«, blaffte Avi.

Während sich die Zwillinge gegenseitig aufzogen, spürte Ella, dass sich ihr Mund, warum auch immer, zu einem nervösen Lächeln verzerrte. Sie versuchte es zu unterdrücken, doch auch als sie ihren Mann und die beiden Kinder an die Tür brachte und ihnen einen schönen Tag wünschte, blieb das Lächeln wie ins

Tür brachte und ihnen einen schönen Tag wünschte, blieb das Lächeln wie ins Gesicht gemeißelt.

Es verschwand erst, als sie sich wieder an den Tisch setzte, aber auch nur, weil sie es sich erlaubte, eine Schnute zu ziehen. Die Küche sah aus, als wäre eine Horde Ratten darüber hergefallen. Auf der Küchentheke drängten sich Teller mit halb aufgegessenem Rührei, Schüsseln mit Müsliresten und schmutzige Tassen. Spirit wollte unbedingt nach draußen und lief unentwegt auf und ab, aber selbst nach zwei Tassen Kaffee und einem Glas Multivitaminsaft schaffte es Ella gerade mal, ein paar Minuten lang mit ihm durch den Garten zu spazieren.

Als sie wieder ins Haus trat, sah sie das rote Lämpchen am Anrufbeantworter blinken. Sie drückte den Knopf und hörte zu ihrer großen Freude Jeannettes schöne Stimme.

»Bist du da, Mom? Na, offenbar nicht, sonst hättest du abgehoben.« Sie kicherte. »Also, ich war so wütend auf dich, dass ich dich echt nie mehr wiedersehen wollte. Aber inzwischen sehe ich die Sache ganz cool. Ich meine, was du da gemacht hast, war natürlich falsch, das ist klar. Du hättest Scott nie anrufen dürfen. Aber ich verstehe jetzt, warum du es getan hast. Weißt du, du brauchst mich nicht ständig zu beschützen. Ich bin nicht mehr das Frühchen, das in den Brutkasten musste. Hör auf mit dieser Überfürsorglichkeit! Lass mich einfach machen, ja?«

Ellas Augen wurden feucht. Einen Moment lang sah sie Jeannette als Baby vor sich – das hochrote, traurige Gesicht, die winzigen Finger runzlig und fast durchscheinend, die Lunge an ein Beatmungsgerät angeschlossen. Jeannette war so schlecht auf die Welt vorbereitet gewesen. Zahllose Nächte ohne Schlaf hatte Ella damit zugebracht, ihren Atemzügen zu lauschen, nur um sicher zu sein, dass ihre Tochter lebte und weiterleben würde.

»Ach, noch was«, fügte Jeannette hinzu, als fiele es ihr erst jetzt ein. »Ich liebe dich.«

Bei diesen Worten atmete Ella tief aus. Sie dachte an die E-Mail von Aziz. Der Wunschbaum hatte ihm seinen Wunsch erfüllt. Zumindest den ersten Teil. Jeannette hatte mit dem Anruf ihren Teil getan. Jetzt war es an Ella, den Rest zu verwirklichen. Sie wählte die Handynummer ihrer Tochter und erreichte Jeannette auf dem Weg zur College-Bibliothek.

»Ich habe deine Nachricht abgehört, mein Herzchen. Jeannette – es tut mir so leid. Ich möchte dich um Verzeihung bitten.«

Jeannette antwortete mit einem kurzen, aber vielsagenden Schweigen. »Ist schon okay, Mom.«

»Nein, es ist nicht okay. Ich hätte deine Gefühle mehr respektieren müssen.«

»Vergessen wir das Ganze einfach, ja?«, sagte Jeannette, als wäre sie die Mutter und Ella die rebellische Tochter.

»Gut, meine Kleine.«

Plötzlich senkte Jeannette die Stimme und murmelte so leise, als fürchte sie sich vor dem, was sie gleich sagen würde: »Ich habe mir ziemliche Sorgen gemacht, wegen dem, was du da neulich gesagt hast. Ist es denn wirklich so? Bist du wirklich unglücklich?«

»Nein, natürlich nicht«, erwiderte Ella ein bisschen zu schnell. »Ich habe drei wunderbare Kinder großgezogen – wie sollte ich da unglücklich sein?«

Doch Jeannette wirkte nicht überzeugt. »Mit Daddy, meinte ich.«

Ella fiel nichts anderes als die Wahrheit ein. »Dein Vater und ich sind schon lange miteinander verheiratet. Es ist schwer, nach so vielen Jahren noch verliebt zu sein.«

»Ich verstehe schon«, sagte Jeannette, und Ella hatte merkwürdigerweise das Gefühl, dass sie es wirklich verstand.

Nachdem Ella aufgelegt hatte, dachte sie ein paar Minuten lang über die Liebe nach. Sie machte es sich in ihrem Schaukelstuhl bequem und überlegte, wie sie, die so verletzt und zynisch war, je wieder Liebe erleben sollte. Die Liebe war für diejenigen gemacht, die in dieser sich so rasend schnell drehenden Welt einen tieferen Sinn suchten. Aber was war mit denen, die diese Suche längst aufgegeben hatten?

Bevor der Tag zu Ende ging, schrieb sie eine Mail an Aziz.

Lieber Aziz (falls Sie gestatten),

danke für Ihre freundliche, herzerwärmende Antwort, die mir durch eine Familienkrise half. Meine Tochter und ich haben es geschafft, das grauenhafte Missverständnis, wie Sie es so höflich nannten, auszuräumen.

Mit einer Sache lagen Sie völlig richtig. Ich schwanke ständig zwischen zwei Extremen, nämlich Aggressivität und Passivität.

Entweder mische ich mich zu sehr in das Leben von Menschen ein, die ich liebe, oder aber ich fühle mich angesichts ihrer Handlungen hilflos.

Was die von Ihnen erwähnte Fügsamkeit betrifft, so muss ich sagen, dass ich eine solche friedfertige Hinnahme der Dinge nicht kenne. Ich glaube ehrlich gesagt, dass ich nicht das Zeug zum Sufi habe. Aber immerhin kann ich mit Folgendem aufwarten: Erstaunlicherweise haben sich, als ich das Wollen und Einmischen bleiben ließ, die Probleme zwischen Jeannette und mir genau so gelöst, wie ich es mir gewünscht hatte. Ich schulde Ihnen ein großes Dankeschön. Ich hätte auch für Sie gebetet, nur habe ich schon so lange nicht mehr an die Tür Gottes geklopft, dass ich nicht einmal mehr genau weiß, ob er dort überhaupt noch wohnt. Huch – habe ich jetzt wie der Wirt in Ihrer Geschichte gesprochen? Keine Sorge, so verbittert bin ich auch wieder nicht. Noch nicht.

Ihre Freundin aus Northampton

Ella

DER BRIEF

VON BAGDAD NACH KAYSERI, 29. SEPTEMBER 1243

Bismillahirrahmanirrahim,

Bruder Seyyid Burhaneddin,

Friede sei auf dir, Gottes Gnade und Sein Segen!

Mit großer Freude empfing ich deinen Brief, der mir mitteilte, dass du dem Weg der Liebe zugetan bist wie eh und je. Gleichzeitig brachte mich dein Schreiben in eine schwierige Lage. Denn sobald ich erfahren hatte, dass du Rumis Gefährten suchst, wusste ich, von wem du sprachst. Aber was ich nun tun sollte, das wusste ich nicht.

Unter meinem Dach lebte nämlich ein Wanderderwisch, Schams-e Tabrizi, der deiner Beschreibung bis ins Kleinste entsprach. Schams glaubte, eine besondere Aufgabe auf dieser Welt zu haben, und um diese zu erfüllen, war er von dem Wunsch beseelt, einen erleuchteten Menschen zu erleuchten. Er suchte weder Anhänger noch Schüler, sondern bat Gott um einen Gefährten. Einmal sagte er mir, er sei nicht für die gewöhnlichen Menschen gekommen. Er sei gekommen, um den Finger an den Puls derer zu legen, die die Welt zur Wahrheit führten.

Als ich deinen Brief erhielt, wurde mir klar, dass Schams dazu bestimmt war, Rumi zu begegnen. Um aber jedem meiner Derwische die gleiche Möglichkeit zu bieten, rief ich sie alle zusammen und erzählte ihnen, ohne in die Einzelheiten zu gehen, von einem Gelehrten, dessen Herz geöffnet werden müsse. Es gab zwar mehrere Anwärter, aber Schams war der Einzige, der auch dann noch bereit war, als ich von der Gefährlichkeit der Aufgabe gesprochen hatte. Das war im Winter. Das Gleiche wiederholte sich im Frühling und im Herbst.

Du magst dich fragen, warum ich so lange wartete. Ich habe

gründlich darüber nachgedacht und kann dir offen gestanden nur einen einzigen Grund nennen: Ich habe Schams liebgewonnen. Die Vorstellung, ihn auf eine gefährliche Reise zu schicken, schmerzte mich.

Schams ist nämlich kein einfacher Mensch. Solange er ein Nomadenleben führte, hatte er alles einigermaßen gut im Griff, aber wenn er sich in einer Stadt aufhält und unter die Leute geht, wird er, fürchte ich, so manchen verärgern. Deshalb schob ich seine Reise so lange wie möglich hinaus.

Am Vorabend von Schams Abreise spazierten wir lange bei den Maulbeerbäumen umher, in denen ich Seidenraupen züchte. Man gibt alte Gewohnheiten nicht so leicht auf. Mit ihrer schmerzlichen Zartheit und erstaunlichen Kraft ähneln die Seidenraupen der Liebe. Ich erzählte Schams, dass die Raupen die von ihnen geschaffene Seide zerstören, wenn sie aus dem Kokon schlüpfen, und die Züchter sich deshalb zwischen der Seide und den Raupen entscheiden müssen. Fast immer töten sie die Raupen, wenn sie noch im Kokon sind, um die Seide unversehrt zu gewinnen. Für einen Seidenschal müssen Hunderte von Raupen ihr Leben lassen.

Der Abend neigte sich seinem Ende zu. Ein kühler Wind blies uns ins Gesicht, und ich fröstelte. In meinem hohen Alter erkälte ich mich oft, aber ich wusste, dass dieses Frösteln nichts mit meinen Jahren zu tun hatte. Mich fror, weil mir bewusst wurde, dass Schams nun zum letzten Mal in meinem Garten stand. Wir werden uns nie wiedersehen. Nicht in dieser Welt. Auch er spürte es offenbar, denn seine Augen blickten kummervoll.

Heute Morgen bei Sonnenaufgang kam er zu mir, küsste meine Hand und bat mich um den Segen. Zu meiner Überraschung hatte er sich das lange dunkle Haar gestutzt und den Bart abgenommen, gab mir jedoch keine Erklärung dafür, und ich fragte ihn nicht danach. Bevor er sich auf den Weg machte, sagte er noch, seine Rolle in dieser Geschichte erinnere an die Seidenraupe. Rumi und er würden sich in einen Kokon Göttlicher Liebe zurückziehen und ihn erst wieder verlassen, wenn die Zeit reif und die wertvolle Seide gesponnen sei. Doch damit die Seide überdauere, müsse die Raupe am Ende sterben.

Dann brach er nach Konya auf. Möge Gott ihn schützen! Ich weiß, dass ich das Richtige getan habe, und du auch, aber mein Herz ist schwer vom Kummer, und schon jetzt vermisse ich den außergewöhnlichsten, ungebärdigsten Derwisch, den das Haus meiner Bruderschaft je beherbergt hat.

Am Ende gehören wir alle Gott, und zu Ihm werden wir zurückkehren.

Möge Gott dein Genüge sein!

Baba Zaman

DER NOVIZE

BAGDAD, 29. SEPTEMBER 1243

Beneidenswert ist es nicht, das Leben als Derwisch. Alle haben mich davor gewarnt. Aber dass ich die Hölle durchleben muss, um einer zu werden, das haben sie mir verschwiegen. Seit ich hier bin, schufte ich wie ein Pferd. Meistens arbeite ich so schwer, dass ich, wenn ich endlich auf meiner Schlafmatte liege, nicht einschlafen kann, weil meine Muskeln so wehtun und meine Füße so brennen. Ich weiß gar nicht, ob irgendwer bemerkt, wie schrecklich ich behandelt werde. Jedenfalls zeigt keiner auch nur einen Hauch Mitgefühl. Und je mehr ich mich anstrenge, umso schlimmer wird es. Die wissen ja nicht mal, wie ich heiße. »Der neue Novize« nennen sie mich, und hinter meinem Rücken flüstern sie: »Dieser rothaarige Tölpel.«

Das Allerschlimmste ist die Plackerei in der Küche unter der Aufsicht des Kochs. Wo bei anderen das Herz sitzt, hat dieser Mann einen Stein. Er wäre besser ein blutrünstiger Befehlshaber im Mongolenheer geworden als Koch in einer Derwisch-Bruderschaft. Ich kann mich nicht erinnern, jemals gehört zu haben, dass er irgendwem etwas Nettes sagte. Ich glaube, er ist gar nicht imstande zu lächeln.

Einmal fragte ich einen älteren Derwisch, ob alle Novizen ihre Probezeit beim Koch in der Küche ableisten müssten. Er lächelte geheimnisvoll und antwortete: »Nicht alle, nur einige wenige.«

Und warum ausgerechnet ich? Warum lässt mich der Meister mehr als die anderen leiden? Weil meine Nafs größer ist als ihre und es für ihre Erziehung daher mehr Strenge bedarf?

Jeden Tag stehe ich als Erster auf und hole Wasser am nahe gelegenen Bach. Dann mache ich Feuer im Herd und backe die Sesamfladen. Auch die Zubereitung der Frühstückssuppe gehört zu meinen Aufgaben. Es ist nicht leicht, fünfzig Menschen mit Essen zu versorgen. Alles muss in Kesseln gekocht werden, die so groß wie Badewannen sind. Und wer schrubbt und spült sie wohl hinterher? Vom ersten Sonnenstrahl bis zum Einbruch der Nacht

spült sie wohl hinterher? Vom ersten Sonnenstrahl bis zum Einbruch der Nacht wische ich die Böden, staube alles ab, putze die Treppen, fege den Hof, hacke Holz und schrubbe stundenlang auf Händen und Knien die knarrenden alten Dielen. Ich mache Marmelade und Würzsaucen. Ich lege Kürbis und Karotten ein, sorge für die richtige Menge Salz – gerade so viel, dass ein Ei im Wasser schwimmt. Wenn ich zu viel oder zu wenig Salz verwende, bekommt der Koch einen Wutanfall und zerschmettert alle Einmachgläser, und ich muss von vorn anfangen.

Und obendrein muss ich bei all diesen Arbeiten auf Arabisch beten. Der Koch will, dass ich laut bete, damit er überprüfen kann, ob ich ein Wort überspringe oder falsch ausspreche. Und so bete ich und arbeite, arbeite und bete. »Je besser du die Mühsal in der Küche erträgst, umso schneller wirst du reif sein, Söhnchen!«, behauptet mein Peiniger. »Während du kochen lernst, gart deine Seele.«

»Aber wie lange soll diese Quälerei denn noch dauern?«, fragte ich ihn einmal.

»Tausendundeinen Tag«, lautete seine Antwort. »Wenn die Geschichtenerzählerin Scheherezade so lange Nacht für Nacht eine neue Geschichte erfinden konnte, wirst du es auch aushalten.«

Das ist doch verrückt! Was habe ich mit dieser Plaudertasche Scheherezade zu tun? Die hat doch nur auf Samtkissen gelegen, hat mit den Zehen gewackelt, sich irgendwelche Fantasiegeschichten ausgedacht und den grausamen König mit süßen Trauben und ihren Hirngespinsten gefüttert. Und das soll Schinderei sein? Keine Woche hätte sie überlebt, wenn man ihr auch nur die Hälfte meiner Pflichten übertragen hätte. Ich weiß nicht, ob irgendwer mitzählt – ich jedenfalls schon. Genau 624 habe ich noch.

Die ersten vierzig Tage meiner Probezeit verbrachte ich in einer Zelle, die so klein und niedrig war, dass ich mich weder hinlegen noch stehen konnte und die ganze Zeit auf dem Boden hocken musste. Wenn ich Verlangen nach ordentlichem Essen oder ein wenig Trost hatte, wenn ich mich vor der Dunkelheit oder der Einsamkeit fürchtete oder, Gott bewahre, unziemlich von einer Frau geträumt hatte, sollte ich mit den Silberglöckchen läuten, die als spirituelle Hilfe von der Decke hingen. Ich habe es kein einziges Mal getan. Was nicht heißen soll, dass es diese Gedanken nicht gegeben hätte. Aber was ist so schlimm an ein bisschen Ablenkung, wenn man sich nicht mal bewegen

kann?

Als die Zeit der Abgeschiedenheit zu Ende war, schickten sie mich in die Küche zurück, wo ich weiter unter dem Koch leiden sollte. Und wie ich litt! Aber sosehr ich dem Koch alles übel nahm, seine Regeln habe ich nie missachtet – bis zu dem Abend, an dem Schams-e Tabrizi auftauchte. Als mich der Koch in der Nacht schließlich eingeholt hatte, verpasste er mir die schlimmste Tracht Prügel meines Lebens. Eine Weidenrute nach der anderen zerbrach auf meinem Rücken. Dann stellte er meine Schuhe so vor die Tür, dass die Spitzen nach außen zeigten. Das bedeutete, dass ich zu gehen hatte. In einer Derwisch-Bruderschaft werfen sie einen nie hinaus oder erklären offen, dass man versagt hat, sondern sorgen dafür, dass man von selbst und ohne Aufhebens geht.

»Wir können nicht gegen deinen Willen einen Derwisch aus dir machen«, sagte der Koch. »Man kann den Esel zum Wasser bringen, aber saufen muss er selbst. Der Esel muss einfach das Zeug dazu haben. Anders geht es nicht.«

Wobei ich natürlich der Esel bin. Ehrlich gesagt wäre ich schon viel früher gegangen, wenn Schams-e Tabrizi nicht gewesen wäre. Er machte mich so neugierig, dass ich blieb. Einen wie ihn hatte ich noch nie erlebt. Er fürchtete niemanden, und er gehorchte niemandem. Sogar der Koch hatte Hochachtung vor ihm. Wenn es für mich in dieser Bruderschaft überhaupt ein Vorbild gab, dann war es Schams mit seinem besonderen Wesen, seiner Würde, seiner Widerspenstigkeit, und nicht der demütige alte Meister.

Ja, Schams-e Tabrizi war mein Held. Nachdem ich ihn kennengelernt hatte, wusste ich, dass ich mich nicht in einen sanftmütigen Derwisch verwandeln musste. Wenn ich lange genug in seiner Nähe blieb, würde ich genauso dreist, unerschütterlich und widersetzlich werden wie er. Deshalb beschloss ich, mit ihm zu gehen, als der Herbst kam und ich begriff, dass Schams für immer fortbleiben würde.

Als ich meine Entscheidung gefällt hatte, ging ich noch vor Tagesanbruch zu Baba Zaman. Er saß in seinem Zimmer und las im Schein einer Öllampe ein altes Buch.

»Was willst du, Novize?«, fragte er so matt, als würde ihn mein Anblick ermüden.

So unverblümt ich konnte, erwiderte ich: »Ich habe gehört, dass Schams-e Tabrizi uns bald verlässt, Meister. Ich will mit ihm gehen. Vielleicht braucht er

ja einen Reisebegleiter.«

»Ich wusste gar nicht, dass du ihn so gernhast«, sagte der Meister argwöhnisch. »Oder willst du nur der Arbeit in der Küche entrinnen? Deine Probezeit ist noch nicht zu Ende. Man kann dich wohl kaum als einen Derwisch bezeichnen.«

»Vielleicht besteht meine Probe darin, mit Schams auf die Reise zu gehen.« Das war ziemlich gewagt, aber ich sagte es trotzdem.

Der Meister schlug die Augen nieder und versank in tiefes Nachdenken. Je länger er schwieg, umso mehr wuchs meine Überzeugung, er würde mich wegen meiner Anmaßung tadeln und den Koch auffordern, besser auf mich aufzupassen. Doch er tat nichts dergleichen. Er sah mich nur traurig an und schüttelte den Kopf.

»Vielleicht bist du nicht gemacht für das Leben in einer Bruderschaft, mein Sohn. Schließlich bleibt von sieben Novizen, die diesen Weg beschreiten, nur ein einziger. Ich glaube nicht, dass du zum Derwisch taugst. Du solltest dein Kismet anderswo suchen. Wenn du Schams begleiten willst, musst du ihn um Erlaubnis fragen.«

Baba Zaman beendete das Gespräch mit einer höflichen, aber entschiedenen Kopfbewegung und widmete sich wieder seinem Buch.

Ich war traurig und fühlte mich sehr klein, aber auf merkwürdige Weise auch befreit.

SCHAMS

BAGDAD, 29. SEPTEMBER 1243

Bei Tagesanbruch ritt ich gegen den Wind davon. Ich zog nur ein einziges Mal die Zügel an, um mein Pferd zum Stehen zu bringen, und warf einen Blick zurück. Das Haus der Derwisch-Bruderschaft sah aus wie ein zwischen Maulbeerbäumen und Gebüsch verstecktes Vogelnest. Noch eine Zeit lang blitzte immer wieder Baba Zamans müdes Gesicht vor mir auf. Er ängstigte sich meinetwegen, aber ich sah keinen Grund dafür. Ich hatte mich auf eine innere Reise der Liebe begeben – wie sollte daraus Unheil entstehen? Das war meine zehnte Regel: Norden oder Süden, Osten oder Westen – es ist einerlei. Wohin auch immer dein Weg dich führt, was zählt, ist einzig, aus jeder Reise eine Reise nach innen zu machen. Wer sich selbst bereist, bereist die ganze Welt und noch viel mehr.

Obwohl ich viele Beschwernisse voraussah, sorgte ich mich nicht allzu sehr. Jedes Schicksal, das mich in Konya erwartete, war mir willkommen. Als Sufi hatte ich gelernt, mit der Rose auch den Dorn anzunehmen und mit der Schönheit des Lebens auch seine Schwierigkeiten. Denn so lautete eine weitere Regel: Die Hebamme weiß, dass ohne Schmerz dem Kind der Weg nicht eröffnet werden und die Mutter nicht gebären kann. Auch die Geburt eines neuen Selbst kann nicht ohne Mühsal erfolgen.

Wie der Lehm durch große Hitze gehen muss, um fest zu werden, kann sich die Liebe nur im Schmerz vervollkommnen.

In der Nacht vor meiner Abreise öffnete ich alle Fenster meines Zimmers, um die Geräusche und Gerüche der Dunkelheit hereinzulassen. Im flackernden Licht einer Kerze schnitt ich mir das lange Haar. Es fiel in dicken Büscheln zu Boden. Dann schor ich meinen Bart und entfernte die Augenbrauen. Ich betrachtete mein Gesicht im Spiegel. Es wirkte jetzt heller und jünger. Ohne ein einziges Haar war es bar eines Namens, Alters und Geschlechts. Es hatte keine Vergangenheit und keine Zukunft. Es war mit diesem Augenblick für

keine Vergangenheit und keine Zukunft. Es war mit diesem Augenblick für immer versiegelt.

»Schon jetzt verändert dich die Reise«, sagte der Meister, als ich in sein Zimmer trat, um mich zu verabschieden. »Dabei hat sie noch gar nicht begonnen.«

»Ja, mir ist etwas klar geworden«, erwiderte ich leise. »Auch dies ist eine der vierzig Regeln: Die Suche nach der Liebe verändert uns. Unter denen, die die Liebe suchen, ist keiner, der nicht auf dem Weg zu ihr an Reife gewann. Sobald du die Liebe zu suchen beginnst, setzt deine innerliche und äußerliche Veränderung ein.

Kaum merklich lächelnd griff Baba Zaman nach einer mit Samt bezogenen Schachtel und reichte sie mir. Sie enthielt drei Dinge: einen silbernen Spiegel, ein seidenes Taschentuch und ein mit Balsam gefülltes Glasfläschchen.

»Diese Dinge werden dir auf deiner Reise helfen. Benutze sie, wenn es nötig wird. Solltest du jemals deine Selbstachtung verlieren, wird dir der Spiegel deine innere Schönheit zeigen. Falls dein Ruf einmal besudelt ist, wird das Taschentuch dich an dein reines Herz erinnern. Der Balsam aber wird deine Wunden heilen, die inneren wie die äußeren.«

Meine Hand fuhr sacht über jeden der drei Gegenstände, ich schloss die Schachtel und bedankte mich bei Baba Zaman. Dann gab es nichts mehr zu sagen.

Als im ersten Licht des Morgens die Vögel zwitscherten und winzige Tautropfen an den Ästen hingen, schwang ich mich in den Sattel und schlug den Weg nach Konya ein, ohne zu wissen, was mich dort erwartete, aber in vollem Vertrauen auf das Schicksal, das der Allmächtige mir bereitet hatte.

DER NOVIZE

BAGDAD, 29. SEPTEMBER 1243

Bedacht darauf, nicht aufzufallen, folgte ich Schams-e Tabrizi auf meinem gestohlenen Pferd. Ich bemühte mich, genug Abstand zu halten, aber schon bald erwies es sich als unmöglich, hinter ihm herzureiten, ohne aufzufallen. Als Schams in einem Basar in Bagdad anhielt, um etwas zu essen und Proviant zu kaufen, beschloss ich, mich zu zeigen, und warf mich vor sein Pferd.

»Was machst du da am Boden, rothaariger Tölpel?«, rief Schams halb belustigt, halb erstaunt vom Pferd herunter.

Ich kniete mich hin, rang die Hände, reckte den Hals, wie ich es bei Bettlern beobachtet hatte, und flehte: »Ich möchte mit dir kommen! Darf ich dich bitte begleiten?«

»Weißt du denn überhaupt, wohin ich gehe?«

Ich zögerte. Diese Frage hatte ich mir nie gestellt. »Nein, aber das ist mir eins. Ich will dein Anhänger werden. Du bist mein Vorbild.«

»Danke, doch ich reise immer allein und will keine Anhänger oder Schüler. Und ich bin ganz sicher für niemanden ein Vorbild, am allerwenigsten für dich«, sagte Schams. »Geh deiner Wege. Aber solltest du dennoch nach einem Meister Ausschau halten, so rate ich dir, eine goldene Regel zu beachten: Es gibt mehr falsche Gurus und falsche Lehrer auf der Welt, als Sterne am Himmel leuchten. Machtgierige, ichbezogene Leute darf man nicht mit wahren Lehrern verwechseln. Ein wirklicher spiritueller Meister lenkt deine Aufmerksamkeit nicht auf sich und fordert keinen bedingungslosen Gehorsam oder äußerste Bewunderung von dir, sondern hilft dir vielmehr, dein inneres Selbst wertzuschätzen und zu bewundern. Wahre Meister sind durchsichtig wie Glas. Sie lassen das Licht Gottes durch sich hindurchscheinen.«

»Erlaube mir, es wenigstens zu versuchen«, bettelte ich. »Alle berühmten Reisenden hatten jemanden, der ihnen unterwegs beistand, eine Art Lehrling.«

Schams kratzte sich nachdenklich am Kinn. Offenbar hatte er etwas Wahres

Schams kratzte sich nachdenklich am Kinn. Offenbar hatte er etwas Wahres in meinen Worten erkannt. »Hast du denn die Kraft, meine Gesellschaft zu ertragen?«, fragte er.

Ich sprang auf und nickte aus ganzem Herzen. »Ja, natürlich! Und meine Kraft kommt von innen!«

»Nun gut. Hier ist deine erste Aufgabe: Du gehst in die nächste Schenke, kaufst dir einen Krug Wein und trinkst den Wein hier im Basar!«

Nun war ich es zwar gewohnt, mit meinen Gewändern Böden zu schrubben und Töpfe und Pfannen zu polieren, bis sie funkelten wie das venezianische Glas, das ich einmal in der Hand eines Künstlers gesehen hatte, der lange zuvor, nach der Plünderung der Stadt durch die Kreuzritter, aus Konstantinopel geflohen war. Ich konnte ohne Pause hundert Zwiebeln fein hacken oder Knoblauch schälen und zerkleinern, alles im Namen der spirituellen Reifung. Aber zu diesem Zweck mitten in einem belebten Basar Wein zu trinken überstieg meine Fähigkeiten. Ich warf Schams einen entsetzten Blick zu.

»Das kann ich nicht. Wenn mein Vater davon erfährt, bricht er mir alle Knochen. Er hat mich nicht in die Derwisch-Bruderschaft geschickt, damit ich ein Heide werde, sondern damit ein besserer Moslem aus mir wird. Was sollen meine Verwandten und Freunde von mir denken?«

Ich spürte Schams glühenden Blick auf mir ruhen und erschauderte vor Angst, so wie damals, als ich ihn hinter der geschlossenen Tür beobachtet hatte.

»Siehst du, du kannst nicht mein Schüler werden«, rief er entschieden. »Du bist zu furchtsam für mich. Dich kümmert viel zu sehr, was die anderen denken. Aber ich kann dir sagen: Wer so sehr auf die Anerkennung durch andere aus ist, wird ihrer Missbilligung nie entkommen, er mag sich noch so bemühen.«

Ich erkannte, dass ich die Gelegenheit, ihn zu begleiten, fast verspielt hatte, und begann mich hastig zu rechtfertigen. »Woher hätte ich wissen sollen, dass dein Befehl nicht ernst gemeint war? Wein ist im Islam streng verboten. Ich dachte, du wolltest mich prüfen.«

»Das hieße Gott spielen. Es ist nicht an uns, die Frömmigkeit anderer zu beurteilen und zu bemessen.«

Ich blickte mich verzweifelt um. Ich wusste nicht, wie seine Worte zu verstehen waren, und alle möglichen Gedanken schossen mir durch den Kopf.

»Du sagst, du willst den Weg beschreiten«, fuhr Schams fort, »aber du bist nicht bereit, etwas dafür zu opfern. Geld, Ruhm, Macht, Verschwendung oder Fleischeslust – was immer einem Menschen im Leben teuer und am meisten wert ist, davon muss er als Erstes lassen.«

Er tätschelte sein Pferd und fügte in einem Ton, der sehr endgültig klang, hinzu: »Du solltest bei deiner Familie in Bagdad bleiben. Such dir einen ehrlichen Kaufmann und werde sein Lehrling. Mir scheint, aus dir könnte einmal ein guter Händler werden. Aber sei nie gierig! So, und jetzt reite ich weiter, wenn du erlaubst.«

Er winkte mir ein letztes Mal zu, trieb sein Pferd an und galoppierte so geschwind davon, dass die Welt unter dem Trommeln der Hufe wegzurutschen schien. Ich sprang auf mein Pferd und ritt ihm nach bis hinter die letzten Häuser der Stadt, aber er entfernte sich immer rascher, bis er schließlich nur mehr ein dunkler Fleck in der Ferne war. Noch lange nachdem sich dieser Fleck am Horizont verloren hatte, spürte ich das Gewicht von Schams Blick auf mir.

ELLA

NORTHAMPTON, 24. MAI 2008

Bei Weitem die wichtigste Mahlzeit des Tages ist das Frühstück. Ella glaubte fest an diesen Grundsatz, und so führte sie an jedem Morgen, an den Wochenenden wie unter der Woche, ihr erster Weg in die Küche. Ein gutes Frühstück setzte ihrer Ansicht nach den richtigen Ton für den Rest des Tages. In Frauenzeitschriften hatte sie gelesen, dass eine Familie, die regelmäßig gemeinsam frühstückte, sich durch eine engere Bindung und größere Harmonie auszeichnete als eine, bei der alle noch halb hungrig aus dem Haus gingen. Doch obwohl sie fest an diese Forschungsergebnisse glaubte, war es ihr bisher nicht vergönnt gewesen, ein solch fröhliches Frühstück zu erleben, wie es in den Magazinen beschrieben wurde. Ihrer Erfahrung nach war das Frühstück ein Zusammenprall von Welten, wie sie verschiedener nicht sein konnten. Jeder wollte etwas anderes essen, was Ellas Vorstellung von Gemeinsamkeit völlig widersprach. Wie sollte am Tisch Einmütigkeit herrschen, wenn die eine an einer Scheibe Marmeladentoast knabberte (Jeannette), ein anderer Honigpops mampfte (Avi), der Dritte geduldig auf sein Rührei wartete (David), während sich die Vierte weigerte, überhaupt etwas zu sich zu nehmen (Orly)? Dennoch war das Frühstück wichtig, und sie machte es jeden Morgen, weil sie unbedingt verhindern wollte, dass eines ihrer Kinder mit Süßkram oder anderem ungesunden Zeug in den Tag startete.

Doch als Ella an diesem Morgen die Küche betrat, brühte sie keinen Kaffee auf, presste keine Orangen aus und steckte keine Brotscheiben in den Toaster, sondern setzte sich sofort an den Tisch, schaltete ihren Laptop ein, ging ins Internet und sah nach, ob Aziz ihr eine E-Mail geschrieben hatte. Ja, da war sie! Sie freute sich.

Liebe Ella,

wie schön zu hören, dass sich die Sache zwischen Ihnen und Ihrer Tochter zum Besseren gewendet hat

Tochter zum Besseren gewendet hat.

Gestern verließ ich bei Tagesanbruch das Dorf Momostenango. Komisch, ich war nur ein paar Tage dort, aber als es galt, Abschied zu nehmen, war ich traurig, geradezu tief betrübt. Würde ich dieses winzige Dorf in Guatemala je wiedersehen? Ich glaubte es nicht.

Immer wenn ich mich von einem Ort, der mir gefällt, verabschieden muss, habe ich das Gefühl, etwas von mir zurückzulassen. Wahrscheinlich besteht das Leben ganz unabhängig davon, ob man ein Vielreisender wie Marco Polo ist oder niemals in die Ferne zieht, aus einer Abfolge von Geburten und Toden. Ein Moment entsteht, ein Moment vergeht. Damit neue Erfahrungen an den Tag kommen können, müssen alte verblühen. Sehen Sie das auch so?

In Momostenango habe ich meditiert und versucht, mir Ihre Aura vorzustellen. Ziemlich schnell hatte ich drei Farben vor Augen: ein warmes Gelb, ein zartes Orange und ein dezentes metallisches Violett. Meinem Gefühl nach sind das Ihre Farben. Ich fand sie sowohl einzeln als auch zusammen sehr schön.

Meine letzte Station hier in Guatemala ist Chajul, eine kleine Stadt mit Ziegelhäusern und Kindern, deren Augen viel mehr Weisheit ausstrahlen, als ihre Jahre vermuten lassen. In den Häusern sitzen Frauen jeden Alters und weben herrliche Wandteppiche. Ich bat eine alte Frau, einen auszusuchen, und sagte ihr, er sei für eine Dame, die in Northampton lebt. Sie sann eine Weile nach und zog dann einen Teppich aus dem riesigen Stapel hinter sich heraus. Dieser Stapel bestand, ich schwöre bei Gott, aus mehr als fünfzig Wandteppichen in allen erdenklichen Farben. Aber der, den sie ausgesucht hatte, wies nur drei Farben auf: Gelb, Orange und Violett. Ich dachte, dieser Zufall könnte Sie interessieren – falls es so etwas wie Zufall in Gottes Universum gibt.

Ist Ihnen schon einmal der Gedanke gekommen, dass unser Austausch vielleicht nicht auf Zufall beruht?

Mit herzlichen Grüßen

Aziz

PS: Wenn Sie wollen, schicke ich Ihnen den Wandteppich per Post

– oder wir warten, bis wir uns einmal auf einen Kaffee treffen und ich ihn persönlich übergeben kann.

Ella schloss die Augen und versuchte sich die Farben ihrer Aura rings um ihr Gesicht vorzustellen. Seltsamerweise hatte sie sich dabei nicht als Erwachsene vor Augen, sondern als etwa siebenjähriges Kind.

Erinnerungen strömten auf sie ein, Erlebnisse, mit denen sie längst meinte abgeschlossen zu haben. Ihre Mutter, wie sie reglos dasteht mit einer pistaziengrünen Schürze, einen Messbecher in der Hand, das Gesicht eine aschfahle Maske des Schmerzes. Papierherzen an den Wänden, glitzernd und bunt. Und ihr Vater, tot an der Decke baumelnd, wie um als Teil der Weihnachtsdekoration dem Haus ein festliches Aussehen zu geben. Sie dachte daran zurück, dass sie ihre Mutter im Teenageralter drei Jahre lang für den Selbstmord ihres Vaters verantwortlich gemacht hatte. Schon als kleines Mädchen hatte Ella sich geschworen, ihren Mann später immer glücklich zu machen und, anders als ihre Mutter, als Ehefrau niemals zu versagen. In ihrem Bemühen, in dieser Hinsicht möglichst alles anders als ihre Mutter zu machen, hatte sie keinen Christen, sondern einen Mann ihres eigenen Glaubens geheiratet.

Erst ein paar Jahre zuvor hatte sie aufgehört, ihre alt gewordene Mutter zu hassen, und seit einiger Zeit kamen sie gut miteinander aus. Nichtsdestotrotz fühlte sie tief in ihrem Inneren noch immer ein Unbehagen, wenn sie an die Vergangenheit dachte.

»Mom! … Erde an Mom! Erde an Mom!«

Hinter Ella war Gekicher und Geflüster zu hören. Als sie sich umdrehte, sah sie vier amüsiert auf sie gerichtete Augenpaare. Orly, Avi, Jeannette und David waren ausnahmsweise einmal gleichzeitig zum Frühstück erschienen und beguckten sie nun wie Zoobesucher ein exotisches Tier. Ella hatte den Eindruck, dass sie schon länger so dastanden und auf sich aufmerksam zu machen versuchten.

»Guten Morgen, meine Lieben«, sagte sie lächelnd.

»Warum hast du uns nicht gehört?«, fragte Orly ernstlich verwundert.

»Du warst ja völlig vertieft in den Bildschirm«, bemerkte David, ohne sie anzusehen.

Ella folgte seinem Blick. Das Mailprogramm war geöffnet, und vor ihr war

Ella folgte seinem Blick. Das Mailprogramm war geöffnet, und vor ihr war, leicht abgedunkelt, Aziz Z. Zaharas E-Mail zu lesen. Blitzschnell klappte sie den Laptop zu, ohne ihn vorher auszuschalten.

»Ich muss noch so viel für die Literaturagentur tun.« Sie verdrehte die Augen. »Ich habe gerade an meinem Gutachten gearbeitet.«

»Stimmt nicht! Du hast deine Mails gecheckt«, stellte Avi ernst und sachlich fest.

Warum waren Jungs im Teenageralter bloß immer darauf aus, die Schwächen und Lügen anderer offenzulegen?, fragte sich Ella. Doch zu ihrer Erleichterung schien der Rest der Familie nichts weiter darauf zu geben. Alle blickten erwartungsvoll auf die Küchentheke.

Und Orly richtete stellvertretend für alle die eine Frage an sie: »Warum hast du uns heute kein Frühstück gemacht, Mom?«

Jetzt schaute auch Ella zur Theke hinüber und sah, was die anderen längst bemerkt hatten. Kein Kaffee in Arbeit, kein Rührei auf dem Herd, kein Toast mit Marmelade. Sie nickte mehrmals, als würde sie einer inneren Stimme recht geben, die eine nicht zu leugnende Wahrheit aussprach.

Tja, dachte sie, warum habe ich das Frühstück vergessen?

ZWEITER TEIL

Wasser

ALLES FLÜSSIGE, VERÄNDERLICHE, UNVORHERSEHBARE

RUMI

KONYA, 15. OKTOBER 1244

Beinahe rund glänzte der prächtige Vollmond am Himmel wie eine riesige Perle. Ich verließ das Bett und sah durchs Fenster in den vom Mondlicht durchfluteten Hof. Doch nicht einmal der Anblick solcher Schönheit vermochte mein pochendes Herz und meine zitternden Hände zu beruhigen.

»Du bist blass, Effendi. Hattest du wieder diesen Traum?«, flüsterte meine Frau. »Soll ich dir ein Glas Wasser bringen?«

Ich sagte ihr, sie solle sich nicht sorgen und weiterschlafen, sie könne nichts für mich tun. Unsere Träume seien Teil unseres Schicksals, und wir müssten ihnen ihren gottgewollten Lauf lassen. Außerdem, dachte ich bei mir, musste es ja einen Grund geben, weshalb ich seit vierzig Tagen den immer gleichen Traum träumte.

Der Anfang des Traums war jedes Mal ein bisschen anders. Aber vielleicht war er ja immer gleich, und ich betrat ihn nur jede Nacht durch ein anderes Tor. Diesmal sah ich mich selbst in einem mit Teppichen ausgelegten Zimmer, das mir bekannt vorkam, in dem ich aber noch nie zuvor gewesen war. Ich las im Koran. Mir gegenüber saß ein Derwisch, ein großer, dünner Mann, der sich sehr gerade und aufrecht hielt. Sein Gesicht war verschleiert, und in der Hand hielt er einen Kandelaber mit fünf brennenden Kerzen, die mir das Licht zum Lesen spendeten.

Nach einer Weile hob ich den Kopf, um dem Derwisch den eben gelesenen Vers zu zeigen, und erst in diesem Moment wurde mir zu meinem Schrecken bewusst, dass der vermeintliche Kandelaber in Wirklichkeit die rechte Hand des Mannes war. Er hatte mir die ganze Zeit hindurch seine Hand mit fünf brennenden Fingern entgegengestreckt.

Entsetzt sah ich mich nach Wasser um, fand aber keines. Da zog ich meinen Umhang aus und warf ihn auf den Derwisch, um die Flammen zu ersticken. Doch als ich ihn wieder fortnahm, war der Mann verschwunden und hatte nur eine flackernde Kerze zurückgelassen.

eine flackernde Kerze zurückgelassen.

Von dieser Stelle an verlief der Traum immer gleich. Ich begann den Derwisch im Haus zu suchen, spähte in jeden Winkel. Dann lief ich in den Hof, wo die Rosen zu einem Meer von Hellgelb erblüht waren. Ich rief in alle Richtungen, aber der Mann war nirgends zu sehen.

»Komm zurück, Geliebter. Wo bist du?«

Schließlich trat ich, wie von einer unheilvollen Ahnung gelenkt, an den Brunnen und blickte auf das dunkle, aufgewühlte Wasser hinab. Zuerst sah ich nichts, doch dann warf der Mond seinen glänzenden Schein auf mich und tauchte den Hof in ein eigenartiges Licht, und ich sah die zwei schwarzen Augen, die mit einer Traurigkeit ohnegleichen vom Grund des Brunnens zu mir hinaufblickten.

»Sie haben ihn umgebracht!«, rief jemand, vielleicht war ich es selbst. Vielleicht klang so meine Stimme im Zustand grenzenloser Pein.

Und ich schrie und schrie, bis meine Frau mich umarmte und an ihren Busen drückte und leise fragte: »Effendi, war das wieder der Traum?«

Als Kira in den Schlaf zurückgesunken war, schlich ich mich in den Hof. Ich war noch ganz erfüllt von dem so klaren und so beängstigenden Traumgefühl. In der nächtlichen Stille lief mir beim Anblick des Brunnens ein Schauder über den Rücken, aber ich konnte nicht anders, ich musste mich auf seinen Rand setzen und dem sanft durch die Bäume rauschenden Nachtwind lauschen.

In solchen Momenten überrollt mich eine jähe Woge der Traurigkeit, obwohl ich nie weiß, warum. In meinem Leben fehlt es an nichts, es ist ein erfülltes Leben, denn ich bin mit den drei Dingen gesegnet, die mir lieb und wert sind: mit Wissen, Tugend und der Begabung, anderen bei der Suche nach Gott zu helfen.

Ich bin nun achtunddreißig Jahre alt und habe mehr von Gott bekommen, als ich mir jemals hätte wünschen können. Ich wurde zum Prediger und zum Rechtsgelehrten ausgebildet und in die Kunde von der Göttlichen Erleuchtung eingeführt – in das Wissen, das den Propheten, den Heiligen und den Gelehrten mehr oder minder zuteil wird. Unterwiesen von meinem inzwischen verstorbenen Vater und unterrichtet von den besten Lehrern unserer Zeit, habe ich in der Überzeugung, dass Gott mir dies als Pflicht auferlegt hat, mit großem Fleiß an der Vertiefung meines Bewusstseins gearbeitet.

Mein alter Meister Seyyid Burhaneddin pflegte mich als einen Liebling Gottes zu bezeichnen, weil mir die ehrenvolle Aufgabe übertragen sei, Seinem Volk Seine Botschaft zu überbringen und den Menschen zu helfen, das Rechte vom Unrechten zu unterscheiden.

Seit vielen Jahren unterrichte ich in der Madrasa, disputiere dort mit anderen Scharia-Gelehrten über theologische Fragen, unterweise meine Schüler in der Rechtswissenschaft und den Hadithen und predige jeden Freitag in der größten Moschee der Stadt. Wie viele Schüler ich bereits unterrichtet habe, vermag ich nicht zu sagen. Es schmeichelt mir, wenn meine Predigtkunst gepriesen wird und die Menschen beteuern, meine Worte hätten in einer Zeit, da sie der Führung bedurften, ihr Leben verändert.

Ich bin mit einer liebevollen Familie, guten Freunden und mir ergebenen Schülern gesegnet. Niemals im Leben habe ich Elend erfahren oder Mangel gelitten, auch wenn der Verlust meiner ersten Frau entsetzlich war. Ich dachte, ich würde nie wieder heiraten, tat es aber doch und durfte dank Kira Liebe und Freude erleben. Meine beiden Söhne sind schon groß; allerdings erstaunt es mich immer von Neuem, wie unterschiedlich sie sind. Sie erinnern mich an zwei Samenkörner, die zwar nebeneinander in dieselbe Erde gepflanzt und von derselben Sonne und demselben Wasser genährt wurden, sich aber zu völlig verschiedenen Pflanzen entwickelt haben. Ich bin stolz auf sie, genau wie auf unsere angenommene Tochter, die ganz ungewöhnlich begabt ist. Ich bin in meiner Familie wie in der Gemeinde ein glücklicher und zufriedener Mensch.

Aber warum empfinde ich dann diese Lücke in mir, die Tag für Tag tiefer und breiter wird? Sie nagt wie eine Krankheit an meiner Seele und begleitet mich überallhin, leise wie eine Maus und ebenso gefräßig.

SCHAMS

KONYA, 17. OKTOBER 1244

Bevor ich das Tor einer mir unbekannten Stadt durchschreite, warte ich einen Moment, um ihre Heiligen zu begrüßen – die toten und die lebenden, die bekannten und die verborgenen. Kein einziges Mal habe ich einen Fuß in einen neuen Ort gesetzt, ohne zuvor den Segen der Heiligen empfangen zu haben. Es ist mir gleich, ob es ein Ort der Moslems, Christen oder Juden ist. Ich glaube, dass die Heiligen über solch schlichten, nur die Bezeichnung betreffenden Unterscheidungen stehen. Ein Heiliger gehört allen Menschen.

Und so tat ich, als ich in der Ferne Konya erblickte, was ich immer tat. Doch dann geschah etwas Ungewöhnliches. Anstatt mich wie sonst immer zurückzugrüßen und zu segnen, blieben die Heiligen stumm wie zerbrochene Grabsteine. Ich grüßte sie noch einmal, lauter und entschlossener, für den Fall, dass sie mich nicht gehört hatten. Und wieder blieb es still. Da wusste ich, dass mich die Heiligen sehr wohl gehört hatten. Aber sie verweigerten mir den Segen.

»Was ist los?«, fragte ich den Wind, damit er meine Worte zu den Heiligen nah und fern trug.

Nach einer Weile kehrte der Wind mit der Antwort zurück. »In dieser Stadt, Derwisch, wirst du nur zwei Extreme finden und nichts dazwischen: reine Liebe oder reinen Hass. Wir warnen dich. Du betrittst sie im Wissen um diese Gefahr.«

»Dann ist kein Grund zur Sorge«, erwiderte ich. »Solange mir dort reine Liebe begegnet, ist es gut genug für mich.«

Als sie das hörten, gaben mir die Heiligen von Konya ihren Segen. Aber noch wollte ich die Stadt nicht betreten. Ich setzte mich unter eine Eiche und betrachtete die in der Ferne aufragende Stadt, während mein Pferd sich an dem spärlichen Gras gütlich tat. Die Minarette von Konya funkelten in der Sonne wie Scherben aus Glas. Hin und wieder bellte ein Hund, Esel schrien, Kinder

wie Scherben aus Glas. Hin und wieder bellte ein Hund, Esel schrien, Kinder lachten, und Händler riefen lauthals ihre Ware aus – der übliche Lärm einer pulsierenden Stadt. Welche Freuden und Leiden mögen die Menschen in diesem Augenblick hinter den geschlossenen Türen und vergitterten Fenstern durchleben, fragte ich mich. Das Umherziehen lag mir im Blut, und so war mir der Gedanke, mich in einer Stadt niederlassen zu müssen, nicht angenehm, doch mir kam eine weitere grundlegende Regel in den Sinn: Versuche, den Veränderungen, die dir begegnen, nicht auszuweichen, sondern lass das Leben durch dich leben. Und sei nicht in Sorge darüber, dass dein Leben auf den Kopf gestellt werden könnte. Denn woher willst du wissen, dass die Seite, die du gewohnt bist, besser ist als die neue?

Eine freundliche Stimme riss mich aus meinen Träumereien. »As-salamu alaikum, Derwisch!«

Ich wandte mich um. Hinter mir stand ein Karren, auf dem ein kräftiger Bauer mit olivbrauner Haut und einem herabhängenden Schnurrbart saß. Der vorgespannte Ochse war so mager, dass man glaubte, er würde sich jeden Augenblick zum Sterben niederlegen.

»Wa-alaikum s-salam, Gott möge dich segnen!«, rief ich.

»Warum sitzt du hier so ganz allein? Wenn du es satthast, auf deinem Pferd zu reiten, kann ich dich mitnehmen.«

Ich lächelte. »Danke, aber ich glaube, zu Fuß bin ich schneller als mit deinem Ochsen.«

»Mach mir den Ochsen nicht schlecht!«, erwiderte der Bauer beleidigt. »Er ist zwar alt und schwach, aber immer noch mein bester Freund.«

Durch diese Worte in die Schranken gewiesen sprang ich auf und verbeugte mich vor dem Mann. Wie hatte ich, ein winziger Teil von Gottes gewaltigem Schöpfungskreis, ein anderes Element dieses Kreises, ob nun Tier oder Mensch, herabsetzen können?

»Ich bitte dich und deinen Ochsen um Verzeihung«, sagte ich. »Bitte vergebt mir.«

Ein Hauch von Verwunderung huschte über das Gesicht des Bauern. Einen Moment lang stand er ausdruckslos da und versuchte zu erkennen, ob ich mich über ihn lustig machte oder nicht. »So etwas tut sonst nie jemand«, sagte er schließlich und schenkte mir ein warmes Lächeln.

»Deinen Ochsen um Verzeihung bitten, meinst du?«

»Ja, das auch. Aber eigentlich wollte ich sagen, dass mich nie jemand um Verzeihung bittet. Normalerweise ist es genau umgekehrt – ich entschuldige mich ständig bei anderen. Sogar wenn man mir unrecht tut, entschuldige ich mich.«

Seine Worte rührten an mein Herz. »Der Koran sagt, dass jeder Einzelne in der bestmöglichen Form erschaffen wurde. Das ist eine der Regeln«, sagte ich sanft.

»Welche Regel denn?«

»Gott arbeitet an der äußeren und inneren Vollendung des Werks, das du darstellst. Er ist unablässig mit dir beschäftigt. Jeder Mensch ist eine in Ausführung befindliche Arbeit, die sich langsam, aber unaufhaltsam ihrer Vollkommenheit nähert. Jeder von uns ist ein unvollendetes Kunstwerk, das darauf wartet und danach strebt, vollendet zu werden. Gott widmet sich jedem Einzelnen von uns, denn das Menschsein ist wie die höchste Schreibkunst, und jeder einzelne Punkt ist gleichermaßen wichtig für das Gesamtbild.«

»Bist du auch hier, um dir die Predigt anzuhören?«, fragte der Bauer mit neu erwachtem Interesse. »Es wird wohl ein großes Gedränge geben. Er ist ein außergewöhnlicher Mensch.«

Als ich begriff, von wem er sprach, blieb mir für einen Moment das Herz stehen. »Was ist denn so ungewöhnlich an Rumis Predigten?«

Ein Weilchen betrachtete der Bauer schweigend und mit zusammengezogenen Augen den Horizont. Er schien mit den Gedanken nirgendwo und überall zu sein.

Schließlich sagte er: »Ich komme aus einem Dorf, dem viel Unglück widerfahren ist. Erst die Hungersnot, dann die Mongolen. Die brandschatzten und plünderten jedes Dorf, das auf ihrem Weg lag. Aber in den großen Städten richteten sie noch mehr Unheil an. Sie eroberten Erzurum, Sivas und Kayseri, metzelten alle männlichen Bewohner nieder und verschleppten die Frauen. Ich selbst habe zwar weder Angehörige noch mein Haus verloren, aber mir wurde trotzdem etwas geraubt: meine Lebensfreude.«

»Was hat das mit Rumi zu tun?«, wollte ich wissen.

Der Bauer richtete den Blick wieder auf seinen Ochsen und murmelte tonlos: »Es heißt, wenn man der Predigt Rumis lauscht, wird man von seiner Traurigkeit geheilt.«

Für mich war Traurigkeit nichts Schlimmes. Eher im Gegenteil – Heuchelei

macht die Menschen glücklich, die Wahrheit aber macht sie traurig. Doch das offenbarte ich dem Bauern nicht, sondern sagte: »Begleite mich bis Konya und erzähle mir unterwegs mehr über Rumi!«

Ich band die Zügel meines Pferdes an den Karren des Bauern, stieg auf und setzte mich neben ihn. Zum Glück machte die zusätzliche Last dem Ochsen nichts aus, er fiel so oder so wieder in seinen quälend langsamen Trott. Der Bauer bot mir Brot und Ziegenkäse an. Wir unterhielten uns und aßen. So kam ich, während die Sonne vom indigoblauen Himmel herniederbrannte und die wachsamen Blicke der Stadtheiligen auf mir ruhten, in Konya an.

»Pass gut auf dich auf, mein Freund«, sagte ich, als ich vom Karren sprang und die Zügel meines Pferdes losband.

»Du musst auf jeden Fall zur Predigt kommen!«, rief der Bauer erwartungsvoll.

Ich nickte und winkte ihm nach. »Inschallah.«

Auch wenn ich sehr gespannt auf die Predigt war und es kaum erwarten konnte, Rumi kennenzulernen, wollte ich mich erst einmal in der Stadt umsehen und in Erfahrung bringen, was die Leute von dem großen Prediger hielten. Ich wollte ihn durch fremde Augen sehen, durch freundliche und unfreundliche, liebende und hassende Augen, ehe ich ihn mit meinen eigenen betrachten würde.

HASAN, DER BETTLER

KONYA, 17. OKTOBER 1244

Bei Gott, ob ihr es glauben wollt oder nicht – sie nennen diese Hölle »heiliges Leiden«. Ich bin ein in der Vorhölle gefangener Aussätziger. Weder die Toten noch die Lebenden wollen mich bei sich haben. Auf der Straße deuten die Mütter auf mich, um ihre unfolgsamen Kleinen zu erschrecken, und die Kinder bewerfen mich mit Steinen. Die Handwerker verscheuchen mich von ihren Werkstätten, um das Unglück, das mir überallhin folgt, abzuwehren, und jede Schwangere dreht das Gesicht weg, wenn ihr Blick auf mich fällt, weil sie fürchtet, sonst ein verkrüppeltes Kind zur Welt zu bringen. Aber alle diese Leute scheinen nicht zu wissen, dass, sosehr sie darauf aus sind, mich zu meiden, ich noch viel mehr darauf aus bin, ihnen und ihren mitleidigen Blicken zu entgehen.

Zuerst verändert sich die Haut, sie wird dicker und dunkler. Unterschiedlich große Flecken von der Farbe fauler Eier erscheinen an den Schultern, Knien, Armen und im Gesicht. In dieser Zeit juckt und brennt es oft, doch dann verebbt der Schmerz, oder aber man fühlt ihn einfach nicht mehr. Dann werden die Flecken größer, sie schwellen an und verwandeln sich in hässliche Beulen. Die Hände werden zu Klauen, und das Gesicht verformt sich bis zur Unkenntlichkeit. Jetzt, so kurz vor dem Ende, kann ich meine Lider nicht mehr schließen. Tränen und Speichel fließen, ohne dass ich es verhindern kann. Sechs Fingernägel sind mir schon abgefallen, ein siebter wird bald folgen. Merkwürdigerweise ist mein Haar noch da. Wahrscheinlich sollte ich mich deshalb glücklich schätzen.

Ich habe gehört, dass die Leprösen in Europa außerhalb der Stadtmauern leben müssen. Wir hier dürfen in der Stadt bleiben, solange wir eine Glocke bei uns tragen, mit der wir die anderen vor unserer Gegenwart warnen. Man erlaubt uns auch zu betteln, und das ist gut, denn sonst müssten wir wohl verhungern. Das Betteln ist eine von zwei Möglichkeiten zu überleben. Die zweite ist das Beten. Nicht weil Gott den Aussätzigen besondere

zweite ist das Beten. Nicht weil Gott den Aussätzigen besondere Aufmerksamkeit schenkt, sondern weil die Leute aus irgendeinem Grund glauben, Er täte es. Und so verachten uns die Städter zwar, aber zugleich haben sie Ehrfurcht vor uns. Sie bezahlen uns, damit wir für die Kranken, die Krüppel und die Alten beten. Sie bezahlen und beköstigen uns gut in der Hoffnung, unseren Lippen ein paar zusätzliche Gebete abzuringen. Auf der Straße sind wir schlechter dran als die letzten verlausten Köter, aber dort, wo Tod und Verzweiflung herrschen, sind wir den Sultanen gleich.

Wenn mich jemand zum Beten angestellt hat, senke ich den Kopf, gebe unverständliche arabische Laute von mir und tue so, als wäre ich ins Gebet vertieft. Ich kann das Beten nur vortäuschen, denn ich glaube nicht, dass Gott mich hört. Ich wüsste keinen Grund, weshalb er es tun sollte.

Obwohl das Beten viel einträglicher ist, fällt mir das Betteln leichter. Da betrüge ich wenigstens niemanden. Der Freitag ist der beste Tag fürs Betteln, außer während des Ramadan, da bringt der ganze Monat viel ein. Am letzten Tag des Ramadan lässt sich am allermeisten Geld verdienen; dann drängt es sogar die hoffnungslosesten Geizhälse, Almosen zu geben, um all ihre Sünden, die früheren und die jetzigen, wiedergutzumachen. Einmal im Jahr wenden sich die Menschen nicht von den Bettlern ab, sondern suchen geradezu nach ihnen, und je elender einer ist, umso besser. Das Bedürfnis, ihre Großmut und Mildtätigkeit zu zeigen, ist dann so groß, dass sie nicht nur darauf dringen, uns Almosen zu geben, sondern uns an diesem einen Tag fast zugetan sind in Liebe.

Auch heute, dachte ich, könnte es ein sehr einträglicher Tag werden, denn Rumi hielt eine Freitagspredigt. Schon war die Moschee fast voll. Wer drinnen keinen Platz mehr fand, stellte sich draußen im Hof an. Dieser Nachmittag bot die Gelegenheit für Bettler und Taschendiebe. Alle waren sie da, so wie ich, verstreut in der Menge.

Ich ließ mich gegenüber dem Eingang der Moschee unter einen Ahornbaum nieder und lehnte mich mit dem Rücken an den Stamm. Die Luft war feucht und roch nach Regen; gleichzeitig duftete es süßlich von den fernen Obstgärten her. Ich stellte meine Bettelschale vor mich hin. Im Gegensatz zu vielen anderen auf der Straße muss ich nie offen um Almosen bitten. Ein Aussätziger hat es nicht nötig, zu jammern und zu flehen und Geschichten zu erfinden, um deutlich zu machen, wie elend sein Leben oder wie schlimm seine Krankheit ist. Ein kurzer Blick auf mein Gesicht drückt mehr aus als tausend Worte. Ich

enthüllte also mein Gesicht und lehnte mich zurück.

Im Verlauf der nächsten Stunde wurden einige Geldstücke in meine Schale geworfen. Nur verbeulte Kupfermünzen. Ich sehnte mich nach einer Goldmünze, in die die Sonne, ein Löwe und die Mondsichel eingeprägt waren. Seit der verstorbene Aladdin Kai Kobad die Münzgesetze gelockert hatte, galten die Münzen, die die Beys von Aleppo, die Fatimiden in Kairo und die Kalifen von Bagdad ausgaben – ganz zu schweigen vom italienischen Florin. Die Herrscher von Konya haben alle diese Geldstücke anerkannt, und so taten es auch die Bettler der Stadt.

Zusammen mit den Münzen fielen mir auch einige welke Blätter in den Schoß. Der Ahorn warf sein rotgoldenes Laub ab, und da ein böiger Wind wehte, landeten nicht wenige seiner Blätter wie Almosen in meiner Schale. Da erkannte ich, dass der Ahorn und ich etwas gemeinsam hatten. Wenn ein Baum im Herbst sein Laub abwirft, ähnelte er einem Leprakranken, der ganz am Ende seine Gliedmaßen verliert.

Ich war ein kahler Baum. Alles an mir zerfiel – meine Haut, meine Eingeweide, mein Gesicht. Aber für mich würde es anders als für diesen Baum keinen Frühling mit neuer Blüte geben. Was ich verlor, war für immer verloren. Wenn mich die Leute ansahen, sahen sie nicht mich, sondern das, was mir fehlte. Jedes Mal wenn sie eine Münze in meine Schale legten, taten sie es unglaublich schnell und vermieden es, mir dabei in die Augen zu sehen, als wäre mein Blick ansteckend. Für sie war ich schlimmer als ein Dieb oder Mörder. Solche Verbrecher missbilligten sie zwar, aber sie behandelten sie nicht, als wären sie unsichtbar. In mir dagegen sahen sie nur den Tod, der ihnen ins Gesicht starrte. Und das machte ihnen Angst – zu erkennen, dass der Tod so nah und so hässlich sein konnte.

Mit einem Mal wurde die Menge im Hintergrund unruhig. Jemand schrie: »Er kommt! Er kommt!«

Ja, es war Rumi. Er saß auf einem Pferd weiß wie Milch und trug einen eleganten, mit goldenen Blättern und kleinen Perlen bestickten bernsteingelben Kaftan. Aufrecht und stolz kam er angeritten, vornehm und weise und gefolgt von der Schar seiner Bewunderer. Er strahlte Charisma und Selbstsicherheit aus, ähnelte weniger einem Gelehrten als einem Herrscher – dem Sultan des Windes, des Feuers, des Wassers und der Erde. Selbst sein Pferd, hochgewachsen und voller Kraft, schien um die Bedeutung seines Reiters zu

wissen.

Ich nahm die Münzen aus der Schale, steckte sie ein, verhüllte meinen Kopf so, dass eine Gesichtshälfte sichtbar blieb, und betrat die Moschee. Drinnen herrschte ein solches Gedränge, dass man kaum Luft bekam, geschweige denn einen Platz zum Sitzen fand. Aber das einzig Gute am Dasein eines Aussätzigen war, dass ich auch in der größten Menschenmenge immer einen Platz bekam, weil niemand mir nah sein wollte.

»Brüder«, sagte Rumi, und seine Stimme schwang sich in die Höhe und sank in die Tiefe. »So groß ist das Universum, dass wir uns klein, ja unbedeutend fühlen. Manche von euch mögen sich fragen: ›Welchen Wert sollte denn ich in meiner Beschränktheit für Gott haben?‹ Diese Frage hat sich bestimmt schon vielen hin und wieder gestellt. In der heutigen Predigt will ich einige Antworten darauf geben.«

Die beiden Söhne Rumis saßen in der ersten Reihe – der hübsche, Sultan Walad, dem alle große Ähnlichkeit mit seiner verstorbenen Mutter nachsagten, und Aladdin, der jüngere, mit seinem lebhaften Mienenspiel, dessen Blick jedoch etwas Lauerndes hatte. Beide waren sichtlich stolz auf ihren Vater.

»Die Kinder Adams wurden mit so großem Wissen geehrt, dass weder die Berge noch die Himmel es schultern könnten«, fuhr Rumi fort. »Deshalb steht im Koran: Wahrlich, Wir boten den Himmeln und der Erde und den Bergen Unser Zutrauen an, aber sie wollten es nicht tragen, denn es ängstigte sie. Aber der Mensch nahm es auf sich. Wem eine so ehrenhafte Stellung gegeben wurde, der sollte nicht hinter dem zurückbleiben, was Gott gewollt hat.«

Rumi sprach die Vokale so merkwürdig aus, wie nur die Gebildeten es können. Er sprach von Gott und versicherte uns, Er sitze nicht auf einem fernen Thron im Himmel, sondern sei ganz nah bei jedem Einzelnen von uns. Noch näher zu Gott aber, sagte er, bringe uns das Leid.

»Ständig öffnet und schließt sich eure Hand. Täte sie es nicht, wärt ihr gelähmt. Euer eigentlichstes Dasein zeigt sich an einer kleinen Bewegung des Zusammenziehens und Sich-wieder-Streckens. Beides ist so wunderbar ausgewogen und aufeinander abgestimmt wie die Flügel eines Vogels.«

Anfangs gefiel mir, was er sagte. Mir wurde warm ums Herz, als ich ihn davon reden hörte, dass Freud und Leid so aufeinander angewiesen seien wie die Flügel eines Vogels. Doch dann breitete sich rasend schnell ein gewaltiger

Groll in mir aus. Was wusste Rumi schon von Leid? Zu ihm, dem Sohn eines berühmten Mannes und Erben einer reichen, angesehenen Familie, war das Leben gut gewesen. Er hatte zwar seine erste Frau verloren, aber ich glaubte nicht, dass ihm jemals wirkliches Unglück widerfahren war. Schon als Kind nur auf Seide gebettet, aufgewachsen in einem vornehmen Haus, von den besten Lehrern unterrichtet, stets geliebt, verwöhnt, bewundert – wie konnte ausgerechnet er es wagen, vom Leid zu predigen?

Voller Verzweiflung wurde mir bewusst, dass der Unterschied zwischen Rumi und mir nicht größer hätte sein können. Warum war Gott so ungerecht? Mir hatte Er Armut, Krankheit und Elend gegeben, während Rumi von Ihm Reichtum, Erfolg und Weisheit erhalten hatte. Mit seinem makellosen Ruf und seiner königlichen Haltung war Rumi nicht von dieser Welt, zumindest nicht von dieser Stadt. Ich musste mein Gesicht verhüllen, wenn ich vermeiden wollte, dass mein Anblick die Menschen abstieß; er dagegen glitzerte wie ein Edelstein an der Sonne. Wie wäre es ihm wohl an meiner statt ergangen? War ihm schon einmal der Gedanke gekommen, dass selbst ein so vollkommener und mit allem gesegneter Mensch wie er eines Tages stolpern und stürzen konnte? Hatte er jemals darüber nachgedacht, wie man sich als Ausgestoßener fühlte, und sei es nur für einen Tag? Wäre er immer noch der große Rumi, wenn ihm das Leben zugefallen wäre, das ich leben musste?

Mit jeder dieser Fragen wurde mein Groll stärker und vernichtete alle Bewunderung, die ich für ihn hätte hegen können. Gereizt und verbittert stand ich auf und drängelte mich zum Ausgang durch. Einige Leute in der Menge beäugten mich neugierig und fragten sich, warum ich eine Predigt verließ, die so viele andere um jeden Preis hören wollten.

SCHAMS

KONYA, 17. OKTOBER 1244

Bei einer Herberge in der Stadtmitte setzte mich der Bauer schließlich ab. Der Gasthof der Zuckerverkäufer war genau die richtige Unterkunft für mich und mein Pferd. Von den vier Zimmern, die man mir zeigte, nahm ich das mit der kärglichsten Ausstattung. Sie bestand aus einer Schlafmatte mit einer modrig riechenden Decke, einer Öllampe kurz vor dem Erlöschen, einem Lehmziegel als Kopfkissen und einem guten Ausblick über die Stadt bis hin zum Fuß der umliegenden Berge.

Nachdem ich mich dort eingerichtet hatte, durchstreifte ich die Straßen und staunte über das die Luft erfüllende Gewirr aus Religionen, Gebräuchen und Sprachen. Ich begegnete Zigeunermusikern, arabischen Reisenden, christlichen Pilgern, jüdischen Händlern, buddhistischen Priestern, fränkischen Troubadours, persischen Künstlern, chinesischen Akrobaten, indischen Schlangenbeschwörern, zoroastrischen Magiern und griechischen Philosophen. Auf dem Sklavenmarkt sah ich Konkubinen, deren Haut weißer war als Milch, und kräftige dunkle Eunuchen, denen die Gräuel, deren Zeugen sie geworden waren, die Sprache geraubt hatte. Im Basar stieß ich auf fahrende Barbiere mit Instrumenten für den Aderlass, auf Wahrsager mit Kristallkugeln und auf Zauberer, die Feuer schluckten. Ich sah Pilger auf dem Weg nach Jerusalem und Vagabunden, die ich für bei den letzten Kreuzzügen getürmte Soldaten hielt. Ich hörte Venezianisch, Fränkisch, Sächsisch, Griechisch, Persisch, Türkisch, Kurdisch, Armenisch, Hebräisch und einige andere Sprachen, die ich nicht erkannte. Trotz der scheinbar endlosen Unterschiede strahlte jeder dieser Menschen etwas gleichermaßen Unvollkommenes aus, zeigte sich als das in Ausführung befindliche Werk, das sie alle darstellten, jeder Einzelne ein unvollendetes Meisterstück.

Die Stadt war ein einziger Turm von Babel. Ständig bewegte sich alles, zerbrach, trat ans Licht, geschah, gedieh, löste sich auf, zerfiel und starb. Inmitten dieses Chaos blieb ich heiter und gelassen, der Welt gegenüber durch

inmitten dieses Chaos blieb ich heiter und gelassen, der Welt gegenüber durch und durch gleichgültig, aber doch erfüllt von einer brennenden Liebe zu all diesen sich mühenden, leidenden Menschen. Während ich die Leute um mich herum beobachtete, fiel mir eine weitere goldene Regel ein: Es ist leicht, einen vollkommenen Gott zu lieben, makellos und unfehlbar, wie Er ist. Weit schwieriger ist es, die Mitmenschen in all ihrer Unvollkommenheit und mit allen ihren Mängeln zu lieben. Vergiss nie, dass du nur das kennen kannst, was du zu lieben vermagst. Es gibt keine Weisheit ohne Liebe. Wenn wir nicht lernen, Gottes Schöpfung zu lieben, können wir weder wirklich lieben noch Gott wirklich kennen.

Ich schlenderte durch die engen Gassen, in denen Handwerker jeden Alters in ihren kleinen, düsteren Werkstätten schufteten. Überall sprachen die Leute über Rumi. Wie ist es wohl, so beliebt zu sein?, fragte ich mich. Welchen Einfluss hatte es auf sein Ich? Ganz mit diesen Gedanken beschäftigt ging ich in die entgegengesetzte Richtung von der Moschee, in der Rumi predigte. Nach und nach veränderte sich die Umgebung. Je weiter nördlich ich kam, umso schäbiger wurden die Häuser mit ihren eingestürzten Gartenmauern und umso derber und wilder die Kinder. Auch die Gerüche waren jetzt anders, stechender, es roch scharf nach Knoblauch. Eine Weile später bog ich in eine Straße ein, in der drei Gerüche vorherrschten: Schweiß, Parfüm und Lust. Ich hatte die Schattenseite der Stadt erreicht.

Am Ende der steil ansteigenden Kopfsteinpflasterstraße stand ein baufälliges Haus, dessen Wände von Bambuspfosten gestützt wurden. Das Dach war mit Gras gedeckt. Vor dem Haus saßen mehrere Frauen und plauderten miteinander. Als sie mich näher kommen sahen, beäugten sie mich neugierig und mit ein wenig Belustigung. Gleich neben dem Haus befand sich ein Garten mit Rosen in allen nur denkbaren Farben und Schattierungen, denen ein wunderbarer Duft entströmte. Ich fragte mich, wer sich wohl um diesen Garten kümmerte.

Nur wenig später erhielt ich die Antwort. Denn kaum war ich auf Höhe des Gartens angelangt, wurde die Haustür aufgestoßen, und eine Frau lief hinaus. Sie hatte Hängebacken, war groß und unglaublich dick. Wenn sie blinzelte, was sie in diesem Moment tat, verschwanden ihre Augen in Wogen aus Fett. Sie hatte einen schmalen dunklen Schnurrbart und breite Koteletten. Es dauerte ein Weilchen, bis ich begriff, dass sie zugleich Mann und Frau war.

»Was willst du?«, fragte der Hermaphrodit misstrauisch. Seine Züge wandelten sich ohne Unterlass: Gerade hatte er noch ein weibliches Gesicht gehabt, doch schon kehrte die Flut zurück und ersetzte es durch das Gesicht eines Mannes.

Ich stellte mich vor und fragte ihn nach seinem Namen, doch er überging meine Worte.

»Das hier ist nichts für dich«, sagte er und fuchtelte mit den Händen vor mir herum, als wäre ich eine Fliege, die man wegscheuchen müsste.

»Warum nicht?«

»Siehst du nicht, dass das hier ein Bordell ist? Ihr Derwische müsst doch schwören, dass ihr euch von jeder Lust fernhaltet! Die Leute denken immer, ich würde mich hier in Sünde suhlen, dabei gebe ich meine Almosen und schließe meine Pforten im Monat Ramadan. Und jetzt rette ich dich. Bleib bloß weg von uns, das hier ist die schmutzigste Ecke der ganzen Stadt!«

»Schmutz ist immer innen, nie außen«, entgegnete ich. »Das besagt die Regel.«

»Wovon redest du?«

»Es ist eine der vierzig Regeln«, erklärte ich. »Wahrer Schmutz ist innen. Alles andere lässt sich ganz einfach abwaschen. Es gibt nur eine Art von Schmutz, die nicht mit klarem Wasser entfernt werden kann, und das ist der Fleck des Hasses und des religiösen Eifers, der die Seele verseucht. Du kannst den Körper säubern, indem du enthaltsam lebst und fastest, aber dein Herz wirst du nur durch die Liebe reinigen.«

Das alles kümmerte den Hermaphroditen überhaupt nicht. »Ihr Derwische seid wirklich verrückt. Ich habe ja alle möglichen Freier hier, aber einen Derwisch? Willst du mich zum Narren halten? Wenn ich dir erlaube, hier zu bleiben, tilgt Gott mein Haus vom Boden der Erde und straft uns mit einem Fluch, weil wir einen Mann des Glaubens verführt haben.«

Ich lachte leise in mich hinein. »Woher hast du denn diese albernen Vorstellungen? Hältst du Gott für einen zornigen, launenhaften alten Mann, der uns von oben beobachtet, damit er uns mit Steinen und Fröschen bewerfen kann, sobald wir einen Fehler begehen?«

Der Bordellwirt zupfte an den Enden seines dünnen Schnurrbarts herum und warf mir einen verärgerten, beinahe hasserfüllten Blick zu.

»Keine Sorge, ich will nicht in dein Bordell«, versicherte ich ihm. »Ich habe

nur deinen Rosengarten bewundert.«

»Ach, das« – der Hermaphrodit zuckte verächtlich mit den Schultern – »das hat Wüstenrose gemacht, eins meiner Mädchen.«

Er deutete auf eine junge Frau unter den vor uns sitzenden Huren. Sie hatte ein schmales Kinn und dunkle, mandelförmige, vom Kummer getrübte Augen. Sie war auf herzzerreißende Weise schön. Während ich sie betrachtete, spürte ich, dass sie ein Mensch war, in dem sich gerade ein großer Wandel vollzog.

Ich senkte die Stimme und sprach so leise, dass nur der Bordellwirt mich hören konnte. »Das ist ein gutes Mädchen. Sie wird schon bald zu einer spirituellen Reise aufbrechen und Gott suchen. Sie wird dieses Haus für immer verlassen. Wenn dieser Tag gekommen ist, darfst du sie nicht aufhalten!«

Der Hermaphrodit starrte mich entgeistert an. Dann brach es aus ihm heraus: »Was zum Teufel soll das heißen? Mir befiehlt niemand, was ich mit meinen Mädchen zu tun habe! Verschwinde, oder ich rufe Schakalkopf!«

»Wer ist das?«, fragte ich.

»Das willst du lieber nicht wissen, glaub mir«, antwortete er und zeigte mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf mich, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen.

Als ich den Name des Fremden hörte, durchfuhr mich ein Schauder, doch ich dachte nicht weiter darüber nach. »Gut, ich gehe«, sagte ich. »Aber ich komme wieder. Sei also nicht überrascht, wenn du mich noch mal hier siehst. Ich gehöre nicht zu den Frömmlern, die ihr ganzes Leben über den Gebetsteppich gebeugt verbringen und ihre Augen und Herzen der Welt gegenüber verschließen. Die lesen den Koran nur oberflächlich. Ich aber lese ihn in den knospenden Blüten und den dahinziehenden Vögeln. Ich lese den atmenden Koran, der sich in jedem Menschen verbirgt.«

»Soll das heißen, dass du Menschen liest?« Der Hermaphrodit brach in halbherziges Lachen aus. »Was für ein Unsinn!«

»Jeder Mensch ist ein offenes Buch, jeder Einzelne von uns ein wandelnder Koran. Die Suche nach Gott wurzelt in unser aller Herzen, ganz gleich, ob Prostituierte oder Heilige. Vom Augenblick unserer Geburt an wohnt in jedem von uns die Liebe und wartet seither darauf, entdeckt zu werden. Genau darum geht es in einer der vierzig Regeln: Das ganze Universum ist in einem einzigen Menschen enthalten – in dir. Alles, was du um dich her siehst, auch das, was

dir vielleicht nicht gefällt, und selbst Menschen, die du verabscheust oder hasst, ist in Abstufungen auch in dir zu finden. Deshalb sollst du auch Schaitan nicht außerhalb deiner selbst suchen. Der Teufel ist keine außergewöhnliche Macht, die von außen angreift, sondern eine sehr gewöhnliche Stimme in dir. Wenn du dich selbst gut kennenlernst und deine dunklen wie deine hellen Seiten ehrlich und unerbittlich betrachtest, erreichst du die höchste Form des Bewusstseins. Ein Mensch, der sich selbst kennt, kennt Gott.«

Der Hermaphrodit verschränkte die Arme vor der Brust, beugte sich zu mir vor und blinzelte mich bedrohlich an.

»Ein Derwisch, der den Huren predigt!«, knurrte er. »Ich warne dich! Ich werde nicht zulassen, dass du hier irgendwen mit deinen läppischen Ansichten belästigst! Bleib bloß weg von meinem Bordell, sonst schneidet dir Schakalkopf deine spitze Zunge ab und verspeist sie genüsslich, das schwöre ich dir!«

ELLA

NORTHAMPTON, 28. MAI 2008

Bleischwere Traurigkeit erfüllte Ella, als sie aufwachte. Es war eine Traurigkeit, die nichts von Weinerlichkeit oder Unglücklichsein hatte, sondern sich darin zeigte, dass Ella keine Lust hatte zu lächeln und die Dinge leicht zu nehmen. Sie hatte das Gefühl, einen Wendepunkt erreicht zu haben, auf den sie nicht vorbereitet war. Während der Kaffee durch die Maschine lief, holte sie ihre Liste mit den guten Vorsätzen aus der Schublade und ging sie durch.

Zehn Dinge, die ich erreichen will, bevor ich vierzig werde

1. Meine Zeiteinteilung verbessern, besser organisiert sein und immer das Beste aus meiner Zeit herausholen. Einen neuen Terminkalender kaufen. (Erledigt)
2. Mineralische Nahrungsergänzungsmittel und Antioxidantien einnehmen. (Erledigt)
3. Etwas gegen die Falten tun. Fruchtsäureprodukte ausprobieren und die neue L'Oréal-Creme verwenden. (Erledigt)
4. Polsterbezüge erneuern, neue Pflanzen kaufen, neue Kissen besorgen. (Erledigt)
5. Mein Leben, meine Werte und Ansichten neu überdenken. (Zur Hälfte erledigt)
6. Kein Fleisch mehr essen, jede Woche eine gesunde Mahlzeit kochen und meinem Körper den Respekt erweisen, der ihm gebührt. (Zur Hälfte erledigt)
7. Rumi-Gedichte lesen. (Erledigt)
8. Mit den Kindern ein Broadway-Musical ansehen. (Erledigt)
9. Anfangen, ein Kochbuch zu schreiben. (Nicht erledigt)
10. Der Liebe mein Herz öffnen!!!

Reglos stand sie da, den Blick auf den zehnten Punkt ihrer Liste geheftet, und wusste nicht, ob sie ihn abhaken sollte oder nicht. Sie wusste nicht einmal, was sie eigentlich damit gemeint hatte, als sie es schrieb. Was hatte sie sich nur dabei gedacht? »Das liegt bestimmt an *Süße Blasphemie*«, sagte sie leise zu sich selbst. In letzter Zeit ertappte sie sich oft beim Nachdenken über die Liebe.

Lieber Aziz,

heute habe ich Geburtstag und irgendwie das Gefühl, an einem Wendepunkt meines Lebens angekommen zu sein. Vierzig zu werden gilt ja als ein großer Einschnitt, gerade für Frauen. Andererseits heißt es, vierzig ist die neue dreißig (und sechzig die neue vierzig), aber so gern ich das glauben würde, finde ich es doch ziemlich weit hergeholt. Letztlich belügt man sich damit nur selbst! Vierzig ist vierzig! Und wahrscheinlich habe ich jetzt »mehr« von allem – mehr Wissen, mehr Weisheit und natürlich mehr Falten und graue Haare.

Über meine Geburtstage habe ich mich eigentlich immer gefreut, aber heute Morgen war mir beim Aufwachen schwer ums Herz, und ich stellte mir Fragen, die zu kompliziert waren für jemanden, der noch nicht mal den ersten Kaffee getrunken hat. Ich dachte ununterbrochen darüber nach, ob ich mein Leben so weiterleben möchte wie bisher.

Und dann bekam ich plötzlich Angst. Was, wenn sowohl ein Ja als auch ein Nein gleichermaßen katastrophale Folgen hätte? Die Antwort, die ich daraufhin für mich fand, lautet: vielleicht!

Herzliche Grüße

Ella

PS: Es tut mir leid, dass diese Mail nicht fröhlicher ausgefallen ist. Ich weiß nicht, warum ich heute so niedergeschlagen bin, ich wüsste keinen Grund zu nennen. (Abgesehen davon, dass ich vierzig geworden bin. Wahrscheinlich ist es die sogenannte Midlife- Crisis.)

Liebe Ella,

alles Gute zum Geburtstag! Vierzig ist für Männer wie für Frauen ein besonders schönes Alter. Wussten Sie, dass die Zahl 40 im mystischen Denken den Aufstieg zu einer höheren Ebene und zum

mystischen Denken den Aufstieg zu einer höheren Ebene und zum spirituellen Erwachen symbolisiert? Wenn wir trauern, tun wir das vierzig Tage lang. Wenn ein Kind geboren wird, braucht es vierzig Tage, um sein Leben auf der Erde beginnen zu können. Und wenn wir uns verliebt haben, müssen wir vierzig Tage lang warten, um uns unserer Gefühle sicher zu sein.

Die Sintflut dauerte vierzig Tage, und während das Wasser alles Leben zerstörte, spülte es zugleich alles Unreine weg und ermöglichte es den Menschen so, noch einmal von vorn anzufangen. Im islamischen Mystizismus gibt es vierzig Abstufungen zwischen Mensch und Gott. Außerdem spricht man dort von vier Grundphasen des Bewusstseins mit jeweils zehn Abstufungen, sodass sich insgesamt wieder vierzig ergibt. Jesus blieb vierzig Tage und Nächte lang in der Wüste. Mohammed war vierzig Jahre alt, als er zum Propheten berufen wurde. Buddha meditierte vierzig Tage lang unter einer Linde. Ganz zu schweigen von Schams' vierzig Regeln.

Mit vierzig erhält man einen neuen Auftrag, einen neuen Vertrag fürs Leben! Sie haben eine glückverheißende Zahl von Jahren erreicht. Herzlichen Glückwunsch! Und fürchten Sie sich nicht vor dem Alter! Keine Falte und kein graues Haar ist stark genug, um gegen die Macht der 40 anzukommen!

Herzlich

Aziz

DIE HURE WÜSTENROSE

KONYA, 17. OKTOBER 1244

Bordelle gibt es seit Anbeginn der Welt. Und deshalb auch Frauen wie mich. Aber eines verstehe ich nicht: Warum sagen die Leute, es wäre schlimm, dass sich Frauen verkaufen, machen es dann aber denen, die es bereuen und ein neues Leben beginnen wollen, so schwer? Das kommt mir so vor, als würden sie uns zwar bemitleiden, weil wir so tief gesunken sind, aber da es nun mal so ist, sollten wir gefälligst für immer so bleiben. Ich verstehe es einfach nicht. Ich weiß nur, dass manche Leute vom Elend anderer leben und es nicht mögen, wenn es einen elenden Menschen weniger auf der Welt gibt. Doch einerlei, was sie sagen oder tun, eines Tages werde ich dieses Haus verlassen.

Heute Morgen wachte ich auf und verspürte den sehnlichen Wunsch, den großen Rumi predigen zu hören. Hätte ich das dem Wirt erzählt und um Erlaubnis gefragt, hätte er mich ausgelacht. »Seit wann gehen Huren in die Moschee?«, hätte er gefragt und so gelacht, dass sein rundes Gesicht rot angelaufen wäre.

Deshalb habe ich ihn angelogen. Nachdem der kahle Derwisch gegangen war, wirkte der Hermaphrodit so durcheinander, dass ich das Gefühl hatte, genau jetzt mit ihm reden zu können. Wenn er abgelenkt ist, kommt man besser an ihn heran. Ich sagte ihm, ich müsse zum Basar, um ein paar Sachen zu besorgen, und er glaubte mir. Nachdem ich nun schon neun Jahre wie ein Pferd für ihn schufte, glaubt er mir endlich.

»Aber nur unter der Bedingung, dass Sesam mitkommt!«, sagte er.

Das war mir nur recht. Ich mochte Sesam. Groß und schwer wie ein Bulle und mit nicht mehr Verstand als ein Kind, ist er verlässlich und ehrlich bis zur Einfältigkeit. Wie er in dieser grausamen Welt überleben konnte, ist mir schleierhaft. Seinen wirklichen Namen kannte niemand, vielleicht nicht einmal er selbst. Wir hatten ihm diesen Namen gegeben, weil er so unglaublich gern Sesam-Halva aß. Wenn eine von uns aus dem Bordell in die Stadt musste

Sesam-Halva ab. Wenn eine von uns aus dem Bordell in die Stadt musste, begleitete er sie wie ein stiller Schatten. Ich konnte mir keinen besseren Beschützer denken.

Wir schlugen die staubige Straße durch die Obstgärten ein. An der ersten Kreuzung bat ich Sesam, auf mich zu warten, und verschwand hinter einem Strauch, in dem ich eine Tasche mit Männerkleidung versteckt hatte.

Mich als Mann zu verkleiden war schwieriger als erwartet. Ich wickelte mir lange Tücher um die Brust, um sie flach zu pressen. Dann stieg ich in eine ausgebeulte Hose, zog ein baumwollenes Unterhemd und ein langes weinrotes Gewand an und setzte mir einen Turban auf. Zum Schluss verhüllte ich mein Gesicht zur Hälfte mit einem Tuch und hoffte, als ein arabischer Reisender durchzugehen.

Als ich zu Sesam zurückkam, zuckte er verdutzt zusammen.

»Los jetzt«, drängte ich ihn, und als er sich nicht rührte, zeigte ich ihm mein Gesicht. »Hast du mich wirklich nicht erkannt?«

»Bist du das, Wüstenrose?«, rief er und schlug wie ein erschrockenes Kind die Hand vor den Mund. »Warum hast du dich so verkleidet?«

»Kannst du ein Geheimnis für dich behalten?«

Sesam nickte. Seine Augen weiteten sich vor Neugier.

»Gut«, flüsterte ich. »Wir gehen in eine Moschee. Aber das darfst du dem Wirt nie verraten.«

Sesams Unterlippe zitterte. »Wir wollten doch in den Basar!«

»Ja, später. Jetzt hören wir uns erst einmal den großen Rumi an.«

Sesam bekam es mit der Angst. Ich hatte es nicht anders erwartet. Einen Plan einfach umzustoßen verstörte ihn. »Bitte, Sesam, es ist sehr wichtig für mich«, flehte ich ihn an. »Wenn du mitmachst und versprichst, dass du niemandem davon erzählst, kaufe ich dir ein riesiges Stück Halva.«

»Halva.« Er schnalzte vor Freude mit der Zunge, als hätte schon allein das Wort einen süßen Geschmack in seinem Mund hinterlassen.

So machten wir uns beide in süßer Erwartung auf den Weg zu der Moschee, in der Rumi predigen würde.

Ich kam in einem kleinen Dorf in der Nähe von Nicäa zur Welt. Meine Mutter sagte immer: »Du bist zwar am richtigen Ort, aber leider unter dem falschen Stern geboren.« Es waren schlechte Zeiten, in denen man nie wissen konnte,

was einem als Nächstes ins Haus stand. Von einem Jahr zum anderen veränderte sich alles. Erst gab es Gerüchte, die Kreuzritter würden zurückkommen. Wir hörten schreckliche Geschichten über ihre Gräueltaten in Konstantinopel, wo sie vornehme Häuser geplündert und die Heiligenbilder in den Kirchen und Kapellen zerstört hatten. Dann hörten wir von den Angriffen der Seldschuken. Und noch bevor die Schreckensberichte über das Seldschukenheer verklungen waren, tauchten die ersten Geschichten über die erbarmungslosen Mongolen auf. Der Name und das Gesicht des Feindes änderten sich, aber die Angst vor der Vernichtung durch Fremde blieb so beharrlich wie der Schnee im Ida-Gebirge.

Meine Eltern waren Bäcker und gute Christen. Zu meinen frühesten Erinnerungen zählt der Duft des frisch aus dem Ofen geholten Brotes. Wir waren nicht reich. Das wusste ich schon als Kind. Aber arm waren wir auch nicht. Ich hatte den starren Blick der Armen gesehen, wenn sie in der Bäckerei um Brotkrumen bettelten. Jeden Abend bedankte ich mich vor dem Einschlafen beim lieben Gott dafür, dass er mich nicht hungrig ins Bett gehen ließ. Für mich war das, als unterhielte ich mich mit einem Freund. Denn damals war Gott mein Freund.

Als ich sieben war, wurde meine Mutter schwanger. Im Nachhinein glaube ich, dass sie zuvor schon mehrere ungeborene Kinder verloren hatte, aber damals wusste ich von solchen Dingen nichts. Ich war so unschuldig, dass ich, auf die Frage, woher die Kinder kämen, geantwortet hätte, Gott würde sie aus weichem, süßem Teig kneten.

Aber das Brotkind, das Gott für meine Mutter geknetet hatte, muss riesig gewesen sein, denn schon bald wölbte sich ihr Bauch und wurde rund und prall. Meine Mutter war so dick geworden, dass sie sich kaum mehr bewegen konnte. Die Hebamme meinte, sie habe Wasser im Körper, aber das klang in meinen Ohren nicht gefährlich.

Weder meine Mutter noch die Hebamme wussten, dass in diesem Bauch nicht ein, sondern drei Babys lagen. Drei Jungen. Meine Brüder hatten sich im Körper meiner Mutter regelrecht bekriegt. Einer der Drillinge hatte seinen Bruder mit der Nabelschnur erdrosselt, und wie um sich zu rächen, blockierte das tote Kind den Weg ans Licht der Welt, sodass die anderen nicht hinauskonnten. Vier Tage lang lag meine Mutter in den Wehen. Tag und Nacht hörten wir ihre Schreie, bis wir plötzlich gar nichts mehr hörten.

Die Hebamme hatte meine Mutter nicht retten können; so tat sie ihr Bestes, um meine Brüder zu retten. Sie nahm eine Schere und schnitt den Bauch meiner Mutter auf. Doch nur ein Kind überlebte. So wurde mein Bruder geboren. Mein Vater verzieh ihm nie und nahm auch nicht an seiner Taufe teil.

Nach dem Tod meiner Mutter wurde mein Vater zu einem mürrischen Mann voller Bitterkeit. Nichts war mehr wie zuvor. Innerhalb kürzester Zeit ging es mit der Bäckerei bergab. Wir verloren unsere Kundschaft. Vor lauter Angst, eines Tages arm zu sein und betteln zu müssen, begann ich, Brötchen unter meinem Bett zu verstecken, wo sie vertrockneten und altbacken wurden. Aber der eigentlich Leidtragende war mein Bruder. Ich war wenigstens einmal geliebt und umsorgt worden. Ihm wurde das nie zuteil. Es brach mir das Herz, wenn ich mitansah, wie er misshandelt wurde, aber ich empfand auch Erleichterung, ja Dankbarkeit, weil nicht ich zur Zielscheibe der väterlichen Wut geworden war. Ich wünschte, ich hätte meinen Bruder beschützt. Dann wäre alles anders gekommen, und ich müsste heute nicht in einem Bordell in Konya arbeiten. Das Leben ist so seltsam.

Nach einem Jahr heiratete mein Vater wieder. Für meinen Bruder brachte das nur den Unterschied mit sich, nicht, wie zuvor von meinem Vater, sondern jetzt von meinem Vater und von dessen neuer Frau schlecht behandelt zu werden. Mehrmals lief er von zu Hause weg und kam mit den übelsten Angewohnheiten und mit falschen Freunden zurück. Eines Tages schlug mein Vater ihn so heftig, dass er beinahe starb. Nach diesem Vorfall veränderte sich der Junge. Sein Blick wurde kalt und grausam. Ich spürte, dass er etwas ausheckte, aber ich hätte mir nicht träumen lassen, dass es ein so grauenhafter Plan war. Hätte ich es doch nur gewusst! Ich hätte die Tragödie so gern verhindert.

Denn eines Frühlingsmorgens wurden mein Vater und meine Stiefmutter tot aufgefunden, ermordet mit Rattengift. Sobald sich das Geschehen herumgesprochen hatte, verdächtigten alle meinen Bruder. Als die Wachleute ihm Fragen zu stellen begannen, lief er in panischer Angst davon. Ich sah ihn nie wieder. So war ich auf einmal ganz allein auf der Welt. Ich hielt es nicht mehr aus daheim, wo ich noch den Duft meiner Mutter roch, konnte nicht mehr in der Bäckerei arbeiten, wo mich quälende Erinnerungen verfolgten, und so beschloss ich, nach Konstantinopel zu gehen und bei einer ältlichen,

unverheirateten Tante, meiner jetzt engsten Verwandten, zu leben. Ich war dreizehn Jahre alt.

In einem Karren machte ich mich auf nach Konstantinopel. Ich war die jüngste Reisende und als Einzige allein unterwegs. Nach einigen Stunden Fahrt wurden wir von einer Räuberbande angehalten. Sie nahmen alles – Koffer, Kleider, Stiefel, Gürtel und Schmuck, sogar die Würste des Fahrers. Da ich nichts besaß, was sie mir hätten rauben können, blieb ich still an der Seite stehen und war mir sicher, dass sie mir nichts antun würden. Aber als sie sich schon zum Gehen wandten, drehte sich der Räuberhauptmann zu mir um und sagte: »Na, du hübsches kleines Ding, bist du noch Jungfrau?«

Ich wurde rot und weigerte mich, eine so unanständige Frage zu beantworten. Ich konnte ja nicht wissen, dass mein Erröten genau die Antwort war, die er wollte.

»Los!«, rief der Anführer. »Nehmt die Pferde und das Mädchen mit!«

Ich wehrte mich unter Tränen, aber keiner der anderen Fahrgäste rührte auch nur einen Finger, um mir zu helfen. Die Räuber brachten mich in einen dichten, dunklen Wald, wo sie erstaunlicherweise ein ganzes Dorf errichtet hatten. Es lebten dort Frauen und Kinder, überall liefen Enten, Ziegen und Schweine herum – ein idyllisches Dorf, bewohnt von Verbrechern.

Schon bald wurde mir klar, warum der Räuberhauptmann mich nach meiner Jungfräulichkeit gefragt hatte. Der Dorfälteste war an einem schweren Nervenfieber erkrankt. Er lag schon lange mit roten Flecken am ganzen Körper im Bett und hatte vergebens mehrere Behandlungen über sich ergehen lassen. Erst kurz zuvor hatte ihn jemand davon überzeugt, dass er mit einer Jungfrau schlafen müsse, dann würde die Krankheit auf sie übergehen und er wäre rein und geheilt.

Es gibt einiges in meinem Leben, an das ich nicht zurückdenken will. Die Zeit im Wald gehört dazu. Noch heute sehe ich, wenn ich an den Wald denke, die Kiefern vor mir, nur die Kiefern. Ich saß lieber allein unter den Bäumen als bei den Frauen im Dorf, denn die meisten von ihnen waren Frauen oder Töchter der Räuber. Außerdem gab es mehrere Huren, die freiwillig dorthin gekommen waren. Ich konnte beim besten Willen nicht verstehen, warum sie nicht fortliefen. Ich dagegen war zur Flucht entschlossen.

Den Wald durchquerten hin und wieder Karren, die fast alle irgendwelchen vornehmen Familien gehörten. Es war mir ein Rätsel, warum sie nicht

ausgeraubt wurden – bis mir aufging, dass einige Fahrer die Räuber vor der Fahrt durch den Wald bestachen, um unbehelligt passieren zu können. Nachdem ich herausgefunden hatte, wie es ablief, traf ich meinerseits eine Vereinbarung. Ich hielt einen Karren an, der in Richtung der großen Stadt fuhr, und bat den Karrenlenker inständig, mich mitzunehmen. Doch er forderte Geld, wohl wissend, dass ich keines besaß. Da bezahlte ich auf die einzige Art, die mir möglich war.

Erst lange nach meiner Ankunft in Konstantinopel verstand ich, warum die Huren im Wald nicht wegliefen: In der Stadt war es noch schlimmer. Es war gnadenlos. Zu meiner alten Tante ging ich gar nicht erst. Ich wusste, dass die anständige Dame mich gefallenes Mädchen niemals aufnehmen würde. Nun war ich ganz auf mich allein gestellt. Die Stadt brauchte nicht lange, um meine Seele zu zermalmen und meinen Körper zu ruinieren. Plötzlich befand ich mich in einer völlig anderen Welt – in einer Welt voller Niedertracht, Vergewaltigung, Grobheit und Siechtum. Eine Leibesfrucht nach der anderen ließ ich töten, bis es schließlich so schlimm um mich stand, dass mein Monatsfluss aussetzte und ich für immer unfruchtbar war.

In diesen Straßen sah ich Dinge, für die es keine Worte gibt. Nachdem ich die Stadt verlassen hatte, reiste ich mit Soldaten, Gauklern und Zigeunern umher und befriedigte die Bedürfnisse aller. Dann entdeckte mich ein Mann namens Schakalkopf und brachte mich in das Bordell in Konya. Dem Wirt war es eins, woher ich kam, solange ich nur ansehnlich war und nicht krank. Zu seiner großen Freude erfuhr er, dass ich keine Kinder bekommen konnte und ihm da keine Scherereien machen würde. Meiner Unfruchtbarkeit wegen nannte er mich »Wüste« und hängte, um den Namen ein bisschen zu verschönern, das Wort »Rose« an, und ich hatte nichts dagegen, denn ich liebte Rosen.

Genau so stelle ich mir den Glauben vor – wie einen verborgenen Rosengarten, durch den ich einst schlenderte und dessen Düfte ich einsog, den ich jetzt aber nicht mehr betreten kann. Ich will, dass Gott wieder mein Freund ist. Mit dieser Sehnsucht umrunde ich den Garten auf der Suche nach dem Eingang und in der Hoffnung, ein Tor zu finden, das mir Einlass schenkt.

Als Sesam und ich die Moschee betraten, traute ich meinen Augen nicht. Sie war bis auf den letzten Platz mit Männern jeden Alters und jeden Berufsstands

war bis auf den letzten Platz mit Männern jeden Alters und jeden Berufsstands gefüllt; sogar im hinteren Bereich, der sonst den Frauen vorbehalten ist, standen sie. Ich wollte schon aufgeben und wieder gehen, da bemerkte ich einen Bettler, der sich gerade erhoben hatte und sich einen Weg zum Ausgang bahnte. Ich dankte meinem Glücksstern und drängelte mich auf den freien Platz. Sesam ließ ich draußen warten.

So kam es, dass ich in einer Moschee voller Männer den großen Rumi hörte. Ich wollte gar nicht daran denken, was geschehen würde, wenn sie herausfänden, dass eine Frau, obendrein eine Hure, unter ihnen war. Doch dann schob ich die düsteren Gedanken beiseite und richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf die Predigt.

»Gott schuf das Leid, um die Freude durch ihr Gegenteil zu offenbaren«, sagte Rumi. »Alles wird sichtbar durch sein Gegenteil. Da Gott kein Gegenteil hat, bleibt er verborgen.«

Der Prediger ließ seine Stimme ansteigen und anschwellen wie einen vom Schmelzwasser gespeisten Gebirgsbach. »Sehet die Erniedrigung der Erde und die Erhöhung des Himmels! Wisset, dass alles in der Welt so beschaffen ist: die Flut und die Dürre, der Krieg und der Frieden. Nie dürft ihr vergessen, dass Gott nichts vergeblich erschuf, sei es der Zorn oder die Langmut, die Ehrlichkeit oder die List!«

Ich saß da und verstand, dass alles einem Zweck diente. Die Schwangerschaft meiner Mutter und der Krieg in ihrem Schoß, die unheilbare Einsamkeit meines Bruders und selbst der Mord an meinem Vater und seiner Frau, die grauenhafte Zeit im Wald und jede Gewalttat, die ich in den Straßen Konstantinopels mitangesehen hatte – alles trug auf seine Weise zu meiner Geschichte bei. Hinter all der Mühsal gab es einen höheren Plan. Ich konnte ihn zwar nicht richtig erkennen, aber ich spürte ihn mit meinem ganzen Herzen. Während ich an jenem Nachmittag in einer brechend vollen Moschee den Worten Rumis lauschte, überkam mich eine innere Ruhe, so angenehm und tröstlich wie der Anblick meiner Mutter beim Brotbacken.

HASAN, DER BETTLER

KONYA, 17. OKTOBER 1244

Brodelnde Wut durchflutete meinen Bauch, als ich unter dem Ahornbaum saß. Ich war noch immer böse auf Rumi wegen seiner flammenden Rede über das Leid – ein Thema, von dem er nicht das Geringste verstand. Quälend langsam kroch der Schatten des Minaretts über die Straße. Halb dösend, halb die Vorbeigehenden musternd war ich kurz davor einzuschlafen, als mein Blick auf einen Derwisch fiel, den ich noch nie gesehen hatte. Er war in schwarze Fetzen gehüllt und trug einen langen Stab in der Hand. Sein Gesicht war völlig haarlos, und in einem seiner Ohren steckte ein winziger Silberring. Er sah so anders aus als alle anderen, dass mein Blick unwillkürlich an ihm hängen blieb.

Da er sich nach allen Seiten umsah, hatte der Derwisch mich schon nach kurzer Zeit bemerkt. Anstatt die Augen abzuwenden, wie es alle taten, die mich zum ersten Mal sahen, legte er die rechte Hand ans Herz und begrüßte mich wie einen alten Freund. Ich blickte mich verblüfft um, weil ich sicher sein wollte, dass er niemand anderen meinte. Aber da waren nur ich und der Ahorn. Verwirrt und benommen legte ich meinerseits die Hand ans Herz und erwiderte seinen Gruß.

Der Derwisch ging gemächlich auf mich zu. Ich senkte den Blick in der Erwartung, dass er eine Kupfermünze in meine Schale werfen oder mir ein Stück Brot geben würde. Stattdessen ging er in die Knie, bis er auf Augenhöhe mit mir war.

»As-salamu alaikum, Bettler«, sagte er.

»Wa-alaikum s-salam, Derwisch«, erwiderte ich. Meine Stimme erschien mir heiser und fremd. Es war mir schon so lange kein Bedürfnis mehr gewesen, mit anderen Menschen zu sprechen, dass ich ganz vergessen hatte, wie meine Stimme klang.

Er stellte sich als Schams-e Tabrizi vor und fragte mich nach meinem Namen.

Ich lachte. »Wozu braucht einer wie ich schon einen Namen?«

Ich lachte. »Wozu braucht einer wie ich schon einen Namen?«

»Jeder hat einen Namen«, widersprach mir der Derwisch. »Gott hat unzählige Namen. Nur neunundneunzig von ihnen sind uns bekannt. Wenn Gott so viele Namen hat, wie kann dann ein Mensch, der ja Sein Ebenbild ist, ohne Namen sein?«

Weil ich darauf nichts zu entgegnen wusste, versuchte ich es gar nicht erst, sondern lenkte ein. »Ich hatte einmal eine Frau und eine Mutter. Sie nannten mich Hasan.«

»Hasan also.« Der Derwisch nickte. Und dann gab er mir zu meinem Erstaunen einen silbernen Spiegel. »Behalt ihn«, sagte er. »Ein guter Mensch hat ihn mir in Bagdad geschenkt, aber du brauchst ihn mehr als ich. Er wird dich daran erinnern, dass du Gott in dir trägst.«

Bevor ich noch etwas erwidern konnte, kam es hinter uns zu einem Tumult. Zuerst dachte ich, in der Moschee hätten sie einen Taschendieb erwischt. Doch als die Leute immer lauter und gellender schrien, wurde mir klar, dass es sich um etwas Bedeutsameres handeln musste. Wegen eines Taschendiebs hätte man sich nicht so aufgeregt.

Kurz darauf erfuhren wir, was los war. Eine als Käufliche bekannte Frau war als Mann verkleidet in der Moschee entdeckt worden. Mehrere Männer zerrten sie aus dem Gebäude, wobei sie ununterbrochen »Peitscht sie aus, die Betrügerin! Peitscht sie aus, die Hure!« brüllten.

In dieser Stimmung erreichte der tobende Mob die Straße, und ich sah die junge, in Männerkleidung gehüllte Frau. Sie war totenbleich; aus ihren mandelförmigen Augen sprach das Grauen. Schon oft habe ich Vergeltungsmorde mitangesehen. Immer wieder verblüffte es mich, wie dramatisch sich Menschen verändern, sobald sie Teil einer Menge sind. Ganz gewöhnliche Männer ohne jede gewalttätige Vergangenheit – Handwerker, Händler, Hausierer – wurden grob bis hin zur Mordlust, wenn sie sich erst einmal zusammengeschlossen hatten. Vergeltungsmorde geschahen jeden Tag, und am Ende wurde die Leiche zur Schau gestellt, um alle anderen abzuschrecken.

»Die arme Frau«, murmelte ich und drehte mich, eine Bemerkung erwartend, zu Schams-e Tabrizi um. Doch da war niemand.

Dann sah ich den Derwisch auf die Menge zurasen wie einen brennenden, geradewegs in den Himmel geschossenen Pfeil. Ich sprang auf und lief ihm

hinterher.

Als er die Spitze der Prozession erreicht hatte, hob Schams seinen Stab wie eine Fahne in die Höhe und schrie aus vollem Halse: »Halt! Aufhören, Leute!«

Mit einem Schlag herrschte Schweigen, und verdutzt starrte ihm die Meute entgegen.

»Ihr solltet euch schämen!«, rief Schams-e Tabrizi und hieb mit dem Stab auf den Boden. »Dreißig Männer gegen eine Frau – ist das gerecht?«

»Sie verdient keine Gerechtigkeit«, verkündete ein breitgesichtiger, dicker Mann mit einem schielenden Auge, der sich offenbar zum Anführer der eben entstandenen Gruppe erklärt hatte. Ich erkannte ihn sofort. Er hieß Baybars, gehörte der Stadtwache an und war wegen seiner Grausamkeit und Raffgier unter den Bettlern bestens bekannt.

»Die Frau da hat sich als Mann verkleidet und sich in die Moschee eingeschlichen und brave Moslems getäuscht!«, sagte Baybars.

»Willst du etwa einen Menschen bestrafen, weil er die Moschee aufsucht? Ist das ihr Verbrechen?«, fragte Schams-e Tabrizi voll Hohn.

Die Frage sorgte einen Moment für Ruhe. So hatte den Vorfall offenbar noch keiner von ihnen betrachtet.

»Sie ist eine Hure!«, rief ein anderer Mann, dessen Gesicht vor Wut dunkelrot angelaufen war. »Sie hat in einer heiligen Moschee nichts zu suchen!«

Das reichte, um den Zorn der Menge aufs Neue zu entfachen. »Hure! Hure!«, schrien einige weiter hinten. »Nehmen wir uns die Hure vor!«

Wie auf einen Befehl hin sprang ein junger Mann herbei, griff nach dem Turban der jungen Frau und zerrte heftig daran. Der Turban löste sich von ihrem Kopf, und ihr blondes, sonnenblumenhelles Haar fiel in anmutigen Wellen herab.

Schams hatte die widerstreitenden Gefühle der Männer wohl erkannt, denn er setzte seine Strafpredigt nahtlos fort. »Ihr müsst euch entscheiden, Brüder. Hegt ihr wirklich Verachtung für diese Frau, oder begehrt ihr sie nicht vielmehr?«

Mit diesen Worten ergriff er die Hand der Hure und zog sie zu sich, weg von dem jungen Burschen und dem Mob. Sie versteckte sich hinter ihm wie ein kleines Mädchen, das sich hinter die Röcke der Mutter flüchtet.

»Du machst einen großen Fehler«, sagte der Anführer der Gruppe mit

lauter, das Raunen der anderen übertönender Stimme. »Du bist ein Fremder in dieser Stadt und kennst unsere Sitten nicht. Halt dich da raus!«

Ein anderer fiel in die Drohung ein. »Was für ein Derwisch bist du überhaupt? Hast du nichts Besseres zu tun, als dich für eine Hure einzusetzen?«

Schams-e Tabrizi schwieg einen Moment, als dächte er über die Fragen nach. Kein Zorn war ihm anzusehen, er blieb weiterhin ruhig. Schließlich sagte er: »Warum ist euch diese Frau überhaupt aufgefallen? Ihr geht in die Moschee und richtet eure Aufmerksamkeit dann mehr auf die Leute um euch als auf Gott? Wenn ihr die guten Gläubigen wärt, die ihr zu sein behauptet, hättet ihr diese Frau nicht einmal bemerkt, wenn sie nackt gewesen wäre. Geht jetzt zurück zur Predigt und macht es diesmal besser!«

Verlegenes Schweigen legte sich über die ganze Straße. Eine Weile waren die auf dem Gehsteig dahinjagenden Blätter das Einzige, was sich bewegte.

»Los, Leute!«, rief Schams-e Tabrizi und fuchtelte mit seinem Stab, um die Männer zu verscheuchen wie Fliegen. »Geht zurück in die Moschee!«

Sie machten zwar nicht kehrt und gingen, traten aber alle ein paar Schritte zurück und blieben schwankend stehen, unschlüssig, wie weiter zu verfahren sei. Ein paar sahen zur Moschee hinüber, als erwägten sie, dorthin zurückzukehren. Genau in diesem Augenblick nahm die Hure all ihren Mut zusammen und kam hinter dem Derwisch hervor. Flink wie ein Kaninchen ergriff sie die Flucht und huschte mit fliegenden Haaren in die nächste Seitenstraße.

Nur zwei Männer machten sich daran, sie zu verfolgen. Doch Schams-e Tabrizi stellte sich ihnen in den Weg und schwang seinen Stab so unerwartet und heftig vor ihren Füßen, dass sie darüber stolperten und lang auf den Boden schlugen. Ein paar Umstehende lachten bei dem Anblick, auch ich gehörte zu ihnen.

Beschämt und bestürzt standen die zwei Männer auf, doch die Hure war längst verschwunden, und der Derwisch setzte seinen Weg fort. Seine Arbeit hier war getan.

SULEIMAN, DER SÄUFER

KONYA, 17. OKTOBER 1244

Bis es zu dem Tumult kam, hatte ich, friedlich an die Wand des Gasthofs gelehnt, vor mich hingedöst. Doch bei dem Lärm, der dann draußen entstand, fuhr ich fast aus der Haut.

»Was ist los?«, rief ich, während sich meine Augen ruckartig öffneten. »Greifen die Mongolen an?«

Für diese Frage erntete ich Gelächter. Ich drehte mich um und sah, dass sich mehrere andere Gäste über mich lustig machten. Drecksäcke!

»Nur keine Sorge, alter Säufer«, schrie Hristos, der Wirt. »Keine Mongolen in Sicht. Es ist Rumi, er zieht gerade mit einem Heer von Bewunderern vorbei.«

Ich ging zum Fenster und sah hinaus. Tatsächlich, da waren sie – eine aufgeregte Menge von Schülern und Anhängern, die immer wieder »Gott ist groß! Gott ist groß!« riefen. In ihrer Mitte ritt, hoch erhoben, Kraft und Zuversicht ausstrahlend, Rumi auf einem Schimmel. Ich öffnete das Fenster, streckte den Kopf hinaus und sah mir das Ganze an. Die Prozession zog langsamen Schrittes vorbei. Einige Leute waren so nah, dass ich mühelos mehrere Köpfe hätte berühren können. Plötzlich kam mir eine hervorragende Idee: Ich würde ein paar von ihnen den Turban klauen!

Ich holte mir Hristos' hölzernen Rückenkratzer, nahm ihn in eine Hand und hielt mit der anderen das Fenster offen. Dann beugte ich mich vor und erwischte den Turban eines Mannes in der Menge. Gerade als ich den Turban wegziehen wollte, sah ein anderer zufällig hoch und erblickte mich.

»As-salamu alaikum«, sagte ich breit grinsend.

»Ein Moslem in einer Kaschemme! Schäm dich!«, rief der Mann. »Weißt du nicht, dass der Wein Teufelswerk ist?«

Ich öffnete den Mund, um etwas zu entgegnen, aber noch bevor ich einen Laut hervorgebracht hatte, zischte mir etwas Scharfes am Kopf vorbei. Wäre ich nicht im letzten Moment in Deckung gegangen, hätte mir das Ding den Schädel eingeschlagen. So aber war es durch das offene Fenster geschossen und

Schädel eingeschlagen. So aber war es durch das offene Fenster geschossen und auf dem Tisch des hinter mir sitzenden persischen Händlers gelandet. Der war viel zu betrunken, um zu begreifen, was geschehen war. Er nahm den Stein in die Hand und begutachtete ihn, als wäre er gerade vom Himmel gefallen.

»Mach das Fenster zu und geh zurück an deinen Tisch, Suleiman!«, brüllte Hristos. Seine Stimme war heiser vor Angst.

»Hast du das gesehen?«, fragte ich, während ich auf meinen Tisch zuwankte. »Da hat einer einen Stein auf mich geschmissen. Ich hätte tot sein können!«

Hristos zog eine Augenbraue hoch. »Tut mir zwar leid, aber was erwartest du? Du weißt doch, dass es Leute gibt, die keinen Moslem in einem Gasthof sehen wollen. Und du zeigst dich auch noch, obwohl du nach Alkohol stinkst und deine Nase wie eine rote Laterne glüht!«

»N… na und«, stammelte ich. »Bin ich vielleicht kein Mensch?«

Hristos klopfte mir auf die Schulter, wie um zu sagen: Sei doch nicht so empfindlich.

»Genau deshalb ist mir die Religion zuwider, jede Religion! Die Religiösen sind sich so sicher, dass Gott an ihrer Seite ist, dass sie sich besser als alle anderen wähnen«, sagte ich.

Hristos erwiderte nichts. Er war ein Mann des Glaubens, doch auch ein guter Wirt, der ungehaltene Gäste zu besänftigen wusste. Er brachte mir noch eine Karaffe mit Rotwein und sah zu, wie ich ihn in mich hineinschüttete. Draußen blies ein heftiger Wind, der die Fenster zustieß und das welke Laub aufwirbelte. Einen Augenblick lang schwiegen wir und lauschten so andächtig, als wäre da eine Melodie zu hören.

»Mir will es einfach nicht in den Kopf, warum Wein in dieser Welt verboten, aber für den Himmel versprochen ist«, sagte ich. »Wenn Wein so schlimm ist, wie sie immer behaupten, warum kriegt man ihn dann im Paradies?«

»Fragen über Fragen …«, murmelte Hristos und hob die Hände. »Immer stellst du so viele Fragen. Musst du denn alles anzweifeln?«

»Na klar! Dafür haben wir doch unser Hirn, oder?«

»Ich kenne dich jetzt schon sehr lang, Suleiman. Du bist nicht irgendein Gast für mich, sondern mein Freund. Und ich mache mir Sorgen um dich.«

»Alles bestens mit …«, erwiderte ich, doch Hristos schnitt mir das Wort ab.

»Du bist ein guter Mensch, aber deine Zunge ist spitz wie ein Dolch, und das

beunruhigt mich. Es gibt alles mögliche Volk in Konya. Und so mancher, das ist kein Geheimnis, hält nichts von Moslems, die trinken. Du musst lernen, auf der Hut zu sein, wenn du unter Leuten bist. Halte deine Gepflogenheiten verborgen und pass auf, was du sagst.«

Ich grinste. »Sollen wir diese Rede mit einem Gedicht von Khayyam krönen?«

Hristos seufzte auf, aber der persische Händler, der zugehört hatte, rief fröhlich: »Genau, wir wollen ein Gedicht von Khayyam hören!«

Weitere Gäste schlossen sich an und spendeten mir lautstark Beifall. Beschwingt, ja sogar ein bisschen angestachelt, sprang ich auf einen Tisch und begann das Gedicht aufzusagen:

»Ließ Gott die Trauben wachsen und den Saft
und nannt' das Trinken trotzdem sündenhaft?«

Der Perser rief: »Natürlich nicht! Wäre ja völlig unsinnig!«

»Dankt ihm und lasst die Zuversicht nicht sinken:
Er freut sich, wenn wir recht viel trinken!«

Wenn mich die vielen durchgesoffenen Jahre etwas gelehrt hatten, dann, dass die Leute ganz unterschiedlich tranken. Ich kannte welche, die sich Nacht für Nacht mit riesigen Mengen vollschütteten, lustig wurden, Lieder sangen und schließlich einschlummerten. Aber es gab auch diejenigen, die sich nach ein paar Schlucken in Ungeheuer verwandelten. Wenn dasselbe Getränk die einen fröhlich und beschwipst und die anderen böse und streitsüchtig machte, sollte man dann nicht den Trinkern die Verantwortung dafür geben statt dem Trank?

»Trinkt! Denn woher ihr kommt, das wisst ihr nicht.
Trinkt! Denn wohin ihr geht, zeigt euch kein Licht.«

Wieder erscholl lauter Beifall. Sogar Hristos machte mit. Im jüdischen Viertel von Konya, in der Schenke eines christlichen Wirts, erhob eine bunte Schar von Weinliebhabern jeden Glaubens die Gläser, und alle stießen, auch wenn es fast zu schön klingt, um wahr zu sein, auf einen Gott an, der uns zu lieben und

uns zu vergeben vermochte, während wir selbst das eindeutig nicht konnten.

ELLA

NORTHAMPTON, 31. MAI 2008

Besser auf Nummer sicher gehen«, stand auf der Website. »Überprüfen Sie seine Hemden auf Lippenstiftspuren und kontrollieren Sie, ob er nach unbekannten Parfüms riecht, wenn er abends heimkommt.«

Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte Ella Rubinstein den Online-Test »Finden Sie heraus, ob Ihr Mann fremdgeht« gemacht. Die Fragen waren ihr zwar ziemlich geschmacklos erschienen, aber inzwischen wusste sie ja, dass das Leben selbst gelegentlich einem einzigen großen Klischee glich.

Trotz des Testergebnisses wollte sie David nicht zur Rede stellen. Sie hatte ihn immer noch nicht gefragt, wo er die Nacht, in der er nicht nach Hause gekommen war, verbracht hatte. In den vergangenen Tagen hatte sie sich fast ausschließlich der Lektüre von *Süße Blasphemie* gewidmet und den Roman als Vorwand für ihre Schweigsamkeit benutzt. Ihre Gedanken gingen so viele Wege, dass sie viel länger als sonst brauchte, um das Buch zu Ende zu lesen. Aber die Geschichte gefiel ihr, und bei jeder neuen Regel von Schams überdachte sie ihr ganzes Leben.

Vor den Kindern benahm sie sich ganz normal. Auch die Kinder benahmen sich wie immer. Aber sobald sie mit David allein war, bemerkte sie, wie er sie so merkwürdig ansah, als wunderte er sich über diese Frau, die ihren Mann nicht fragte, wo er die Nacht über gewesen war. In Wahrheit wollte Ella nichts wissen, womit sie nicht würde umgehen können. Je weniger sie über die Affären ihres Mannes erfuhr, umso weniger würden sie sie belasten, dachte sie. Es stimmte, was man über den Zustand des Nichtwissens oft sagte: Es war das reinste Glück.

Nur ein einziges Mal war dieses Glück getrübt worden, und zwar am Weihnachtstag des vorigen Jahres, als die an David adressierte Umfrage eines örtlichen Hotels im Briefkasten lag. Der Kundenservice wollte wissen, ob Davids Aufenthalte dort zu seiner Zufriedenheit verlaufen seien. Ella ließ den Brief zuoberst auf einem Stapel Post liegen und beobachtete abends, wie er den

Brief zuoberst auf einem Stapel Post liegen und beobachtete abends, wie er den Umschlag öffnete und das Schreiben las.

»Ein Bewertungsformular für Hotelgäste – das hat mir gerade noch gefehlt«, hatte er halbherzig lächelnd gesagt. »Wir hatten da letztes Jahr eine Zahnarztkonferenz, und die haben offenbar sämtliche Teilnehmer in ihre Kundenliste aufgenommen.«

Sie glaubte ihm. Zumindest der Teil in ihr, der keinen Staub aufwirbeln wollte. Der andere Teil war zynisch und voller Argwohn. Und genau dieser Teil fand am nächsten Tag die Telefonnummer des Hotels heraus, wählte sie und bekam zu hören, was Ella sowieso schon gewusst hatte: Weder in diesem Jahr noch im Jahr zuvor war dort eine Zahnarztkonferenz abgehalten worden.

In ihrem tiefsten Inneren gab Ella sich selbst die Schuld. Das Altern hatte sie nicht schöner gemacht, und in den letzten sechs Jahren hatte sie auch ein wenig zugelegt. Die Kochseminare machten es noch schwieriger, die Extrapfunde loszuwerden, obwohl es in ihrer Gruppe auch Frauen gab, die mehr und besser kochten als sie und trotzdem im Vergleich mit ihr nur halbe Portionen waren.

Im Rückblick auf ihr Leben musste sie feststellen, dass Rebellion nie ihr Ding gewesen war. Nie hatte sie hinter verschlossenen Türen mit irgendwelchen Jungs Gras geraucht, nie war sie aus einer Bar geworfen worden, nie hatte sie die Pille danach eingenommen, Wutanfälle gehabt oder ihre Mutter angelogen. Nie die Schule geschwänzt. Nie als Teenager Sex gehabt. In ihrem Umfeld hatte es nur so gewimmelt von gleichaltrigen Mädchen, die Abtreibungen vornehmen ließen oder ihre unehelichen Babys zur Adoption freigaben, während sie das alles mitansah, als handelte es sich um einen Fernsehbericht über eine Hungersnot in Äthiopien. Dass es solche Tragödien auf der Welt gab, machte sie zwar traurig, aber im Grunde betrachtete sie sich selbst nicht als dem Universum zugehörig, in dem diese Unseligen lebten.

Sie war nie eine große Partygängerin gewesen, nicht einmal als Teenager. Freitagabends blieb sie lieber zu Hause und las ein gutes Buch, als bei irgendeiner wilden Party mit fremden Leuten auf den Putz zu hauen.

»Warum nur bist du nicht wie Ella?«, fragten die Mütter in der Gegend ihre Töchter. »Die bringt sich nie in Schwierigkeiten.«

Während diese Mütter sie toll fanden, war sie für die Jugendlichen nur eine humorlose Streberin. Kein Wunder, dass sie in der Highschool nicht gerade

beliebt war. Einmal sagte eine Schulfreundin zu ihr: »Weißt du, was dein Problem ist? Du nimmst das Leben zu ernst. Du bist so beschissen langweilig.«

Sie hörte aufmerksam zu und erwiderte, sie werde mal darüber nachdenken.

Nicht einmal ihre Frisur hatte sich im Lauf der Jahre nennenswert verändert – sie trug ihr glattes, langes honigblondes Haar entweder zum strengen Dutt geschlungen, oder es fiel ihr zum Zopf geflochten über den Rücken. Sie schminkte sich kaum, benutzte nur einen rotbraunen Lippenstift und einen moosgrünen Eyeliner, der, ihrer Tochter zufolge, die graublauen Augen mehr versteckte als betonte. Jedenfalls bekam sie nie zwei perfekt geschwungene Linien hin und hatte, wenn sie aus dem Haus ging, meist ein dicker und ein dünner umrandetes Auge.

Sie hatte das Gefühl, dass irgendetwas mit ihr nicht stimmte. Entweder verhielt sie sich zu aggressiv und zudringlich (im Fall von Jeannettes Heiratsplänen) oder zu passiv und duldsam (was die Affären ihres Mannes betraf). Es gab den Kontrollfreak Ella und das sanftmütige Lämmlein Ella. Und sie konnte nie vorhersagen, welche Ella von beiden wann die Oberhand haben würde.

Aber es gab noch eine dritte Ella, eine, die still und leise alles beobachtete und darauf wartete, dass ihre Zeit kam. Und diese Ella sagte ihr, dass ihre Ruhe an Abgestumpftheit grenze, dass darunter aber ein erstickes Ich mit einer starken Unterströmung aus Wut und Auflehnung existiere. Wenn sie so weitermache, warnte sie die dritte Ella, werde sie irgendwann explodieren. Es sei nur eine Frage der Zeit.

Nachdem sie an diesem letzten Tag im Mai über all das nachgedacht hatte, tat Ella etwas, was sie schon lange nicht mehr gemacht hatte: Sie betete. Sie bat Gott, ihr entweder eine ihr ganzes Sein durchdringende Liebe zu schenken oder sie so hart im Nehmen und so gleichgültig zu machen, dass ihr die fehlende Liebe in ihrem Leben nichts mehr anhaben konnte.

»Für welche der beiden Möglichkeiten Du Dich auch entscheidest, bitte mach es schnell!«, fügte sie noch hinzu. »Vielleicht hast Du es ja vergessen, aber ich bin schon vierzig. Und wie Du siehst, habe ich mich bisher nicht gut gehalten.«

DIE HURE WÜSTENROSE

KONYA, 17. OKTOBER 1244

Blitzschnell rannte ich durch die enge Gasse, ohne einen Blick zurückzuwerfen. Als ich endlich den belebten Basar erreicht hatte, war ich völlig außer Atem. Meine Lunge schmerzte, und mein Herz schlug bis zum Hals. Ich flüchtete mich hinter eine Mauer und brach fast zusammen. Erst jetzt fand ich den Mut, zurückzuschauen, und sah erstaunt und erleichtert, dass mir nur ein Mensch gefolgt war, nämlich Sesam. Atemlos blieb er neben mir stehen. Seine Arme hingen schlaff herab, er war verwirrt und verängstigt und konnte sich offenbar nicht erklären, warum ich auf einmal wie verrückt durch die Straßen von Konya gerannt war.

Alles war so schnell gegangen, dass ich es erst dort, im Basar, richtig begriff. Eben noch hatte ich, ganz in die Predigt vertieft, in der Moschee gesessen und die Perlen von Rumis Weisheit aufgesogen und in meiner Versunkenheit nicht bemerkt, dass der Kerl neben mir versehentlich auf die Enden des Tuchs getreten war, das mein Gesicht verhüllte. Ehe ich mich's versah, löste sich das Tuch, und der Turban verrutschte, sodass mein Gesicht und ein Teil meines Haars sichtbar wurden. Hastig legte ich das Tuch wieder um und lenkte meine Aufmerksamkeit zurück zu Rumi; ich war sicher, dass niemand etwas bemerkt hatte. Doch als ich den Blick wieder hob, sah ich, dass mich ein junger Mann in der ersten Reihe unverhohlen musterte. Breites Gesicht, schielendes Auge, Hakennase, höhnisches Grinsen. Ich erkannte ihn. Es war Baybars.

Baybars gehörte zu den unangenehmen Freiern, die keines der Mädchen im Bordell gern bediente. Manche Männer haben so eine Art, Huren zu beleidigen, während sie mit ihnen schlafen, und so einer war er. Ständig riss er schmutzige Witze, und er war unglaublich jähzornig. Einmal hatte er ein Mädchen so schlimm verprügelt, dass sogar der Wirt, der Geld über alles liebte, ihn auffordern musste, das Haus zu verlassen und nie mehr wiederzukommen. Na ja, wenigstens ein paar Monate lang nicht wiederzukommen. Danach hörten seine Bordellbesuche, warum auch immer, plötzlich auf, und wir bekamen ihn

seine Bordellbesuche, warum auch immer, plötzlich auf, und wir bekamen ihn nicht mehr zu sehen. Und jetzt saß er dort vorn. Er hatte sich in der Zwischenzeit einen Vollbart wachsen lassen wie die frommen Männer, aber seine Augen funkelten so böse wie eh und je.

Ich wandte den Blick ab – doch zu spät. Er hatte mich erkannt.

Er flüsterte seinem Nebenmann etwas zu. Beide drehten sich um und starrten mich an. Dann machten sie einen Dritten auf mich aufmerksam, und nach und nach blickten alle Männer in der Reihe zu mir hinüber. Ich spürte, dass ich rot wurde, und mein Herz begann zu pochen, aber ich konnte mich nicht bewegen, sondern klammerte mich an die kindliche Hoffnung, dass die Dunkelheit uns alle umhüllen und meine Ängste zerstreuen würde, wenn ich nur stillhielt und die Augen schloss.

Als ich es wagte, die Augen wieder zu öffnen, bahnte sich Baybars gerade einen Weg durch die Menge auf mich zu. Ich stürzte Richtung Tür, aber an Flucht war nicht zu denken, denn ich war eingekeilt in einem Meer von Menschen. Im Nu war Baybars bei mir – so bedrohlich nah, dass ich seinen Atem roch. Er packte mich am Arm und zischte mir zu: »Was hat eine Hure hier zu suchen? Kennst du keine Scham?«

»Bitte … bitte lass mich los«, stammelte ich, aber ich glaube, er hörte mich gar nicht.

Nun kamen auch seine Freunde näher. Harte, furchteinflößende, verächtliche Burschen, vor Selbstbewusstsein strotzend und mit einer Stinkwut im Bauch, die mich mit Beleidigungen überschütteten. Jetzt richteten alle Umstehenden den Blick auf uns, weil sie wissen wollten, warum es zu dem Tumult gekommen war; einige Männer versuchten, durch empörtes Zischen für Ruhe zu sorgen, aber keiner griff ein. Widerstandslos und schlaff wie ein Klumpen Teig ließ ich mich zum Ausgang drängen. Draußen hoffte ich, Sesam würde mir zu Hilfe kommen, und im äußersten Notfall, so beschloss ich, würde ich einfach weglaufen. Doch als wir auf der Straße waren, wurden die Männer streitbarer und richtig grob. Entsetzt erkannte ich, dass sie es in der Moschee aus Ehrfurcht vor dem Prediger und der Gemeinde sorgsam vermieden hatten, zu brüllen und mich herumzuschubsen, dass aber draußen auf der Straße nichts sie zurückhalten konnte.

Mir war schon Schlimmeres im Leben widerfahren, aber so niedergeschlagen hatte ich mich, glaube ich, noch nie gefühlt. Da hatte ich nach jahrelangem

Zögern endlich einen Schritt zu Gott hin gemacht, und was hatte Er getan? Er hatte mich aus Seinem Haus geworfen!

»Ich hätte da nie hingehen dürfen«, sagte ich zu Sesam. Meine Stimme war brüchig wie Eis. »Sie haben ja recht – eine Hure hat nichts zu suchen in einer Moschee oder einer Kirche oder irgendeinem Gotteshaus.«

»Sag das nicht!«

Ich drehte mich nach dem um, der das gesagt hatte, und traute meinen Augen nicht. Er war es, der haarlose Wanderderwisch. Sesam begann zu grinsen, so sehr freute er sich, ihn wiederzusehen. Ich stürzte auf ihn zu, um ihm die Hände zu küssen, doch er hielt mich davon ab. »Bitte lass das!«

»Aber wie kann ich dir danken? Ich stehe in deiner Schuld«, sagte ich demütig.

Er zuckte mit den Achseln. Anscheinend gab er nicht viel darauf. »Du schuldest mir gar nichts«, erwiderte er. »Wir schulden niemandem etwas, nur Ihm.«

Er stellte sich als Schams-e Tabrizi vor, und dann sagte er etwas sehr, sehr Merkwürdiges: »Manche Menschen beginnen ihr Leben mit einer wunderbar leuchtenden Aura, verlieren aber nach und nach alle Farbe und verblassen. Ein solcher Mensch scheinst du zu sein. Einst war deine Aura weißer als Lilien mit gelben und rosaroten Sprenkeln, doch im Lauf der Zeit bleichte sie aus. Jetzt ist sie farblos. Vermisst du denn deine früheren Farben nicht? Wünschst du dir nicht, mit deinem eigentlichen Wesen vereint zu sein?«

Ich sah ihn an. Seine Worte hatten mich zutiefst ergriffen.

»Deine Aura verlor ihren Glanz, weil du dir all die Jahre hindurch eingeredet hast, von innen und außen schmutzig zu sein.«

»Ich bin schmutzig«, gab ich zurück und biss mir auf die Lippe. »Weißt du denn nicht, womit ich mein Geld verdiene?«

»Ich möchte dir eine Geschichte erzählen«, sagte Schams. Und dann erzählte er Folgendes:

Es kam einmal eine Hure an einem Straßenköter vorbei. Durstig und hilflos hechelte das Tier in der glühenden Sonne. Die Frau zog sofort ihren Schuh aus und füllte ihn am nächsten Brunnen mit Wasser für den Hund. Dann ging sie weiter. Am nächsten Tag begegnete sie einem Sufi, einem sehr weisen Mann. Kaum hatte er sie erblickt, küsste er ihr die Hände. Sie war erschüttert. Doch er erklärte ihr, dass ihr wegen der aufrichtigen Freundlichkeit gegenüber dem

Hund alle Sünden auf der Stelle vergeben worden seien.

Ich verstand, was Schams-e Tabrizi damit sagen wollte, konnte ihm aber nicht recht glauben. »Selbst wenn ich alle Hunde in Konya füttern würde, wäre das noch nicht genug, um meine Sünden zu tilgen.«

»Das kannst du nicht wissen; nur Gott weiß das. Außerdem glaubst du doch hoffentlich nicht, dass irgendeiner der Männer, die dich aus der Moschee gedrängt haben, näher bei Gott ist als du!«

Das überzeugte mich nicht. »Selbst wenn sie Gott nicht näher sind, wer sollte es ihnen sagen?«, wandte ich ein. »Sagst du es ihnen?«

Der Derwisch schüttelte den Kopf. »Nein, das würde nichts nützen. Du musst es ihnen sagen.«

»Meinst du, sie würden mir zuhören? Diese Männer hassen mich.«

»Sie werden zuhören«, entgegnete er voller Überzeugung. »Denn ›sie‹ gibt es genauso wenig wie ›ich‹. Du darfst nur nie vergessen, dass im Universum alles und jeder miteinander verbunden ist. Wir sind nicht Hunderte und Tausende von unterschiedlichen Wesen. Wir sind alle eins.«

Ich wartete auf eine Erklärung, doch er sagte lediglich: »Das ist eine der vierzig Regeln. Wenn du willst, dass andere dich anders behandeln, musst du zuerst dich selbst anders behandeln. Wer nicht lernt, sich ganz und aufrichtig selbst zu lieben, kann nicht geliebt werden. Doch wer es erreicht hat, muss dankbar sein für jeden Stein, den andere auf ihn werfen, denn es ist ein Zeichen dafür, dass du schon bald mit Rosen überschüttet wirst.« Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Wie kannst du andere beschuldigen, sie brächten dir keine Achtung entgegen, wenn du dich selbst für jeder Achtung unwürdig hältst?«

Mir verschlug es die Rede, und es war, als würde mir die Wirklichkeit entgleiten. Ich dachte an alle Männer, mit denen ich geschlafen hatte – wie sie rochen, wie ihre schwieligen Hände sich anfühlten, wie sie vor Lust stöhnten … Ich hatte erlebt, dass sich nette junge Burschen in Ungeheuer verwandelten und Ungeheuer in nette junge Burschen. Einmal hatte ich einen Freier gehabt, der die Huren immer bespuckte, wenn er mit ihnen schlief. »Dreckig«, sagte er und spuckte mir in den Mund und auf den ganzen Körper. »Du dreckige Hure.«

Und dieser Derwisch wollte mir weismachen, ich wäre sauberer als frisches

Quellwasser. Es hatte etwas von einem geschmacklosen Witz; doch als ich mich zum Lachen zwang, drang kein Laut aus meiner Kehle, nur ein unterdrücktes Schluchzen.

»Die Vergangenheit ist ein Strudel. Wenn du zulässt, dass sie deine Gegenwart beherrscht, zieht sie dich hinab«, sagte Schams, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Die Zeit ist ein Truggebilde. Man muss den Augenblick leben. Alles andere ist nicht von Belang.«

Er zog ein seidenes Tüchlein aus der Innentasche seines Gewands. »Behalt es. Ein guter Mensch in Bagdad hat es mir geschenkt, aber du brauchst es mehr als ich. Es soll dich daran erinnern, dass dein Herz rein ist und du Gott in dir trägst.«

Mit diesen Worten ergriff der Derwisch seinen Stab, erhob sich und wandte sich zum Gehen. »Verlass das Bordell«, sagte er noch.

»Wie denn? Wohin soll ich denn gehen?«

»Das ist nicht die Frage.« Seine Augen glänzten. »Mach dir keine Gedanken über den Weg, sondern widme dich dem ersten Schritt. Er ist das Schwierigste, nur von dir hängt er ab. Sobald der erste Schritt getan ist, lass alles geschehen, wie es geschieht, dann wird sich der Rest ergeben. Schwimm nicht mit dem Strom – sei der Strom!«

Ich nickte. Ich brauchte nicht zu fragen – ich wusste, auch das war eine der vierzig Regeln.

SULEIMAN, DER SÄUFER

KONYA, 17. OKTOBER 1244

Bevor es Mitternacht war, leerte ich mein letztes Glas und verließ die Schenke.

»Vergiss nicht, was ich gesagt habe«, warnte mich Hristos. »Hüte deine Zunge!«

Ich nickte. Ich schätzte mich glücklich, einen Freund zu haben, der sich um mich sorgte. Doch kaum trat ich hinaus auf die dunkle und leere Straße, überkam mich eine solche Erschöpfung, wie ich sie noch nie empfunden hatte. Ich hätte eine Flasche Wein mitnehmen sollen, sagte ich mir. Ich hätte einen Schluck vertragen können.

Während meine Stiefel auf dem rissigen Kopfsteinpflaster klapperten, dachte ich wieder an die Männer in Rumis Prozession. Die Erinnerung an ihre hasserfüllten Blicke tat weh. Nichts verachtete ich so sehr wie die Sittsamkeit. So oft schon hatten mich mustergültige, anständige Leute getadelt, dass es mir, wenn ich nur daran dachte, kalt den Rücken hinunterlief.

Diese Gedanken verfolgten mich, als ich in eine Seitengasse einbog. Wegen der hohen Bäume, die dort standen, war sie besonders dunkel. Obendrein versteckte sich plötzlich der Mond hinter einer Wolke und hüllte mich in undurchdringliche Schwärze, andernfalls hätte ich die zwei Wachleute bemerkt, die sich mir näherten.

»As-salamu alaikum«, schmetterte ich ihnen in viel zu fröhlichem Tonfall entgegen, um meine Angst zu verbergen.

Anstatt meinen Gruß zu erwidern, fragten mich die Männer, was ich zu so später Stunde auf der Straße zu suchen hätte.

»Ich gehe nur spazieren«, antwortete ich leise.

Wir standen einander gegenüber. Das Schweigen zwischen uns wurde nur von fernem Hundegebell unterbrochen. Der eine Mann machte einen Schritt auf mich zu und begann in der Luft zu schnuppern. »Hier stinkt es«, stieß er hervor.

hervor.

»Ja, nach Wein«, bestätigte der andere.

Ich beschloss, die Sache auf die leichte Schulter zu nehmen. »Nur keine Sorge, das ist ein rein symbolischer Geruch. Da wir Moslems nur symbolischen Wein trinken dürfen, kann auch der Geruch nur symbolisch sein.«

»Was faselt der denn daher?«, brummte der eine Wachmann.

In diesem Moment trat der Mond hinter der Wolke hervor und legte sein sanftes, bleiches Licht über uns. Jetzt konnte ich das Gesicht des Mannes sehen, der mir gegenüberstand. Es war breit, mit einem vorstehenden Kinn, eisblauen Augen und einer hakigen Nase. Hätte er nicht mit einem Auge geschielt und ständig grimmig dreingeschaut, hätte man ihn gutaussehend nennen können.

»Was treibst du um diese Zeit auf der Straße?«, fragte er noch einmal. »Woher kommst du, und wohin willst du?«

Ich konnte mich nicht zusammennehmen. »Tiefsinnige Fragen, die du da stellst, mein Sohn. Wenn ich die Antwort wüsste, hätte ich das Rätsel um den Sinn des Lebens gelöst.«

Der Wachmann runzelte die Stirn. »Machst du Dreckskerl dich lustig über mich?«, fragte er, holte blitzschnell eine Peitsche hervor und drosch damit durch die Luft.

Sein Gehabe war so dramatisch, dass ich kichern musste. Daraufhin verpasste er mir einen Hieb auf die Brust. Das geschah so unerwartet, dass ich das Gleichgewicht verlor und zu Boden stürzte.

»Vielleicht lernst du auf diese Art, dich besser zu benehmen«, sagte der Wachmann, während er die Peitsche von einer Hand in die andere gleiten ließ. »Du weißt doch wohl, dass du eine große Sünde begehst, wenn du trinkst!«

Mein eigenes Blut lief warm an mir hinunter, und mein Kopf dröhnte vor Schmerz, und doch konnte ich es einfach nicht fassen, dass ich mitten auf der Straße von einem jungen Mann, der mein Sohn hätte sein können, Prügel bezog.

»Dann bestraft mich doch – nur zu!«, erwiderte ich. »Wenn Gottes Paradies nur für Leute wie euch gedacht ist, schmore ich sowieso lieber in der Hölle!«

Wutentbrannt begann der junge Wachmann mit aller Kraft auf mich einzupeitschen. Ich bedeckte mein Gesicht mit den Händen, aber das half nicht viel. Jäh kam mir ein fröhliches altes Lied in den Sinn und zwängte sich durch meine blutverschmierten Lippen. Ich war wild entschlossen, mir meine

Schmerzen nicht anmerken zu lassen, und sang bei jedem Hieb noch ein wenig lauter.

»Küss mich, Geliebte, zerreiß mir das Herz!
Deine Lippen sind süßer als Kirschwein,
Schenk dich mir ein!«

Mein Spott trieb den Wachmann zur Weißglut. Je lauter ich sang, desto heftiger schlug er zu. Nie hätte ich geglaubt, dass sich in einem einzigen Menschen so viel Wut ansammeln kann.

»Es reicht, Baybars!«, rief der andere mit Panik in der Stimme. »Hör auf, Mann!«

So unvermittelt, wie es begonnen hatte, hörte das Auspeitschen auf. Ich wollte unbedingt das letzte Wort haben, ihnen noch eine Frechheit mit auf den Weg geben, aber das Blut in meinem Mund verschluckte meine Stimme. Mir wurde schlecht, und eh ich mich's versah, musste ich würgen.

»Du bist ein Wrack«, sagte Baybars. »Was ich mit dir gemacht habe, hast du dir ganz allein zuzuschreiben.«

Damit wandten sie sich ab und gingen davon.

Ich weiß nicht, wie lang ich dort lag. Ein paar Minuten vielleicht, aber vielleicht auch die ganze Nacht. Die Zeit verlor ihre Bedeutung so wie alles andere auch. Der Mond verbarg sich hinter den Wolken; um mich war nichts als Finsternis, und wo ich eigentlich war, wusste ich nicht zu sagen. Ich schwebte zwischen Leben und Tod, und mir war es einerlei, wie ich enden würde. Dann verlor sich nach und nach meine Benommenheit, und jeder Bluterguss, jede Strieme, jede aufgeplatzte Stelle an meinem Körper begann mich zu peinigen. Unablässig wie die Wellen des Ozeans rollte der Schmerz über mich hinweg. In meinem Kopf drehte sich alles, meine Glieder taten furchtbar weh, ich stöhnte wie ein verwundetes Tier.

Dann fiel ich wohl in Ohnmacht. Als ich die Augen wieder aufschlug, war mein Salwar von Urin durchtränkt, und jeder Teil meines Körpers bereitete mir grauenhafte Pein. Ich betete gerade zu Gott, er möge mich entweder der Sinne berauben oder irgendwie meinen Durst stillen, da hörte ich Schritte näher kommen. Mir setzte das Herz aus. Das konnte ein Gassenkind sein, aber auch ein Räuber, ja sogar ein Mörder. Doch dann dachte ich: Was habe ich schon zu

fürchten? Ich war an dem Punkt angelangt, an dem nichts, was die Nacht bringen konnte, noch irgendeinen Schrecken für mich hatte.

Aus dem Schatten trat ein großer, schlanker Derwisch, der völlig haarlos war. Er kniete sich neben mich auf den Boden und half mir, mich aufzusetzen. Dann stellte er sich als Schams-e Tabrizi vor und fragte mich nach meinem Namen.

»Suleiman, der Säufer aus Konya – zu deinen Diensten«, sagte ich und zog mir einen lockeren Zahn aus dem Mund. »Wie schön, dir zu begegnen.«

»Du blutest«, murmelte Schams und begann mein Gesicht abzuwischen. »Nicht nur äußerlich, auch in deinem Inneren.«

Er zog ein Glasfläschchen aus der Tasche seines Gewands. »Trag diese Salbe auf deine Wunden auf. Ein guter Mensch in Bagdad hat sie mir geschenkt, aber du brauchst sie mehr als ich. Die Wunde in deinem Inneren jedoch, das sollst du wissen, ist tiefer als die Wunden deines Körpers. Um diese Wunde solltest du dich kümmern. Das Fläschchen wird dich daran erinnern, dass du Gott in dir trägst.«

»Danke«, brachte ich gerade noch hervor, so sehr rührte mich seine Freundlichkeit. »Dieser Wachmann … er hat mich mit der Peitsche verdroschen. Ich hätte es verdient, sagte er.«

Meine Stimme war ein kindliches Winseln, und ich merkte mit einem Mal, wie sehr es mich nach Trost und Mitgefühl verlangte.

Schams-e Tabrizi schüttelte den Kopf. »Man hat dir unrecht getan. Jeder Mensch sucht das Göttliche auf seine eigene Weise. Es gibt da eine Regel: Wir wurden alle nach Seinem Bilde geschaffen und doch jeder anders und einzig. Keine zwei Menschen auf der Welt sind gleich. Keine zwei Herzen schlagen im selben Rhythmus. Wenn Gott alle Menschen gleich gewollt hätte, hätte er sie so erschaffen. Wer Unterschiede missachtet und anderen seine Meinung aufzwingt, tut deshalb nichts anderes, als Gottes heiligen Plan zu missachten.«

»Das klingt gut.« Ich wunderte mich, wie ruhig meine Stimme jetzt war. »Aber habt ihr Sufis denn nie Zweifel an Ihm?«

Schams-e Tabrizi lächelte matt. »Oh doch, und Zweifel sind etwas Gutes. Sie zeigen, dass man lebt und auf der Suche ist.«

Er sagte es in einer Art Singsang, so als würde er es aus einem Buch vortragen.

»Außerdem wird niemand über Nacht zum Gläubigen. Da hält sich einer für gläubig, doch dann geschieht etwas in seinem Leben, und er verliert den Glauben. Später wird er wieder gläubig, dann wieder ungläubig und immer so fort. Bis wir eine bestimmte Stufe erreicht haben, schwanken wir ständig. Anders kommt man nicht voran. Mit jedem nächsten Schritt nähern wir uns der Wahrheit.«

»Wenn Hristos das hören würde, würde er dir raten, deine Zunge zu hüten. Er sagt immer, nicht jedes Wort ist für jedes Ohr gedacht.«

»Da hat er nicht unrecht.« Schams-e Tabrizi lachte kurz auf und erhob sich. »Komm, ich bringe dich nach Hause. Deine Wunden müssen versorgt werden, und du brauchst jetzt eine Menge Schlaf.«

Er half mir auf die Beine, aber ich war kaum imstande zu gehen. Da hob mich der Derwisch kurzerhand hoch, als wäre ich federleicht, und packte mich auf seinen Rücken.

»Ich warne dich – ich stinke«, murmelte ich voller Scham.

»Ist schon gut, Suleiman, das macht nichts.«

So trug mich der Derwisch, ohne auf das Blut, den Urin und den Gestank zu achten, durch die engen Gassen Konyas. Die Häuser und Hütten, an denen wir vorbeikamen, lagen in tiefem Schlummer. Hinter den Gartenmauern bellten laut und grimmig die Hunde und verkündeten allen, dass wir da draußen waren.

»Ich habe mir immer den Kopf über den Wein in den Sufi-Gedichten zerbrochen«, sagte ich. »Ist das echter oder symbolischer Wein, den die Sufis da besingen?«

»Was ist schon der Unterschied, mein Freund?«, sagte Schams-e Tabrizi und ließ mich vor meinem Haus von seinen Schultern gleiten. »Auch zu dieser Frage gibt es eine Regel: Wenn ein Mensch, der Gott wirklich liebt, in eine Schenke einkehrt, wird die Schenke seine Gebetsnische; wenn aber ein Weintrinker in die Gebetsnische geht, wird sie zu seiner Schenke. In allem, was wir tun, gibt nur unser Herz den Ausschlag, nicht der äußere Schein. Sufis beurteilen andere Menschen nicht danach, wie sie aussehen oder wer sie sind. Wenn ein Sufi einen anderen Menschen betrachtet, hält er beide Augen geschlossen und öffnet ein drittes Auge – das Auge, das in das innere Reich eines Menschen blickt.«

Als ich nach dieser langen, anstrengenden Nacht allein in meinem Haus lag,

dachte ich noch lange über das Geschehene nach. Obwohl ich so elend war, empfand ich tief im Inneren eine wohlige Ruhe. Nur ganz kurz war sie zu spüren, und ich wünschte, sie würde nie mehr vergehen. In diesem Augenblick wusste ich, dass es doch einen Gott gab und dass Er mich liebte.

Mein Körper war eine einzige Wunde, und doch hatte ich keine Schmerzen mehr.

ELLA

NORTHAMPTON, 3. JUNI 2008

Beach-Boys-Melodien drangen aus den offenen Autofenstern der vorbeifahrenden Studenten mit den frühsommerlich gebräunten Gesichtern. Ella betrachtete sie, ohne sich an dem Glück der jungen Leute erfreuen zu können, und ihre Gedanken kehrten zu den Ereignissen der letzten Tage zurück. Erst hatte sie Spirit tot in der Küche gefunden, und obwohl sie sich zuvor oft dazu angehalten hatte, auf diesen Augenblick vorbereitet zu sein, empfand sie jetzt so tiefe Trauer und fühlte sich so verletzlich und einsam, als wäre sie durch den Tod des Hundes ganz allein in die Welt geworfen worden. Dann hatte sie erfahren, dass Orly an Bulimie litt und dass fast alle in ihrer Klasse davon wussten. An Ella nagte das schlechte Gewissen, sie begann an der Beziehung zu ihrer jüngeren Tochter zu zweifeln und stellte ihre mütterlichen Fähigkeiten in Frage. Schuld gehörte zwar schon lange zu ihrem Gefühlsrepertoire, aber dass sie ihrer eigenen Mütterlichkeit nicht mehr traute, war neu.

In dieser Zeit begann sie täglich mehrere E-Mails mit Aziz Z. Zahara auszutauschen. Zwei, drei, manchmal sogar fünf. Sie schrieb ihm alles, und zu ihrer Überraschung antwortete er jedes Mal sofort. Woher er die Zeit nahm und wie er auf seinen Reisen durch abgelegene Gebiete überhaupt an eine Internetverbindung kam, um seine Mails lesen zu können, war Ella ein Rätsel. Doch schon nach kurzer Zeit war sie geradezu süchtig nach seinen Nachrichten und schaute bei jeder sich bietenden Gelegenheiten in ihren Posteingang – als Erstes gleich nach dem Aufstehen, dann wieder nach dem Frühstück, nach der Rückkehr vom Morgenspaziergang und während sie das Mittagessen kochte, bevor sie zum Einkaufen fuhr und Erledigungen machte – und sogar währenddessen, indem sie sich einfach in ein Internetcafé setzte. Während sie ihre Lieblingssendungen im Fernsehen ansah, im Fusion Cooking Club Tomaten schnitt, mit ihren Freundinnen telefonierte oder den Zwillingen zuhörte, wenn sie über die Schule und die Hausaufgaben schimpften, blieb der

zuhörte, wenn sie über die Schule und die Hausaufgaben schimpften, blieb der Laptop eingeschaltet und das Mailprogramm geöffnet. Wenn keine neuen Nachrichten von Aziz eingetroffen waren, las sie noch einmal die alten. Und immer wenn wieder eine Mail von ihm kam, musste sie unwillkürlich grinsen, halb vergnügt, halb verlegen gestimmt durch das, was da vor sich ging. Denn da ging etwas vor sich.

Der Mailwechsel mit Aziz führte schon bald dazu, dass Ella sich in gewisser Weise so fühlte, als bräche sie aus ihrem biederen, ruhigen Leben aus. Die Frau, auf deren Lebensleinwand langweilige Grau- und Brauntöne vorherrschten, verwandelte sich in eine Frau mit einer geheimen Farbe – einem hellen, verlockenden Rot. Sie fand es wundervoll.

Aziz war kein Mann für Smalltalk. Menschen, die nicht ihr Herz zum wichtigsten Leitstern im Leben gemacht hatten, die sich der Liebe nicht öffnen und ihrem Weg nicht folgen konnten, so wie die Sonnenblume der Sonne folgt, waren in seinen Augen gar nicht wirklich am Leben. (Ella fragte sich, ob auch sie vielleicht auf seiner Liste der unbeseelten Objekte gelandet war.) Aziz schrieb nicht über das Wetter oder über den letzten Film, den er sich angesehen hatte. Er schrieb über andere Dinge, tiefgründigere, über das Leben und den Tod beispielsweise, und vor allem über die Liebe. Ella war es nicht gewohnt, ihre Empfindungen in Worte zu fassen, noch dazu einem Fremden gegenüber, aber vielleicht war gerade ein Fremder nötig, damit eine Frau wie sie ihr Herz ausschütten konnte.

Sollte ein bisschen Schäkern mit dabei sein, dachte Ella, dann tat es beiden gut. Sie saßen in weit entfernten Ecken des unendlichen Internetlabyrinths und konnten von dort aus ganz harmlos miteinander flirten. Durch den Austausch von Mails, so hoffte sie, würde sie etwas von dem Selbstwertgefühl zurückgewinnen, das ihr in ihrer Ehe abhandengekommen war. Aziz gehörte zu der seltenen Sorte Mann, den eine Frau lieben konnte, ohne ihre Selbstachtung zu verlieren. Und vielleicht war es ja auch ihm angenehm, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit einer nicht mehr jungen, aber auch noch nicht alten Amerikanerin zu stehen. Auf der einen Seite verstärkte das Internet die Offline-Verhaltensweisen, lockerte sie andererseits aber auch und stellte deshalb eine gute Möglichkeit dar, ohne schlechtes Gewissen ein wenig anzubändeln (denn noch mehr schlechtes Gewissen hätte sie wirklich nicht brauchen können) und ohne Risiko Abenteuer zu erleben (von denen sie

durchaus mehr gebrauchen konnte). Es war, als knabberte man an einer verbotenen Frucht, ohne sich Sorgen machen zu müssen wegen der zusätzlichen Kalorien – schließlich gab es ja keine Konsequenzen.

Vielleicht war es blasphemisch, wenn eine Ehefrau und Mutter einem Fremden intime E-Mails schrieb, aber in Anbetracht der platonischen Natur dieser Beziehung folgerte Ella, dass es sich um süße Blasphemie handeln musste.

ELLA

NORTHAMPTON, 5. JUNI 2008

Bitte, mein lieber Aziz, erlaube mir, dir etwas zu gestehen. In einer früheren Mail schriebst du, die Vorstellung, wir könnten den Verlauf unseres Lebens mittels rationaler Entscheidungen beeinflussen, sei genauso absurd wie ein Fisch, der den Ozean zu kontrollieren versucht. Über den Satz, der dann folgte, habe ich viel nachgedacht: »Der Glaube an ein wissendes Selbst hat nicht nur zu falschen Erwartungen geführt, sondern auch zu Enttäuschungen, wo immer das Leben nicht unseren Vorstellungen entspricht.«

Nun, ich bin selbst so eine Art Kontrollfreak. Zumindest würden das die Leute, die mich am besten kennen, behaupten. Bis vor Kurzem war ich eine sehr strenge Mutter. Ich hatte eine Menge Regeln aufgestellt (und die waren nicht so nett wie deine Sufi-Regeln, glaub mir!) und ließ nicht mit mir handeln. Meine ältere Tochter bezeichnete meine Vorgehensweise einmal als Guerilla-Strategie. Ich hätte mich in das Leben all meiner Lieben geschaufelt, meinte sie, und versuchte von meinem Graben aus, jeden ihrer Gedanken oder Wünsche, die mir falsch erschienen, einzufangen!

Erinnerst du dich an das Lied »Que será, será«? Also, mein Lied war das nie. »Was kommt, das kommt« hat mir nie so recht behagt. Ich kann mich einfach nicht fallen lassen. Du bist, wie ich weiß, ein religiöser Mensch; ich nicht. Wir feiern zwar im Familienkreis gelegentlich Sabbat, aber ich könnte nicht mal mehr sagen, wann ich zum letzten Mal gebetet habe. (Nein, stimmt nicht – erst vorgestern in meiner Küche, aber das zählt nicht, weil es da eher darum ging, einem höheren Selbst etwas vorzujammern.)

Zu Collegezeiten hatte ich eine Phase, in der mich die östliche Spiritualität begeisterte. Ich las damals einiges über Buddhismus und

Taoismus. Damals plante ich sogar, einen Monat lang mit einer exzentrischen Freundin in einem indischen Aschram zu leben, doch diese Phase hielt nicht lange an. Die mystischen Lehren waren zwar verlockend, aber ich fand, dass sie zu viel Gefügigkeit forderten und sich im modernen Leben nicht anwenden ließen. Und an dieser Ansicht hat sich seither nichts geändert.

Hoffentlich kränkt es dich nicht, dass ich mit Religion so gar nichts anfangen kann. Betrachte es bitte als das längst fällige Geständnis eines Menschen, für den du sehr wichtig bist.

Herzlich

Ella

Liebe Guerilla-Ella,

deine E-Mail erreichte mich in Amsterdam, kurz bevor ich nach Malawi aufbrechen wollte. Ich habe den Auftrag, die Menschen in einem Dorf zu fotografieren, in dem Aids wütet und die meisten Kinder Waisen sind.

Nun, wenn alles gut läuft, bin ich in vier Tagen zurück. Darf ich es hoffen? Ja. Kann ich es beeinflussen? Nein. Ich kann nur meinen Laptop mitnehmen, eine gute Internetverbindung suchen und hoffen, auch morgen noch am Leben zu sein. Alles andere habe ich nicht in der Hand. Die Sufis nennen es das fünfte Element – die Leere. Das unerklärliche und unkontrollierbare göttliche Element, das wir Menschen nicht verstehen, dessen wir aber immer gewahr sein sollten. Ich glaube nicht an »Untätigkeit«, wenn damit gemeint ist, nichts zu tun und dem Leben keinerlei tiefes Interesse entgegenzubringen. Aber ich glaube sehr wohl, dass man das fünfte Element respektieren muss.

Ich glaube, dass jeder von uns einen Vertrag schließt mit Gott. Ich jedenfalls habe es getan. Als ich Sufi wurde, versprach ich Gott, meine Schuldigkeit zu tun, so gut ich kann, und alles andere Ihm, und nur Ihm, zu überlassen. Ich habe akzeptiert, dass es Dinge gibt, die ich nicht begreifen werde. Ich vermag immer nur einige Teile zu sehen – so wie unscharfe Passagen eines Films; das große Ganze aber übersteigt meine Fassungskraft.

Du hältst mich also für einen religiösen Menschen. Aber das stimmt nicht.

Ich bin ein spiritueller Mensch – das ist etwas anderes. Religiosität und Spiritualität sind nicht das Gleiche, und ich glaube, dass die Kluft zwischen beiden nie tiefer war als heute. Wenn ich die Welt betrachte, sehe ich ein immer größer werdendes Dilemma. Einerseits glauben wir an die Freiheit und die Macht des Individuums unabhängig von Gott, Staat und Gesellschaft. Die Menschen werden in vielerlei Hinsicht immer ichbezogener, und die Welt wird mehr und mehr materialistisch. Andererseits wird die Menschheit als Ganzes immer spiritueller. Nachdem wir uns so lange auf die Vernunft verlassen haben, ist jetzt offenbar ein Punkt erreicht, an dem wir zu der Einsicht gelangen, dass dem Verstand Grenzen gesetzt sind.

Genau wie im Mittelalter explodiert das Interesse an der Spiritualität heute geradezu. Immer mehr Menschen im Westen versuchen sich inmitten ihres geschäftigen Lebens einen Raum für die Spiritualität zu schaffen. Sie haben dabei zwar die besten Absichten, wenden aber oft unpassende Methoden an. Spiritualität ist nicht einfach eine neue Sauce für das gleiche alte Gericht. Sie lässt sich unserem Leben nicht hinzufügen, ohne dass das Leben tiefgreifende Veränderungen erfährt.

Du kochst ja so gern. Wusstest du, dass Schams die Welt mit einem riesigen Kessel vergleicht, in dem etwas sehr Großes kocht? Was das ist, wissen wir noch nicht. Alles, was wir tun, fühlen und denken, ist Bestandteil dieser Mixtur. Jeder muss sich fragen, was er diesem Kessel hinzufügt. Geben wir Groll, Feindseligkeit, Wut und Gewalt hinein? Oder setzen wir Liebe und Harmonie zu?

Was meinst du, liebe Ella – welche Zutaten kommen von dir in den kollektiven Menschheitseintopf hinein? Immer wenn ich über dich nachdenke, füge ich ein herzliches Lächeln hinzu.

Alles Liebe Aziz

DRITTER TEIL

Wind

ALLES VERÄNDERLICHE, SICH ENTFALTENDE UND HERAUSFORDERNDE

DER ZELOT

KONYA, 19. OKTOBER 1244

Bellend und knurrend standen die Hunde unter meinem offenen Fenster. Ich setzte mich im Bett auf, weil ich dachte, sie hätten einen Räuber bemerkt, der ins Haus einzubrechen versuchte, oder einen Betrunkenen, der gerade vorbeiging. Anständige Leute können heutzutage nicht mehr ungestört schlafen. Lüsternheit und Ausschweifungen allerorten. Das war nicht immer so. Bis vor einigen Jahren war diese Stadt wesentlich sicherer. Die Verderbnis der Sitten ist nichts anderes als eine scheußliche Krankheit, die ohne Warnung auftritt, sich rasch verbreitet und die Reichen wie die Armen, die Alten wie die Jungen gleichermaßen befällt. In diesem Zustand befindet sich unsere Stadt heute. Hätte ich nicht meine Stellung in der Madrasa, ich würde kaum mehr das Haus verlassen.

Zum Glück gibt es Menschen, die das Wohl der Gemeinde noch vor ihr eigenes stellen und Tag und Nacht dafür sorgen, dass Ordnung herrscht. Menschen wie meinen jungen Neffe Baybars. Meine Frau und ich sind stolz auf ihn. Es ist tröstlich zu wissen, dass zu dieser späten Stunde, wenn sich draußen die Spitzbuben, Verbrecher und Säufer austoben, Baybars und seine Helfer ihren Gang durch die Stadt machen und uns alle beschützen.

Nach dem frühen Tod meines Bruders wurde ich Baybars' Vormund. Dieser junge Mann von festem Charakter trat vor sechs Monaten in den Dienst als Wachmann ein. Es gab Gerüchte, er sei nur dank meiner Stellung als Madrasa-Lehrer ausgewählt worden, aber das ist Unsinn! Baybars ist stark und mutig genug, um diese Aufgabe wahrzunehmen. Es wäre auch ein ausgezeichneter Soldat aus ihm geworden. Er wollte nach Jerusalem, die Kreuzritter bekämpfen, aber meine Frau und ich fanden, dass es an der Zeit für ihn wäre, sich niederzulassen und eine Familie zu gründen.

»Wir brauchen dich hier, mein Sohn«, sagte ich. »Auch hier muss vieles bekämpft werden.«

Ja, vieles, so vieles muss hier bekämpft werden. Erst heute Morgen sagte ich

Ja, Vieles, so Vieles muss hier bekämpft werden. Erst heute Morgen sagte ich zu meiner Frau, dass wir in schwierigen Zeiten leben. Es ist ja kein Zufall, dass wir jeden Tag von einer neuen Tragödie erfahren. Wenn die Mongolen so siegreich waren, wenn die Christen ihre Sache erfolgreich weitertreiben konnten, wenn Stadt um Stadt, Dorf um Dorf von den Feinden des Islam geplündert wird, dann liegt das einzig an den Leuten, die nur dem Namen nach Moslems sind. Wenn den Menschen das Seil Gottes aus der Hand gleitet, geraten sie auf Irrwege. Die Mongolen wurden uns als Strafe für unsere Sünden geschickt. Und wenn es nicht die Mongolen gewesen wären, dann hätte sich eben ein Erdbeben, eine Hungersnot oder eine Überschwemmung ereignet. Wie viele Katastrophen müssen wir denn noch ertragen, bis die Sünder in dieser Stadt endlich verstehen und ihre Taten bereuen? Ich befürchte schon, dass es als Nächstes Steine vom Himmel regnen wird. Eines nicht allzu fernen Tages werden wir alle ausgemerzt, denn wir wandeln auf den Spuren der Bewohner Sodoms und Gomorrhas.

Und diese Sufis sind ein ganz, ganz schlechter Einfluss. Wie können sie es wagen, sich als Moslems zu bezeichnen, obwohl sie Dinge von sich geben, die ein Moslem nicht einmal denken sollte! Wenn ich sie den Namen des Propheten aussprechen höre – Friede sei auf ihm! –, um ihre dummen Ansichten zu untermauern, beginnt mein Blut zu kochen. Der Prophet Mohammed, behaupten sie, habe nach einem Feldzug verkündet, seine Leute würden von nun an den kleinen Dschihad gegen den größeren Dschihad eintauschen – den Kampf gegen das eigene Ich. Die Sufis behaupten, seitdem sei das Ich der einzige Gegner, gegen den ein Moslem kämpfen sollte. Alles schön und gut, aber wie, frage ich mich, soll das im Kampf gegen die Feindes des Islam von Nutzen sein?

Die Sufis behaupten gar, die Scharia sei nur eine Stufe innerhalb einer Entwicklung. Was für eine Stufe, frage ich, soll das sein? Und als wäre das nicht schon erschreckend genug, sagen sie obendrein, ein erleuchteter Mensch könne nicht an die Regeln früherer Stufen gefesselt bleiben. Und da sie sich selbst gern als diejenigen sehen, die bereits eine höhere Stufe erreicht haben, benutzen sie das als miesen Vorwand, um die Regeln der Scharia zu missachten. Trinken, Tanzen, Musik, Gedichte und Malerei sind ihnen offenbar wichtiger als ihre religiösen Pflichten. Sie predigen, jeder Mensch dürfe sich auf seine eigene Suche nach Gott machen, da es im Islam keine Hierarchie

gebe. Das klingt alles ganz harmlos und unbedenklich, aber wenn man sich dieses öde Geschwätz erst einmal angehört hat, entdeckt man, dass die Lehre der Sufis eine finstere Seite hat, nämlich die Behauptung, man brauche religiösen Autoritäten keinerlei Beachtung zu schenken!

In den Augen der Sufis ist der Heilige Koran vollgestopft mit dunklen Symbolen und vielschichtigen Hinweisen, die nacheinander auf mystische Art interpretiert werden müssen. Und so untersuchen sie, wie jedes Wort zu einer Zahl hinschwingt, studieren die geheime Bedeutung der Zahlen, suchen nach verborgenen Verweisen im Text und vermeiden es nach Kräften, die Botschaft Gottes einfach und klar in sich aufzunehmen.

Manche Sufis behaupten gar, die Menschen seien der sprechende Koran. Wenn das nicht reine Blasphemie ist, dann weiß ich es nicht! Und dann gibt es noch die Wanderderwische, auch so eine Truppe von Sonderlingen. Kalandaris, Haydaris, Camiis – man kennt sie unter allen möglichen Namen. Die halte ich für die Schlimmsten. Was kann man denn von einem Mann erwarten, der nicht fähig ist, an einem Ort sesshaft zu werden? Ein Mann ohne Zugehörigkeitsgefühl wirbelt doch in alle möglichen Richtungen wie ein vertrocknetes Blatt im Wind. Ein Opfer wie geschaffen für Schaitan!

Aber die Philosophen sind auch nicht besser als die Sufis. Sie grübeln und grübeln, als könnte ihr begrenzter Verstand die Unverständlichkeit des Universums erfassen! Es gibt eine Geschichte, die die Verschwörung zwischen den Philosophen und den Sufis zum Gegenstand hat.

Einst begegneten sich ein Philosoph und ein Derwisch, und sofort verstanden sich die beiden ausnehmend gut. Tagelang sprachen sie miteinander, und jeder führte die Sätze des anderen zu Ende.

Als sich ihre Wege schließlich trennten, sagte der Philosoph über das Gespräch: »Alles, was ich weiß, sieht er.«

Und der Sufi erzählte: »Alles, was ich sehe, weiß er.«

Der Sufi glaubt also zu sehen, der Philosoph zu wissen. Meiner Meinung nach sehen sie nichts und wissen sie nichts. Offensichtlich ist ihnen nicht klar, dass wir schlichten, beschränkten und letztlich sterblichen Menschen nicht mehr wissen sollen, als uns erlaubt ist. Das Höchste, was ein Mensch zu erlangen vermag, ist eine sehr bruchstückhafte Kenntnis des Allmächtigen. Mehr nicht. Unsere Aufgabe besteht nicht darin, die Lehre Gottes zu deuten, sondern sie zu befolgen.

Wenn Baybars nach Hause kommt, werden wir uns über diese Dinge unterhalten. Das ist uns zur Gewohnheit geworden, zu einem kleinen Ritual. Des Nachts nach getaner Arbeit isst er die Suppe und das Fladenbrot, das meine Frau ihm vorsetzt, und dann reden wir über den Lauf der Welt. Mich freut, dass sein Hunger so groß ist. Er muss stark sein. Für einen jungen, seinen Grundsätzen treuen Burschen wie ihn gibt es in dieser gottlosen Stadt eine Menge zu tun.

SCHAMS

KONYA, 30. OKTOBER 1244

Bevor ich mit Rumi zusammentraf, nur eine Nacht zuvor, saß ich auf meinem Balkon im Gasthof der Zuckerverkäufer. Mein Herz frohlockte beim Anblick der Herrlichkeit des Universums, das Gott nach seinem Bilde erschaffen hatte, damit wir Ihn, wohin wir uns auch wenden, immer sehen und finden können.

Ich dachte an die Menschen zurück, denen ich begegnet war – an den Bettler, die Hure und den Trinker. Gewöhnliche Menschen, die an einer weitverbreiteten Krankheit litten, dem Getrenntsein von dem Einen. Diese Menschen übersahen die Gelehrten in ihren Elfenbeintürmen. Ich fragte mich, ob Rumi wohl anders sei. Für den Fall, dass er genauso war, nahm ich mir vor, als Verbindung zwischen ihm und der Schattenseite der Gesellschaft zu dienen.

Die Stadt hatte sich zur Ruhe begeben. In dieser späten Stunde wollten selbst die Tiere der Nacht die Stille nicht stören. Einer schlafenden Stadt zu lauschen machte mich immer traurig und froh zugleich. Dann versuchte ich mir vorzustellen, welche Geschichten hinter den verschlossenen Türen gelebt wurden, welche Geschichten ich gelebt haben könnte, hätte ich einen anderen Weg gewählt. Aber ich hatte nie eine Wahl getroffen. Wenn überhaupt, dann hatte der Weg mich gewählt.

Mir fiel eine kurze Erzählung ein. Ein Wanderderwisch kam in eine Stadt, deren Bewohner Fremden nicht trauten. »Fort mit dir!«, schrien sie. »Keiner hier kennt dich!«

Der Derwisch erwiderte ruhig: »Ja, aber ich kenne mich selbst, und glaubt mir, andersherum wäre es viel schlimmer.«

Solange ich mich selbst kannte, stand alles zum Besten. Wer sich selbst kennt, kennt den Einen.

Der Mond badete mich in seinem warmen Schein. Ein leichter Regen, zart wie ein Seidentuch, ging auf die Stadt nieder. Ich dankte Gott für diesen gesegneten Augenblick und legte mein Schicksal in Seine Hände. Ich staunte

gesegneten Augenblick und legte mein Schicksal in seine Hände. Ich staunte einmal mehr über die Zerbrechlichkeit und Kürze des Lebens, und eine weitere Regel kam mir in den Sinn: Das Leben ist eine Leihgabe auf Zeit und die Welt nichts als eine skizzenhafte Nachahmung der Wirklichkeit. Nur Kinder halten das Spielzeug für echt. Und doch sind die Menschen entweder vernarrt in das Spielzeug oder zerstören es achtlos und werfen es fort. Halte dich im Leben fern von allen Extremen, denn sie zerstören dein inneres Gleichgewicht.

Sufis suchen nicht das Extreme. Ein Sufi ist immer sanft und maßvoll.

Morgen werde ich in die große Moschee gehen und Rumi reden hören. Er mag ein so großartiger Prediger sein, wie alle behaupten, aber Bedeutung und Wirkung eines jeden Redners sind letztlich abhängig von der Bedeutung und Wirkung seiner Zuhörerschaft. Rumis Worte mögen wie ein verwilderter Garten sein, voller Karden, Kräuter, Fichten und Strauchwerk, aber immer bleibt es dem Besucher überlassen, sich zu nehmen, was ihm gefällt. Schöne Blumen sind schnell gepflückt, doch die wenigsten achten auf Pflanzen mit Stacheln und Dornen, obwohl sich gerade aus ihnen wirksame Heilmittel herstellen lassen.

Verhält es sich nicht ebenso mit dem Garten der Liebe? Wie kann Liebe ihres Namens würdig sein, wenn man sich einzig die hübschen Dinge herauspickt und die mühsamen übergeht? Leicht ist es, das Gute zu genießen und das Schlechte zu missbilligen. Das kann jeder. Die wahre Herausforderung besteht darin, das Gute und das Schlechte gemeinsam zu lieben, nicht weil man mit dem Glatten auch das Raue nehmen muss, sondern weil man über solche Zuschreibungen hinausgehen und die Liebe in ihrer Ganzheit annehmen muss.

Nur noch ein Tag, dann treffe ich meinen Gefährten. Ich kann nicht schlafen.

Oh Rumi! König über das Reich der Wörter und Bedeutungen!

Wirst du mich erkennen, wenn du mich siehst?

Sieh mich!

RUMI

KONYA, 31. OKTOBER 1244

Bin ich schon einmal glücklicher gewesen als an diesem gesegneten Tag, da ich Schams-e Tabrizi begegnete? An diesem letzten Tag im Oktober lag eine neue Kühle in der Luft und der Wind wehte stärker und verkündete das Ende des Herbstes.

Heute Nachmittag war die Moschee wie immer gedrängelt voll. Wenn ich vor einer großen Menge predige, achte ich stets darauf, meine Zuhörer weder zu vergessen noch an sie zu denken. Und es gibt nur eine Möglichkeit, das zu erreichen: Man muss sich die Menge als einen einzigen Menschen vorstellen. Hunderte hören mir jede Woche zu, aber ich spreche immer nur zu einem Menschen – zu dem, der meine Worte im Herzen widerhallen hört und der mich kennt wie kein Zweiter.

Als ich dann aus der Moschee trat, stand mein Pferd schon bereit. In seine Mähne waren Goldfäden und kleine Glöckchen aus Silber geflochten. Ich liebte es, die Glöckchen bei jedem Huftritt klingeln zu hören, aber rasch ging es nicht voran, denn der Weg war versperrt von Menschen. Gemessenen Schrittes zogen wir an schäbigen Läden und strohgedeckten Häusern vorbei. Die Rufe der Bittsteller mischten sich mit Kindergebrüll und dem Geschrei der Bettler, die sich ein paar Münzen erhofften. Die meisten wollten, dass ich für sie betete; einige wünschten einfach, dicht bei mir zu gehen. Doch andere waren mit höheren Erwartungen gekommen, sie baten mich, sie von einer tödlichen Krankheit zu heilen oder einen bösen Zauber von ihnen zu nehmen. Diese Leute machten mir Angst. Warum verstanden sie nicht, dass ich weder ein Prophet noch ein Weiser war und somit keine Wunder wirken konnte?

Als wir um die Ecke bogen und auf den Gasthof der Zuckerverkäufer zuschritten, fiel mein Blick auf einen Wanderderwisch, der sich einen Weg durch die Menge bahnte, geradewegs auf mich zu, und mich dabei durchdringend ansah. Er bewegte sich gewandt und aufmerksam und strahlte einen eigenen Willen und eine gewisse Fertigkeit aus. Kein einziges Haar war

einen eigenen Willen und eine gewisse Fertigkeit aus. Kein einziges Haar war an ihm zu sehen, kein Bart, keine Augenbrauen. Und obwohl sein Gesicht offen war wie sonst keines, lag etwas Unerforschliches in seiner Miene.

Doch es war nicht seine äußere Erscheinung, die mich so fesselte. Im Lauf der Jahre hatte ich Derwische jedweder Art auf der Suche nach Gott Konya durchreisen sehen. Diese Menschen, Männer mit auffälligen Tätowierungen oder mehreren Ohr- und Nasenringen, stellten ihr widersetzliches Wesen geradezu aus. Ihr Haar trugen sie entweder sehr lang oder hatten sich gänzlich kahl geschoren. Manche Kalandaris hatten sich sogar die Zunge und die Brustwarzen durchstochen. Deshalb stutzte ich nicht seines Äußeren wegen, als ich den Derwisch zum ersten Mal sah, sondern wegen seines Blicks.

Der Blick, den er mir aus schwarzen Augen entgegensandte, war schärfer als ein Dolch. Mitten auf der Straße stand er und hob die Arme hoch empor, wie um nicht nur die Prozession, sondern auch die Zeit anzuhalten. Da durchfuhr es mich von Kopf bis Fuß einer plötzlichen Ahnung gleich. Mein Pferd begann unruhig zu tänzeln, und laut schnaubend bewegte es den Kopf auf und ab. Ich versuchte es zu beruhigen, aber es wurde so ängstlich, dass ich mich von ihm anstecken ließ.

Der Derwisch ging auf mein scheuendes Pferd zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr, was nicht zu verstehen war. Daraufhin begann das Tier schwer zu atmen, doch als der Derwisch eine letzte Handbewegung machte, wurde es schlagartig ruhig. Die Menge wogte leicht vor Erstaunen, und einer murmelte: »Das ist schwarze Magie!«

Ohne wahrzunehmen, was um ihn vor sich ging, musterte mich der Derwisch neugierig aus seinen schwarzen Augen. »Oh großer Gelehrter des Ostens und des Westens, ich habe so viel von dir gehört. Ich bin gekommen, um dich etwas zu fragen, wenn du erlaubst.«

»Nur zu«, sagte ich leise.

»Zuerst musst du von deinem Pferd steigen, damit wir auf gleicher Höhe miteinander sind.«

Ich war so verblüfft, dass ich ein Weilchen kein Wort herausbrachte. Auch den Umstehenden verschlug es die Sprache. Noch nie hatte es jemand gewagt, so mit mir zu reden.

Mein Gesicht brannte vor Zorn, mein Magen schmerzte vor Wut, aber es gelang mir, mein Ich in Schach zu halten, und ich saß ab. Der Derwisch hatte

sich bereits umgedreht und war davongegangen.

»So warte doch bitte!«, rief ich, als ich ihn eingeholt hatte. »Ich will deine Frage hören.«

Er blieb stehen, wandte sich zu mir um und lächelte mich zum ersten Mal an. »Nun gut, dann sag mir bitte, wen du für größer hältst: den Propheten Mohammed oder den Sufi Bistami.«

»Was für eine Frage!«, sagte ich. »Wie kannst du unseren verehrten Propheten, Friede sei auf ihm, den letzten in der Reihe der Propheten, mit einem berüchtigten Mystiker vergleichen?«

Eine schaulustige Menge hatte sich um uns geschart, aber der Derwisch schien sich an diesem Publikum nicht zu stören. Sorgfältig betrachtete er mein Gesicht und sprach: »Bitte denk darüber nach. Hat nicht der Prophet gesagt: ›Gott, vergib mir, denn ich kenne Dich nicht, wie es sich gebührt‹, während Bistami verkündete: ›Ruhm sei mir, denn ich trage Gott unter meinem Mantel‹? Wenn sich ein Mensch vor Gott so klein fühlt, ein anderer aber behauptet, Gott in sich zu tragen, welcher von beiden ist da wohl größer?«

Das Herz schlug mir bis zum Hals. Mit einem Mal erschien mir die Frage nicht mehr so absonderlich. Mir war, als hätte man einen Schleier von mir genommen und darunter erwartete mich ein fesselndes Rätsel. Der Derwisch verzog die Lippen zu einem verstohlenen Lächeln, wie ein Lufthauch so flüchtig. Da wusste ich, dass er nicht irgendein Irrer war, sondern ein Mann mit einer Frage – mit einer Frage, die ich mir noch nie gestellt hatte.

»Ich verstehe, was du damit sagen willst«, versicherte ich. Es war mir sehr wichtig, dass nicht das leichteste Zittern in meiner Stimme zu hören war. »Ich werde die beiden Äußerungen miteinander vergleichen und dir erklären, warum, obwohl Bistamis Aussage größer klingt, in Wirklichkeit genau das Gegenteil zutrifft.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Die Liebe Gottes, musst du wissen, ist ein unendlicher Ozean, aus dem die Menschen so viel Wasser wie möglich schöpfen wollen. Doch letztlich hängt die Menge des Wassers, das wir bekommen, von der Größe unserer Gefäße ab. Manche haben Fässer, andere Eimer, einige aber haben nur Schalen.«

Während ich sprach, beobachtete ich, wie im Gesicht des Derwischs der feine Spott erst unverhohlener Anerkennung und dann dem milden Lächeln desjenigen wich, der seine eigenen Worte in den Worten eines anderen

wiederfindet.

»Bistami hatte ein ziemlich kleines Gefäß, und schon nach einem Schluck war sein Durst gestillt. Damit war er zufrieden. Wunderbar, dass er das Göttliche in sich selbst erkannte, doch selbst dann besteht noch ein Unterschied zwischen Gott und dem Selbst. Eine Vereinigung gibt es nicht. Was nun den Propheten betrifft, so war er der von Gott Erwählte und musste ein viel größeres Gefäß füllen. Deshalb fragte Gott ihn im Koran: ›Haben wir dir nicht das Herz geöffnet?‹ Da weitete sich sein Herz, sein Gefäß wurde riesig, und sein Durst kehrte immer wieder. Kein Wunder, dass er sagte: ›Wir kennen Dich nicht, wie es sich gebührt‹, obwohl er Ihn sicherlich besser kannte als jeder andere.«

Der Derwisch grinste wohlwollend, nickte und dankte mir. Dann legte er in einer Geste der Erkenntlichkeit die Hand aufs Herz und blieb einen Moment lang so stehen. Als unsere Blicke sich wieder trafen, bemerkte ich eine Spur von Freundlichkeit in seinen Augen.

Ich schaute an ihm vorbei in die perlgraue Landschaft hinaus, wie sie zu dieser Jahreszeit für unsere Stadt bezeichnend war. Um unsere Füße tanzten ein paar trockene Blätter. Der Derwisch sah mich an, als sei sein Interesse neu erwacht, und im verblassenden Licht des Sonnenuntergangs, das hätte ich schwören können, war er für einen Augenblick von einer bernsteingelben Aura umgeben.

Er verbeugte sich achtungsvoll vor mir. Und ich verbeugte mich vor ihm. Ich weiß nicht, wie lange wir so unter dem violetten Himmel verharrten. Nach einer Weile wurde die Menge ringsumher unruhig; die Leute hatten unserem Gespräch mit einer Verwunderung gelauscht, die an Missbilligung grenzte. Noch nie hatten sie gesehen, dass ich vor jemandem das Haupt neigte, und die Tatsache, dass ich es für einen gewöhnlichen Wandersufi getan hatte, erschütterte manche von ihnen, auch meine engsten Schüler.

Der Derwisch musste den in der Luft liegenden Tadel gespürt haben.

»Ich gehe jetzt besser und überlasse dich deinen Bewunderern«, sagte er. Seine Stimme verlor sich in samtigem Flüstern.

»Warte! Geh noch nicht! Bitte bleib!«

Seine Miene wurde nachdenklich, und seine Lippen kräuselten sich wehmütig, so als hätte er gern mehr gesagt, dürfte aber nicht. In diesem

Moment, in dieser Stille, hörte ich die Frage, die er mir nicht gestellt hatte.

Und was ist mit dir, großer Prediger? Wie groß ist dein Gefäß?

Es gab nichts mehr zu sagen. Wir hatten keine Worte mehr. Ich tat einen Schritt auf den Derwisch zu und kam ihm so nah, dass ich die goldenen Sprenkel in seinen schwarzen Augen sah. Mich überkam das merkwürdige Gefühl, diesen Moment bereits erlebt zu haben. Nicht einmal, sondern ein dutzendmal und noch mehr. In Bruchstücken stellte sich die Erinnerung ein. Ein großer, schlanker Mann mit verschleiertem Gesicht, dessen Finger brannten. Da wusste ich es. Der Derwisch, der mir gegenüberstand, war der Mann, den ich im Traum gesehen hatte.

Mein Gefährte war gefunden. Doch anders, als ich es mir immer vorgestellt hatte, erfüllte mich nicht freudige Verzückung, sondern ein kaltes Grauen.

ELLA

NORTHAMPTON, 8. JUNI 2008

Belauert von Fragen, auf die sie keine Anwort hätte geben können, dachte Ella über ihren Mailwechsel mit Aziz nach, an dem sie so vieles erstaunlich fand, am allermeisten aber die Tatsache, dass es ihn überhaupt gab. Sie waren in jeder Hinsicht so verschieden, dass sie nicht zu sagen wusste, worin die für einen so lebhaften Austausch doch wohl notwendigen Gemeinsamkeiten bestehen sollten.

Aziz erschien ihr wie ein Puzzle, das sie Teil für Teil zusammensetzen wollte. Mit jeder neuen E-Mail von ihm konnte sie ein neues Teil einfügen. Noch stand ihr nicht das ganze Bild vor Augen, aber ein paar Dinge hatte sie schon herausgefunden über den Mann, mit dem sie sich schrieb.

Aus seinem Blog wusste sie, dass er professioneller Fotograf und ein leidenschaftlicher Globetrotter war, für den das Bereisen der entlegensten Gegenden der Welt genauso selbstverständlich war wie ein Spaziergang im Park um die Ecke. Ein richtiger Nomade, den niemand aufhalten konnte. Er war buchstäblich überall gewesen und fühlte sich in Sibirien und Schanghai genauso zu Hause wie in Kalkutta und Casablanca. Stets war er nur mit einem Rucksack und einer Rohrflöte unterwegs und hatte Freunde an Orten, die Ella nicht einmal auf der Landkarte fand. Unnachgiebige Grenzbeamte, die Weigerung feindlich gesinnter Staaten, ihm ein Visum auszustellen, durch Süßwasserparasiten hervorgerufene Erkrankungen, Magen-Darm-Beschwerden nach dem Genuss verdorbener Speisen, die Gefahr, überfallen zu werden, Zusammenstöße zwischen Regierungstruppen und Rebellen – nichts konnte ihn davon abhalten, in den Norden und den Süden, in den Osten und den Westen zu reisen.

Für Ella war Aziz wie ein reißender Wasserfall. Wo sie nicht einmal aufzutreten wagte, strömte er kraftvoll hinweg. Wo sie zögerte und sich Gedanken machte, bevor sie handelte, handelte er zuerst und sorgte sich später, wenn er sich überhaupt je sorgte. Er war so voller Leben, es war fast schon zu

wenn er sich überhaupt je sorgte. Er war so voller Leben, es war fast schon zu viel Idealismus und Leidenschaft für einen einzigen Menschen. Er hatte so viele Facetten, und eine jede war interessant.

Ella betrachtete sich als überzeugte liberale Demokratin, nicht praktizierende Jüdin und um eine vegetarische Lebensweise bemühte Frau, die den Entschluss gefasst hatte, Fleisch irgendwann ganz und gar von ihrem Speiseplan zu streichen. Sie teilte jede Angelegenheit in klar gefasste Kategorien ein, organisierte ihre Welt im Großen und Ganzen genauso wie ihren Haushalt, nämlich sauber und ordentlich, und operierte gedanklich mit zwei einander völlig ausschließenden und gleich langen Listen, auf denen die Dinge, die sie mochte, den Dingen, die sie hasste, gegenüberstanden.

Obwohl sie durchaus keine Atheistin war und hin und wieder gern das eine oder andere Ritual durchführte, glaubte sie, dass heute wie auch schon in der Vergangenheit die Religion das größte Übel auf der Welt darstellte. Religiöse Menschen gingen Ella mit ihrem beispiellosen Hochmut und der selbst erklärten Überlegenheit ihres Glaubens schlicht auf die Nerven. Fanatiker welcher Religion auch immer waren böse und unerträglich, aber im tiefsten Inneren hielt Ella die islamischen Fanatiker für die schlimmsten von allen.

Aziz hingegen war ein spiritueller Mensch, der religiöse Fragen und Glaubensdinge ernst nahm, sich aus der aktuellen Politik heraushielt und niemanden und nichts »hasste«. Der überzeugte Fleischesser hätte, seinen Worten zufolge, niemals nein zu einem guten Schisch Kebab gesagt. Mitte der siebziger Jahre war er vom Atheismus zum Islam konvertiert – »irgendwann nach Kareem Abdul-Jabbar und vor Cat Stevens«, wie er es scherzhaft ausdrückte. Seither hatte er mit Hunderten von Mystikern aller Länder und Religionen das Brot geteilt und bezeichnete sie als seine »Brüder und Schwestern auf meinem Weg«.

Als engagierter Pazifist mit ausgeprägt humanitären Ansichten glaubte er, dass sämtliche Religionskriege im Grunde ein »linguistisches Problem« darstellten. Die Sprache trug seiner Meinung nach mehr dazu bei, die Wahrheit zu verbergen, als sie zu offenbaren, weshalb sich die Menschen ständig missverstanden und einander falsch beurteilten. In einer Welt voller Übersetzungsfehler sei es sinnlos, über irgendwelche Themen entschiedene Ansichten zu vertreten, weil selbst unsere festesten Überzeugungen möglicherweise auf einem simplen Missverständnis beruhten. Starre

Auffassungen lehnte er generell ab, denn »leben heißt, ständig die Farbe zu wechseln«.

Aziz und Ella lebten in unterschiedlichen Zeitzonen, nicht nur buchstäblich, sondern auch in metaphorischer Hinsicht. Für sie bedeutete Zeit vor allem Zukunft. Einen Großteil des Tages verbrachte sie damit, zwanghaft Pläne fürs nächste Jahr, für den nächsten Monat, den nächsten Tag oder sogar die nächste Minute zu machen. Selbst wenn es um so banale Tätigkeiten ging, wie einzukaufen oder einen kaputten Stuhl zu ersetzen, legte sie jedes Detail im Voraus fest und trug ständig akribisch ausgearbeitete Terminpläne und To-do-Listen in ihrer Handtasche mit sich herum.

Für Aziz dagegen konzentrierte sich die Zeit auf den gerade gegebenen Augenblick, und alles andere als »jetzt« war eine Illusion. Aus demselben Grund glaubte er, dass Liebe weder etwas mit »Plänen für morgen« noch mit »Erinnerungen an gestern« zu tun hatte. Liebe existierte nur hier und jetzt. In einer früheren Mail an sie hatte er abschließend geschrieben: »Ich bin ein Sufi, ein Kind des gegenwärtigen Augenblicks.«

»Es ist schon grotesk«, hatte Ella zurückgeschrieben, »so etwas einer Frau zu sagen, die immer viel zu viele Gedanken an die Vergangenheit und noch mehr an die Zukunft verschwendet hat, ohne je mit dem gegenwärtigen Augenblick auch nur in Berührung gekommen zu sein.«

ALADDIN

KONYA, 16. DEZEMBER 1244

Begegnet bin ich dem Derwisch, einen Tag nachdem er ins Leben meines Vaters getreten war. Ich hatte mich mit Freunden zur Jagd aufgemacht und kehrte erst am nächsten Morgen zurück. Da sprach schon die ganze Stadt von der Zusammenkunft zwischen meinem Vater und Schams-e Tabrizi. Wer ist dieser Derwisch, und wie konnte es sein, dass ein gelehrter Mann wie Rumi ihn so ernst genommen und sich sogar vor ihm verbeugt hatte, fragten sich alle.

Schon als kleiner Junge hatte ich gesehen, wie die Leute vor meinem Vater auf die Knie fielen, und nicht im Traum hätte ich gedacht, dass es einmal andersherum sein könnte – es sein denn, der andere wäre ein König oder Großwesir. Deshalb glaubte ich auch nur die Hälfte von dem, was mir zu Ohren kam, und nahm mir das Gerede nicht zu Herzen, bis ich zu Hause anlangte und Kira, meine Stiefmutter, die niemals lügt und niemals übertreibt, die ganze Geschichte bestätigte. Ja, es sei wahr, ein Wanderderwisch namens Schams-e Tabrizi habe meinen Vater in aller Öffentlichkeit angefochten und außerdem wohne er jetzt auch noch bei uns im Haus.

Wer war dieser Fremde, der wie ein vom Himmel geschleuderter geheimnisvoller Stein unser Leben getroffen hatte? Ich wollte ihn unbedingt mit eigenen Augen sehen und fragte Kira: »Wo ist er jetzt?«

»Leise!«, flüsterte Kira angespannt. »Dein Vater und der Derwisch sind in der Bibliothek.«

Ihre gedämpften Stimmen waren zu hören, aber worüber sie sprachen, war nicht zu verstehen. Ich ging auf die Tür zu, doch meine Stiefmutter hielt mich zurück.

»Du wirst warten müssen. Sie wollen nicht gestört werden.«

Sie verließen die Bibliothek den ganzen Tag kein einziges Mal. Auch am nächsten Tag kamen sie nicht heraus und am darauffolgenden auch nicht. Worüber redeten sie nur? Welche Gemeinsamkeiten gab es zwischen einem

Worüber redeten sie nur? Welche Gemeinsamkeiten gab es zwischen einem gewöhnlichen Derwisch und meinem Vater?

Eine Woche verstrich, dann eine zweite. Jeden Morgen bereitete Kira das Frühstück zu und stellte es auf einem Tablett vor die Tür. Doch die beiden Männern lehnten alle Köstlichkeiten ab und begnügten sich mit einer Scheibe Brot am Morgen und einem Glas Ziegenmilch am Abend.

In dieser Zeit war ich sehr beunruhigt, fahrig und schlecht gelaunt. Mehrmals am Tag spähte ich durch jedes Loch und jeden Spalt in der Tür, um einen Blick in das Innere der Bibliothek zu erhaschen. Ohne mich darum zu scheren, was geschähe, falls sie plötzlich die Tür öffneten und mich beim Lauschen erwischten, kauerte ich lange davor und versuchte zu verstehen, was sie besprachen. Aber ich hörte immer nur leises Gemurmel, und viel erkennen konnte ich auch nicht. Die halb zugezogenen Vorhänge tauchten den Raum in ein Dämmerlicht. Da es weder viel zu sehen noch viel zu hören gab, füllte ich die Stille eifrig mit meinen eigenen Gedanken und erfand selbst die Gespräche, die sie wohl führten.

Einmal ertappte mich Kira mit dem Ohr an der Tür, ohne etwas dazu zu sagen. Da lag ihr schon mehr daran als mir, zu erfahren, was sich dort abspielte. Frauen können ihre Neugier nicht bezähmen, das liegt nun mal in ihrer Natur.

Als mich aber mein Bruder Sultan Walad überraschte, ging die Sache anders aus. Er warf mir einen vernichtenden Blick zu und verzog angewidert das Gesicht.

»Du hast kein Recht, andere heimlich zu belauschen, und am allerwenigsten deinen Vater!«, schimpfte er.

Ich zuckte mit den Achseln. »Sag mir, Bruder, stört es dich nicht, dass unser Vater seine Zeit mit einem Fremden verbringt? Länger als einen Monat geht das nun schon so. Vater hat seine Familie völlig beiseitegeschoben. Grämt dich das nicht?«

»Unser Vater hat niemanden beiseitegeschoben«, entgegnete mein Bruder. »Er hat in Schams-e Tabrizi einen sehr guten Freund gefunden. Wenn du unseren Vater wirklich liebst, solltest du dich für ihn freuen, anstatt zu quengeln und zu jammern wie ein kleines Kind.«

So etwas konnte nur mein Bruder sagen. Aber da ich seine Schrulligkeit kannte, nahm ich seine verletzenden Bemerkungen nicht ernst. Nett und artig,

wie er war, war er von klein auf der Liebling der Familie und der Nachbarn und der von meinem Vater bevorzugte Sohn.

Genau vierzig Tage nachdem mein Vater und der Derwisch sich in die Bibliothek eingeschlossen hatten, passierte etwas Merkwürdiges. Ich hockte wieder einmal vor der Tür und lauschte einer Stille, die noch tiefer war als sonst, als plötzlich laut die Stimme des Derwischs ertönte.

»Vor vierzig Tagen haben wir uns hierher zurückgezogen und jeden Tag über eine der vierzig Regeln gesprochen, die in der Religion der Liebe gelten. Jetzt sind wir fertig und sollten hinausgehen. Vielleicht hat dein Fernbleiben die Familie beunruhigt.«

Mein Vater widersprach. »Keine Sorge, meine Frau und meine Söhne sind reif genug, um zu verstehen, dass ich auch einmal Zeit ohne sie brauche.«

»Nun, über deine Frau kann ich nichts sagen, aber deine beiden Söhne sind so unterschiedlich wie Tag und Nacht«, erwiderte Schams daraufhin. »Der ältere wandelt auf deinen Spuren, aber der jüngere tanzt, so fürchte ich, ganz aus der Reihe. Sein Herz ist dunkel vor Eifersucht und Missgunst.«

Meine Wangen brannten vor Zorn. Wie konnte er so etwas Gemeines über mich sagen, obwohl er mich noch nicht einmal gesehen hatte!

»Er glaubt, ich würde ihn nicht kennen, aber ich kenne ihn«, fuhr der Derwisch nach einer kurzen Pause fort. »Während er dort draußen hockte, sein Ohr an die Tür presste und durch Gucklöcher lugte, habe auch ich ihn beobachtet.«

Mich überlief ein eiskalter Schauder, auf meinen Armen sträubten sich die Haare. Ohne mich lange zu besinnen, riss ich die Tür auf und stürzte in den Raum. Die Augen meines Vaters weiteten sich vor Schreck, aber gleich darauf wich seine Bestürzung großem Zorn.

»Bist du von Sinnen, Aladdin? Wie kannst du es wagen, uns zu stören?«, wetterte er.

Ich überhörte die Frage, deutete auf Schams und rief: »Frag doch erst einmal ihn, wie er es wagen kann, so über mich zu reden!«

Mein Vater schwieg. Er sah mich an und holte so tief Luft, als wäre ihm mein Zugegensein eine schwere Last.

»Bitte, Vater, Kira vermisst dich. Und deine Schüler auch. Wie kannst du nur allen, die du liebst, eines erbärmlichen Derwischs wegen den Rücken kehren?«

Kaum hatten diese Worte meine Lippen verlassen, bereute ich es schon, doch

es war zu spät. Mein Vater starrte mich an. In seinem Blick lag Enttäuschung. So hatte ich ihn noch nie gesehen.

»Tu dir selbst einen Gefallen, Aladdin, und verlass sofort diesen Raum!«, sagte er. »Zieh dich an einen ruhigen Ort zurück und denk über das nach, was du getan hast. Du darfst das Wort erst dann wieder an mich richten, wenn du in dich gegangen bist und deinen Fehler erkannt hast.«

»Aber, Vater …«

»Hinaus!«, wiederholte mein Vater und wandte sich von mir ab.

Mit wehem Herzen verließ ich den Raum. Schweißnass waren meine Hände, und meine Knie zitterten.

In diesem Augenblick dämmerte mir, dass sich unser Leben auf unbegreifliche Art verändert hatte und nichts mehr so sein würde wie zuvor. Nach dem Tod meiner Mutter acht Jahre zuvor fühlte ich mich nun zum zweiten Mal von einem Elternteil verlassen.

RUMI

KONYA, 18. DEZEMBER 1244

Batin Allah – das verborgene Gesicht Gottes. Öffne mein Herz, damit ich die Wahrheit schaue.

Als mir Schams-e Tabrizi die Frage über den Propheten Mohammed und den Sufi Bistami stellte, war mir, als gäbe es nur noch uns zwei auf der Welt. Vor uns lagen die sieben Stufen auf dem Weg zur Wahrheit – sieben Maqamat muss jedes Ich hinter sich lassen, um das Einssein zu erlangen.

Die erste Stufe ist die Niedere Nafs, der niedrigste und am weitesten verbreitete Seinszustand, in dem die Seele in weltliche Bestrebungen verstrickt ist. Die meisten Menschen verharren dort und plagen sich leidvoll im Dienste ihres Ichs ab, während sie immer andere für ihr anhaltendes Unglück verantwortlich machen.

Wird sich ein Mensch dieser demütigenden Lage des Ichs bewusst, indem er an sich selbst zu arbeiten beginnt, so kann er die nächste Stufe erklimmen, die in gewisser Hinsicht das Gegenteil der vorherigen ist. Anstatt ständig andere zu beschuldigen, beschuldigt er nun sich selbst, manchmal bis zur Auslöschung des Ichs, das damit zur Tadelnden Nafs wird und die Reise zur Läuterung antreten kann.

Auf der dritten Stufe ist der Mensch bereits reifer, das Ich hat sich zur Inspirierten Nafs entwickelt. Erst auf dieser Stufe und zu keiner Zeit davor kann er die wahre Bedeutung des Wortes »Hingabe« erkennen und das Tal des Wissens durchstreifen. Wer so weit gekommen ist, besitzt und zeigt Geduld, Ausdauer, Weisheit und Demut. Für ihn fühlt sich die Welt neu und beseelt an. Doch viele Menschen, die die dritte Stufe erreicht haben, verspüren das Verlangen, dort zu verharren, und verlieren den Willen oder den Mut weiterzugehen. Deshalb erweist sich oft die dritte Stufe, so schön und wohltuend sie ist, für den nach Höherem Strebenden als Falle.

Wem es gelingt weiterzuziehen, der erreicht das Tal der Weisheit und erfährt die Beruhigte Nafs. Dort ist das Ich nicht mehr, was es einst war – es

erfahrt die Beruhigte Nafs. Dort ist das Ich nicht mehr, was es einst war – es hat sich in eine höhere Form des Bewusstseins verwandelt. Großzügigkeit, Dankbarkeit und unerschütterliche Zufriedenheit trotz aller Mühsal des Lebens zeichnen den aus, der dort angekommen ist. Dahinter liegt das Tal der Einheit. Wer dort anlangt, erfreut sich an jeder Lebenslage, in die Gott ihn bringt. Weltliche Dinge zählen dann nichts mehr – die Erfreute Nafs ist erreicht.

Auf der nächsten Stufe, der Erfreuenden Nafs, wird der Mensch zum Licht der Menschlichkeit. Er strahlt für jeden, der ihn darum bittet, Kraft aus, lehrt und erleuchtet wie ein wahrer Meister. Manche dieser Menschen verfügen über Heilkräfte. Wohin sie auch gehen, überall verändern sie das Leben anderer. Bei allem, was sie tun und erstreben, ist es ihr größtes Ziel, Gott durch den Dienst an anderen Menschen zu dienen.

Auf der siebten Stufe schließlich erlangt man die Reine Nafs und wird zum Insan-i Kamil, zum vollkommenen Menschen. Doch niemand weiß viel über diesen Zustand, und selbst wenn ihn einige wenige je erreichen sollten, so würden sie nicht darüber sprechen.

Leicht lassen sich die Stufen auf dem Weg aufzählen, aber schwer ist es, sie zu durchleben. Nicht nur der Hindernisse wegen, die dem Menschen auf seiner Reise begegnen, sondern auch weil es keine Gewähr für ein stetes Weiterkommen gibt. Der Weg von der ersten zur letzten Stufe verläuft niemals geradlinig. Immer besteht die Gefahr, auf frühere Stufen zurückzufallen, manchmal sogar von einer hohen bis ganz hinunter auf die niederste. In Anbetracht der zahllosen Fallstricke auf dem Weg verwundert es nicht, dass in jedem Jahrhundert nur einige wenige Menschen die letzten Stufen erreichen.

Deshalb hatte Schams, als er mir jene Frage stellte, nicht nur einen schlichten Vergleich im Sinn. Er wollte mich zum Nachdenken darüber bringen, in welchem Maße ich bereit war, meine Persönlichkeit auszulöschen und in Gott aufzugehen. In seiner ersten Frage verbarg sich eine zweite.

»Wie steht es mit dir, großer Prediger?«, fragte er mich. »Auf welcher der sieben Stufen befindest du dich? Und glaubst du den Mut zu besitzen, bis zum Ende zu gehen? Sag mir, wie groß ist dein Gefäß?«

KIRA

KONYA, 18. DEZEMBER 1244

Bekanntlich soll man sein Schicksal nicht beklagen, und ich weiß auch, dass es nichts nützt. Trotzdem kann ich nicht anders, und ich wünschte, ich wüsste besser Bescheid in der Religion, in Geschichte und Philosophie und all den Dingen, über die Rumi und Schams wohl Tag und Nacht reden. Manchmal würde ich mich am liebsten dagegen auflehnen, dass ich als Frau erschaffen wurde. Wer als Mädchen zur Welt kommt, lernt zu kochen und sauber zu machen, die schmutzige Wäsche zu waschen, Kleider auszubessern, Butter und Käse zu machen und die kleinen Kinder zu füttern. Manchen Frauen bringt man auch die Kunst der Liebe bei und wie man sich für die Männer verschönt. Aber das ist es auch schon. Niemand gibt den Frauen Bücher, die ihnen die Augen zu öffnen vermögen.

Im ersten Jahr unserer Ehe schlich ich mich bei jeder Gelegenheit in Rumis Bibliothek. Dann saß ich zwischen all den Büchern, die er so liebte, atmete ihren Geruch von Staub und Moder ein und fragte mich, welche Geheimnisse sie in sich bargen. Rumi verehrte seine Bücher. Die meisten waren ihm von seinem verstorbenen Vater Bahauddin Walad vererbt worden. Unter diesen schätzte er vor allem den *Maarif*. In vielen Nächten las er bis zum Morgengrauen darin, obwohl ich den Verdacht hatte, dass er den Text ohnehin auswendig kannte.

»Nicht einmal gegen Säcke voller Gold würde ich die Bücher meines Vaters eintauschen«, sagte Rumi immer. »Jedes dieser Bücher ist ein Erbstück meiner Vorfahren und sein Wert unermesslich. Ich bekam sie von meinem Vater und werde sie an meine Söhne weitergeben.«

Ich musste viel Lehrgeld zahlen, bis ich erkannte, wie viel ihm seine Bücher bedeuten. Noch im ersten Ehejahr kam ich eines Tages, als ich allein zu Hause war, auf die Idee, die Bibliothek abzustauben. Ich nahm alle Bücher aus den Regalen und wischte mit einem Samttuch darüber, das ich in Rosenwasser getaucht hatte. Nun glauben die Einheimischen, dass es einen jugendlichen

getauft hatte. Nun glauben die Einheimischen, dass es einen jugendlichen Dschinn mit Namen Kebikec gibt, dem es eine abartige Freude bereitet, Bücher zu zerstören. Um ihn abzuwehren, schreibt man in jedes Buch folgende Warnung: »Bleib stehen, Kebikec, halte dich fern von diesem Buche!« Aber woher hätte ich wissen sollen, dass sich nicht nur Kebikec von den Büchern meines Mannes fernzuhalten hatte, sondern auch ich?

An jenem Nachmittag entstaubte und säuberte ich jedes einzelne Buch. Während der Arbeit las ich in Ghazalis *Wiederbelebung der religiösen Wissenschaften*. Erst als ich hinter mir eine heisere, kühl klingende Stimme vernahm, wurde mir bewusst, wie lange ich schon in der Bibliothek war.

»Was hast du hier zu suchen, Kira?«

Es war Rumi – oder jemand, der ihm ähnelte, denn seine Stimme klang schroffer und seine Züge waren strenger als sonst. Dies war das einzige Mal in unserer acht Jahre währenden Ehe, dass er so mit mir sprach.

»Ich mache sauber«, murmelte ich. »Es sollte eine Überraschung werden.«

»Ich verstehe«, sagte Rumi. »Aber bitte fass meine Bücher nie wieder an! Es wäre mir sogar am liebsten, wenn du diesen Raum gar nicht mehr betreten würdest.«

Nach diesem Tag hielt ich mich selbst dann von der Bibliothek fern, wenn ich ganz allein im Haus war. Die Welt der Bücher war nichts für mich und würde es auch niemals sein, so viel verstand ich, und ich fügte mich darein.

Doch als Schams-e Tabrizi in unser Haus kam und mein Mann und er sich vierzig Tage lang in der Bibliothek einschlossen, kochte der alte Groll wieder in mir hoch. Eine Wunde, von der ich selbst gar nichts wusste, hatte zu bluten begonnen.

KIMYA

KONYA, 20. DEZEMBER 1244

Bergig war das Land, in dem ich aufwuchs, denn meine Eltern waren einfache Bauern in einem Tal des Taurus. Als ich zwölf war, nahm Rumi mich an Kindes statt an. Meine leiblichen Eltern arbeiteten hart und alterten vor der Zeit. Wir lebten in einem kleinen Haus, in dem ich mir mit meiner Schwester und den Geistern unserer toten Geschwister eine Kammer teilte. Fünf Kinder hatten wir verloren, an läppische Krankheiten allesamt. Nur ich konnte die Geister sehen. Immer wenn ich erzählte, was die kleinen Geister gerade trieben, erschrak meine Schwester, und meine Mutter begann zu weinen. Vergeblich erklärte ich ihnen, dass sie sich ohne Grund ängstigten und sorgten, denn keines meiner toten Geschwister sah unglücklich oder gar gruselig aus. Aber das konnte ich meiner Familie nie begreiflich machen.

Eines Tages kam ein Einsiedler durch unser Dorf. Mein Vater sah, wie erschöpft er war, und bot ihm an, bei uns zu übernachten. Als wir abends rings um die Feuerstelle saßen und Ziegenkäse rösteten, erzählte uns der Mann wunderbare Geschichten von fernen Ländern. Während ich seiner Stimme lauschte, schloss ich die Augen und reiste mit ihm zu den Wüsten Arabiens, zu den Beduinenzelten Nordafrikas und zu dem Meer mit dem so strahlend blauen Wasser, dem Mittelmeer. Am Strand dort fand ich das Gehäuse einer Meeresschnecke und steckte es ein. Ich wollte den Strand von einem Ende zum anderen entlangstreifen, doch mittendrin hielt mich ein durchdringender, widerlicher Geruch vom Weitergehen ab.

Als ich die Augen aufschlug, merkte ich, dass ich auf dem Boden lag und alle besorgt um mich herumstanden. Meine Mutter stützte mit einer Hand meinen Kopf; in der anderen hielt sie eine halbe Zwiebel, an der sie mich zu riechen zwang.

»Sie ist wieder da!« Meine Schwester klatschte vor Freude in die Hände.

»Gott sei Dank!« Meine Mutter stieß einen Seufzer aus. Dann wandte sie sich an den Einsiedler und erklärte ihm: »Kimya litt schon als kleines Kind an

sich an den Einsiedler und erklärte ihm: »Kimya litt schon als kleines Kind an Ohnmachtsanfällen. Es geschieht ständig.«

Am nächsten Morgen dankte der Einsiedler für unsere Gastfreundschaft und verabschiedete sich.

Zuvor aber sagte er zu meinem Vater: »Eure Tochter Kimya ist ein außergewöhnliches, ein sehr begabtes Kind. Es wäre schade, ihre Geistesgaben verkümmern zu lassen. Ihr solltet sie auf eine Schule schicken.«

»Wozu braucht ein Mädchen Bildung?«, rief meine Mutter. »Das ist ja unerhört! Sie muss bei mir bleiben und Teppiche weben, bis sie heiratet. Sie ist nämlich eine sehr gute Weberin!«

Der Einsiedler blieb hartnäckig. »Sie könnte aber eines Tages eine noch bessere Gelehrte sein. Gott hat es eurer Tochter ganz offensichtlich nicht zum Nachteil werden lassen, ein Mädchen zu sein, sondern ihr viele Begabungen geschenkt. Wollt ihr behaupten, ihr wüsstet es besser als Gott? Wenn es hier keine Schule gibt, dann schickt sie zu einem Gelehrten, damit sie die Bildung erfährt, die ihr gebührt!«

Meine Mutter schüttelte den Kopf. Aber mein Vater dachte anders darüber, das sah ich. Weil ich wusste, wie sehr er Bildung und Wissen schätzte und meine Fähigkeiten achtete, überraschte es mich nicht, als er sagte: »Wir kennen keine Gelehrten. Wo sollen wir einen finden?«

Da sprach der Einsiedler den Namen aus, der mein Leben verändern sollte. »Ich kenne einen hervorragenden Gelehrten in Konya – Maulana Dschalal ad-Din Rumi. Es wäre ihm gewiss eine Freude, ein Mädchen wie Kimya unterrichten zu dürfen. Bringt sie zu ihm. Ihr werdet es nicht bereuen.«

Als der Einsiedler gegangen war, warf meine Mutter die Arme in die Höhe. »Ich bin schwanger. Bald gibt es in diesem Haus einen Mund mehr, der gefüttert sein will. Ich brauche Hilfe. Ein Mädchen hat keine Bücher nötig. Hausarbeit und das Hüten von Kindern – das muss sie lernen!«

Es wäre mir lieber gewesen, meine Mutter hätte sich aus anderen Gründen dagegen ausgesprochen, dass ich das Haus verließ. Wenn sie gesagt hätte, sie würde mich vermissen und könne es nicht einmal kurze Zeit ertragen, mich in eine andere Familie zu geben, wäre ich vielleicht geblieben. Aber das alles sagte sie nicht. Mein Vater jedenfalls fand, dass der Einsiedler recht hatte, und auch ich selbst war nach ein paar Tagen davon überzeugt.

Kurze Zeit später reiste mein Vater mit mir nach Konya. Wir warteten vor

der Madrasa, in der Rumi lehrte. Als er herauskam, war ich zu verlegen, um ihn anzusehen, und schaute nur auf seine Hände. Er hatte lange, geschmeidige, schlanke Finger, die eher wie die eines Künstlers als die eines Gelehrten wirkten. Mein Vater schubste mich vor ihn hin.

»Meine Tochter ist sehr begabt, ich aber bin nur ein einfacher Mensch und meine Frau ebenfalls. Man hat uns gesagt, du wärst der gelehrteste Mann in der Gegend. Würdest du sie unterrichten?«

Auch ohne in sein Gesicht zu sehen, spürte ich, dass Rumi ganz und gar nicht erstaunt war. Offenbar war er solche Bitten gewohnt. Während er sich mit meinem Vater unterhielt, ging ich auf den Hof zu, in dem sich mehrere Jungen aufhielten, jedoch kein einziges Mädchen. Auf dem Rückweg aber sah ich zu meiner Freude eine junge Frau allein in einer Ecke stehen. Ihr rundliches Gesicht war so reglos und weiß wie aus Marmor gehauen. Ich winkte ihr zu. Sie schien verwundert, winkte aber nach kurzem Zögern zurück.

»Ich grüße dich, kleines Mädchen. Kannst du mich sehen?«

Als ich nickte, erschien ein Lächeln auf dem Antlitz der Frau, und sie klatschte in die Hände. »Das ist wunderbar! Niemand sonst sieht mich!«

Gemeinsam gingen wir zu meinem Vater und zu Rumi zurück. Ich dachte, sie würden aufhören zu reden, sobald sie die Frau sähen, aber sie hatte recht – sie sahen sie nicht.

»Komm her, Kimya«, sagte Rumi. »Dein Vater hat berichtet, dass du gern lernst. Sag mir, was genau du an den Büchern so liebst!«

Ich musste schwer schlucken. Ich war wie gelähmt und brachte kein Wort heraus.

»Nun komm schon, mein Herz«, sagte mein Vater ein wenig enttäuscht.

Ich wollte die richtige Antwort geben und etwas sagen, was meinen Vater stolz auf mich machen würde, aber ich wusste einfach nicht, was. Vor lauter Aufregung rang ich verzweifelt nach Luft.

Mein Vater und ich wären unverrichteter Dinge in unser Dorf zurückgekehrt, hätte sich nicht in diesem Moment die junge Frau eingemischt. Sie nahm meine Hand und sagte: »Erzähl einfach die Wahrheit über dich. Dann wird alles gut, das verspreche ich dir.«

Etwas ruhiger wandte ich mich an Rumi. »Es wäre mir eine Ehre, mit dir den Koran zu studieren, Meister. Ich scheue nicht vor harter Arbeit zurück.«

Rumi strahlte. »Sehr gut, sehr gut«, murmelte er, stockte dann aber, als wäre

ihm soeben eine unschöne Kleinigkeit eingefallen. »Allerdings bist du ein Mädchen. Selbst wenn wir mit Hingabe lernen und Fortschritte machen, wirst du ja doch bald heiraten und Kinder bekommen. Dann sind all die Jahre des Lernens vertan.«

Darauf wusste ich nichts zu erwidern. Plötzlich war ich verzagt, fast schuldig fühlte ich mich. Auch mein Vater wirkte bekümmert, er starrte nur noch auf seine Schuhe. Da kam mir wieder die junge Frau zu Hilfe. »Sag ihm, seine Frau habe sich immer ein kleines Mädchen gewünscht und sähe es gerne, wenn er jetzt eines unterweise.«

Rumi lachte, als ich ihm die Botschaft übermittelte. »Ah, du warst also in meinem Haus und hast mit meiner Frau gesprochen. Ich kann dir jedoch versichern, dass Kira sich nie in meine Lehrtätigkeit einmischt.«

Langsam und traurig schüttelte die junge Frau den Kopf und flüsterte mir ins Ohr: »Sag ihm, dass du nicht von Kira, seiner zweiten Frau, gesprochen hast, sondern von Gevher, der Mutter seiner beiden Söhne.«

»Ich meinte Gevher«, sagte ich und sprach den Namen deutlich aus. »Die Mutter deiner beiden Söhne.«

Rumi erbleichte. »Gevher ist tot, liebes Kind. Aber was weißt du von meiner verstorbenen Frau? Ist das ein geschmackloser Scherz?«

Da schritt mein Vater ein. »Sie hat es bestimmt nicht böse gemeint, Meister. Kimya ist ein ernsthaftes Kind. Sie zeigt sich nie ohne Achtung gegenüber älteren Menschen.«

Ich begriff, dass ich um die Wahrheit nicht herumkommen würde. »Deine verstorbene Frau ist hier. Sie hält meine Hand und ermuntert mich zu sprechen. Sie hat dunkelbraune, mandelförmige Augen, hübsche Sommersprossen, und sie trägt ein langes gelbes Gewand …«

Ich verstummte, weil die junge Frau auf ihre Schuhe deutete. »Sie will, dass ich etwas über ihre Pantoffeln sage. Sie sind aus orangeroter Seide und mit roten Blümchen bestickt. Sie sind sehr schön.«

»Diese Pantoffeln habe ich ihr aus Damaskus mitgebracht«, sagte Rumi, und Tränen traten in seine Augen. »Sie hat sie geliebt.«

Dann fiel der Gelehrte in Schweigen. Er kratzte sich am Bart, und seine Miene war auf einmal ernst und verschlossen. Doch als er wieder das Wort ergriff, klang seine Stimme sanft und freundlich, ohne einen Hauch von

Düsterkeit.

»Jetzt verstehe ich, warum alle Menschen deine Tochter für begabt halten«, sagte er zu meinem Vater. »Gehen wir in mein Haus und sprechen wir beim Abendessen über ihre Zukunft! Sie wird bestimmt eine hervorragende Schülerin sein – besser als viele Knaben.«

Dann wandte Rumi sich an mich. »Würdest du Gevher das bitte mitteilen?«

»Das ist nicht nötig, Meister. Sie hat es gehört. Sie sagt, sie muss jetzt gehen. Aber sie sieht immer mit Liebe auf dich.«

Rumi lächelte gerührt und so auch mein Vater. Plötzlich war eine Leichtigkeit in der Luft, die ich zuvor nicht gespürt hatte. In diesem Augenblick wusste ich, dass meine Begegnung mit Rumi bedeutsame Folgen haben würde. Meiner Mutter war ich nie nah gewesen, aber wie um dies gutzumachen, schenkte Gott mir zwei Väter, meinen leiblichen und meinen Nennvater.

So kam ich vor acht Jahren in Rumis Haus, ein schüchternes, wissensdurstiges Kind. Kira war liebevoll und mitfühlend, mehr noch als meine eigene Mutter, und Rumis Söhne nahmen mich freundlich auf, vor allem sein Ältester, der mir im Lauf der Zeit ein großer Bruder wurde.

Die Worte des Einsiedlers bewahrheiteten sich. Sosehr ich meinen Vater und meine Geschwister auch vermisste, nie, nicht einen einzigen Moment lang, bereute ich es, nach Konya gegangen und in Rumis Familie gekommen zu sein. Viele glückliche Tage habe ich unter diesem Dach verbracht.

Bis Schams kam. Mit ihm änderte sich alles.

ELLA

NORTHAMPTON, 9. JUNI 2008

Bis vor Kurzem hatte Ella das Alleinsein überhaupt nicht leiden können; jetzt genoss sie es geradezu. Konzentriert feilte sie an ihrem Gutachten über *Süße Blasphemie* und hatte Michelle gebeten, den Abgabetermin um eine Woche zu verschieben. Sie hätte es zwar geschafft, rechtzeitig fertig zu werden, aber sie wollte nicht. Die Arbeit lieferte ihr den Vorwand dafür, sich in die Welt ihrer Gedanken zurückzuziehen und diversen familiären Verpflichtungen sowie dem längst fälligen Gespräch mit ihrem Mann aus dem Weg zu gehen. In dieser Woche hatte sie zum ersten Mal den Fusion Cooking Club geschwänzt. Ihr war einfach nicht nach Kochen gewesen und auch nicht danach, in einer Phase der Unsicherheit, was ihr künftiges Leben betraf, mit fünfzehn Frauen in ähnlicher Lage zu plaudern. In letzter Minute hatte sie gesagt, sie sei krank.

Ihren Mailwechsel mit Aziz hielt sie – wie plötzlich so vieles – geheim. So wusste Aziz nicht, dass sie nun ein Gutachten über seinen Roman schrieb; die Literaturagentur wiederum wusste nicht, dass sie heimlich mit dem Autor des Buchs flirtete, das sie begutachten sollte. Und ihre Kinder und ihr Mann wussten weder, worum es in dem Roman ging, noch hatten sie die leiseste Ahnung, wer der Autor war und dass sie mit ihm flirtete. Innerhalb weniger Wochen hatte sie sich von einer Frau, deren Leben durchscheinend wie die Haut eines Neugeborenen war, zu einer in Geheimnissen und Lügen schwelgenden Frau entwickelt. Noch mehr als dieser Wandel erstaunte sie, dass sie all das nicht im mindesten beunruhigte. Zuversichtlich und geduldig wartete sie darauf, dass etwas von Bedeutung geschah. Diese irrationale Vorfreude trug nicht unwesentlich zum Zauber ihrer neuen Gemütslage bei, denn sie empfand sie, allen Geheimnissen zum Trotz, wirklich als zauberhaft.

Mit E-Mails war es inzwischen nicht mehr getan. Ella hatte Aziz als Erste angerufen, und seitdem telefonierten sie ungeachtet der fünf Stunden Zeitverschiebung fast täglich miteinander. Aziz hatte ihr gesagt, ihre Stimme klinge sanft und zerbrechlich. Wenn sie lache, plätschere ihr Lachen dahin

klinge sanft und zerbrechlich. Wenn sie lache, platschere ihr Lachen dann, immer wieder kurz unterbrochen vom Atemholen, so als wisse sie nicht genau, wie lange sie noch lachen solle. Es sei das Lachen einer Frau, die nie gelernt habe, nichts auf das Urteil anderer zu geben.

»Vertrau dich dem Strom an«, sagte er. »Lass los.«

Doch der Strom erwies sich als reißend und unstet, denn in ihrer Familie ereignete sich gerade zu der Zeit sehr viel. Avi nahm jetzt Nachhilfestunden in Mathe, und Orly war wegen ihrer Essstörung in Therapie. An diesem Morgen hatte sie ein halbes Omelett gegessen – ihre erste richtige Mahlzeit seit Monaten –, und trotz der postwendend gestellten Frage, wie viele Kalorien darin enthalten seien, empfand Ella es als kleines Wunder, dass ihre Tochter danach nicht von Schuldgefühlen geplagt worden war und alles wieder erbrochen hatte, um sich selbst zu bestrafen. Und wie eine Bombe hatte Jeannettes Mitteilung eingeschlagen, sie habe mit Scott Schluss gemacht. Begründet hatte sie es lediglich damit, sie und er bräuchten Zeit für sich. Ella fragte sich, ob »Zeit« ein Codewort für eine neue Liebe sei, denn sowohl Jeannette als auch Scott hatten sofort jemand Neuen gefunden.

Das Tempo, in dem menschliche Beziehungen entstanden und wieder gelöst wurden, erstaunte Ella mehr denn je, aber sie war bemüht, nicht mehr über andere Leute zu urteilen. Wenn sie durch ihre Korrespondenz mit Aziz etwas gelernt hatte, dann die Tatsache, dass ihr die Kinder umso mehr erzählten, je ruhiger und gefasster sie blieb. Kaum hatte sie aufgehört, ihnen nachzulaufen, hatten sie aufgehört, vor ihr davonzurennen. Alles ging jetzt glatter über die Bühne und entsprach viel mehr ihren Vorstellungen als in den Zeiten, in denen sie unermüdlich versucht hatte zu helfen und alles in Ordnung zu bringen.

Und sie musste wirklich gar nichts dafür tun! Sie sah ihre Rolle in der Familie ganz einfach nicht mehr darin, alles zusammenzuhalten wie ein unsichtbares, aber wichtiges Band. Stattdessen schaute sie zu, ohne viele Worte zu verlieren. Sie ließ die Ereignisse und die Tage an sich vorbeiziehen, aber nicht kühl und gleichgültig, sondern mit spürbarem innerem Abstand. Sobald sie einsah, dass sie sich nicht mit Dingen belasten musste, die sie ohnehin nicht beeinflussen konnte, trat von innen ein anderes Selbst hervor – ein weiseres, ruhigeres und wesentlich vernünftigeres Selbst.

»Das fünfte Element!«, sagte sie sich mehrmals am Tag. »Lass die Leere in dir zu!«

Es dauerte nicht lange, bis ihr Mann bemerkte, dass etwas ganz Ella-Untypisches mit ihr vorging. Wollte er deshalb auf einmal mehr Zeit mit ihr verbringen? Er kam jetzt früher nach Hause, und Ella vermutete, dass er sich schon eine ganze Weile mit keiner anderen Frau mehr getroffen hatte.

»Alles in Ordnung, Schatz?«, fragte David immer wieder.

»Alles bestens«, antwortete sie dann und schenkte ihm jedes Mal ein Lächeln. Es war, als hätte ihr Rückzug an einen Ort, der nur ihr zugänglich war, die Fassade der Höflichkeit eingerissen, hinter der ihre Ehe viele Jahre lang ungestört geschlafen hatte. Nachdem sie sich nun nichts mehr vormachten, konnte sie ihrer beider Fehler und Schwächen in aller Deutlichkeit sehen. Sie verstellte sich nicht mehr. Und sie spürte, dass auch David kurz davor war, damit aufzuhören.

Beim Frühstück und am Abendessenstisch unterhielten sie sich in so ruhigem, so erwachsenem Ton über die Ereignisse des Tages, als ginge es um die Jahresrendite ihrer Geldanlagen. Danach schwiegen sie und erkannten damit schonungslos an, dass es zwischen ihnen im Grunde nicht mehr zu bereden gab.

Manchmal ertappte sie ihren Mann dabei, wie er sie musterte, als warte er darauf, dass sie etwas sagte, irgendetwas. Er hätte nur zu gern mit der Sprache herausgerückt, wenn sie ihn nach seinen Affären gefragt hätte, das spürte Ella. Doch sie wusste nicht, ob sie es überhaupt wissen wollte.

Früher hatte sie sich dumm gestellt, um ihren Mann nicht zu provozieren. Jetzt aber tat sie nicht mehr so, als wüsste sie nicht, was er so trieb, wenn er weg war. Sie zeigte ihm, dass sie es sehr wohl wusste, dass sie aber nichts darauf gab. Und genau diese neue Distanziertheit machte ihrem Mann Angst. Ella konnte ihn verstehen, denn tief im Herzen ängstigte es auch sie.

Wenn David noch einen Monat zuvor auch nur einen winzigen Schritt unternommen hätte, um ihre Beziehung zu verbessern, wäre sie ihm dankbar gewesen. Jeder Versuch von seiner Seite hätte sie gefreut. Jetzt war es anders. Jetzt hegte sie den Verdacht, dass ihr Leben nicht wirklich genug war. Wie war sie an diesen Punkt gelangt? Wie war sie, zufriedene Mutter dreier Kinder, ihrer eigenen Verzweiflung auf die Schliche gekommen? Und, noch wichtiger: Wenn sie wirklich unglücklich war, wie sie Jeannette vor einiger Zeit versichert hatte, warum tat sie dann nicht, was unglückliche Menschen sonst immer taten? Sie war noch nie heulend auf den Badezimmerboden gesunken,

stand nicht in Tränen an der Küchenspüle, unternahm keine langen Spaziergänge voller Melancholie, schmiss keine Gegenstände an die Wand … nichts.

Eine merkwürdige Ruhe hatte von ihr Besitz ergriffen. Obwohl sie dabei war, geradewegs aus ihrem gewohnten Leben herauszurutschen, fühlte sie sich gefestigter denn je. Morgens betrachtete sie sich lange und gründlich im Spiegel, um herauszufinden, ob es sichtbare Veränderungen gab. Sah ihr Gesicht plötzlich jünger aus? Hübscher? Oder vielleicht lebendiger? Sie konnte keinen Unterschied erkennen. Nichts hatte sich verändert, und doch war nichts mehr wie zuvor.

KIRA

KONYA, 5. MAI 1245

Büsche, die einst die Last des Schnees zerdrückte, stehen jetzt in voller Blüte vor unserem Fenster, und Schams-e Tabrizi ist immer noch hier. In dieser Zeit ist mein Mann ein anderer geworden, jeden Tag entfernt er sich ein Stückchen weiter von mir und seinen Kindern. Zu Beginn dachte ich, sie hätten einander bald nichts mehr zu sagen, doch so kam es nicht. Nun stehen sie sich sogar noch näher. Wenn sie zusammen sind, herrscht entweder eine merkwürdige Stille oder ein unaufhörliches Gemurmel, ab und an erklingt schallendes Gelächter, und ich frage mich, wie es sein kann, dass ihnen niemals die Themen ausgehen. Nach jedem Gespräch mit Schams ist Rumi wie verwandelt, unnahbar und ganz in sich gekehrt, wie berauscht von einem Mittel, das ich weder schmecken noch sehen kann.

Eng hocken sie beieinander in einem Nest, in dem kein Dritter Platz hat. Sie nicken, lächeln, schmunzeln und runzeln die Stirn zur gleichen Zeit und auf die gleiche Weise und tauschen beim Reden immer wieder lange, bedeutungsvolle Blicke. Selbst ihre Stimmungen sind voneinander abhängig. An manchen Tagen sind sie ruhiger als ein Wiegenlied, essen nichts und sagen nichts, während sie an anderen mit solcher Begeisterung herumwirbeln, als wären sie nicht ganz bei Verstand. So oder so erkenne ich meinen Mann nicht wieder. Der Mann, mit dem ich jetzt seit über acht Jahren verheiratet bin, der Mann, dessen Kinder ich großgezogen habe, als wären sie meine eigenen, ist zu einem Fremden geworden. Nur wenn er tief schläft, kann ich mich ihm nahe fühlen. Viele Nächte lang habe ich in den vergangenen Wochen wachgelegen, habe seinen Atemzügen gelauscht, das sanfte Wispern des Lufthauchs auf meiner Haut gespürt und den tröstlichen Schlag seines Herzens im Ohr vernommen, nur um mir in Erinnerung zu bringen, dass er noch immer der ist, dessen Frau ich einst wurde.

Es wird vorübergehen, sage ich mir. Irgendwann wird Schams uns verlassen – schließlich ist er ein Wanderderwisch. Rumi aber wird bleiben, hier, bei mir

– schließlich ist er ein Wanderderwisch. Rumi aber wird bleiben, hier, bei mir. Er gehört in diese Stadt und zu seinen Schülern. Ich muss nur warten. Doch es fällt mir nicht leicht, geduldig zu sein, und von Tag zu Tag wird es mir schwerer. Wenn die Verzagtheit zu groß wird, versuche ich an die vergangenen Zeiten zu denken – vor allem an die Zeit, als Rumi mir allen Widrigkeiten zum Trotz zur Seite stand.

»Kira ist Christin. Selbst wenn sie zum Islam übertreten würde, wäre sie nie eine von uns«, hatten die Leute gelästert, als sie von unserer Hochzeit hörten. »Ein führender Gelehrter des Islam sollte keine Frau ehelichen, die nicht seinem Glauben anhängt.«

Doch Rumi scherte sich nicht darum, weder damals noch später. Dafür werde ich ihm immer dankbar sein.

Anatolien ist ein Gemisch aus Religionen, Völkern und kulinarischen Spezialitäten. Wenn wir dieselben Speisen essen, dieselben traurigen Lieder singen, denselben Aberglauben teilen und nachts dieselben Träume träumen, sollten wir auch miteinander leben können! Ich kannte christliche Säuglinge mit moslemischen Namen und moslemische Säuglinge, die von christlichen Ammen gestillt wurden. In unserer Welt, die stets im Wandel begriffen ist, fließt und vermischt sich alles. Wenn es überhaupt eine Grenze zwischen Christentum und Islam gibt, dann muss sie viel durchlässiger sein, als die Gelehrten auf beiden Seiten denken.

Weil ich die Frau eines berühmten Gelehrten bin, erwarten die Leute, dass ich die Gelehrten hoch schätze, aber das tue ich nicht. Sie wissen viel, die Gelehrten, das ist wahr, aber ist es denn gut, viel zu wissen, wenn es um Dinge des Glaubens geht? Sie sprechen immer in so gewichtigen Worten, dass man kaum versteht, was sie sagen. Die moslemischen Gelehrten kritisieren das Christentum, weil es die Dreifaltigkeit anerkennt, und die christlichen Gelehrten tadeln den Islam, weil der Koran für ihn ein vollkommenes Buch ist. Das klingt, als lägen Welten zwischen diesen beiden Religionen. Aber wenn es ums Eigentliche geht, haben die gewöhnlichen Christen und die gewöhnlichen Moslems meiner Meinung nach mehr miteinander gemein als mit ihren eigenen Gelehrten.

Das Schwierigste für einen Moslem, der Christ werden will, sei es, die Dreieinigkeit anzuerkennen. Und für einen Christen, der zum Islam übertritt, sei es das Schwierigste, den Glauben an die Dreieinigkeit aufzugeben. Im Koran

sagt Jesus: Ich bin ein Diener Gottes; Er hat mir das Buch gegeben und mich zu einem Propheten gemacht.

Mir fiel es nicht schwer, in Jesus einen Diener statt einen Sohn Gottes zu sehen. Viel schlimmer war es, von der Jungfrau Maria zu lassen. Ich habe es nie irgendwem erzählt, nicht einmal Rumi, aber manchmal sehne ich mich nach den sanften braunen Augen Marias. Stets schenkte ihr Blick mir Trost.

Und seit Schams-e Tabrizi hier ist, bin ich so traurig und verwirrt, dass mich mehr denn je nach Maria verlangt. Das Bedürfnis, zu ihr zu beten, brennt wie ein Fieber in meinen Adern und kehrt mit einer Macht zurück, die ich kaum niederringen kann. Dann verzehrt mich die Schuld, als verriete ich meinen neuen Glauben.

Von all dem weiß niemand, nicht einmal meine Nachbarin Safiya, meine Vertraute in allen anderen Dingen. Sie würde es nicht verstehen. Ich wünschte, ich könnte es meinem Mann erzählen, aber ich wüsste nicht, wie. Er ist so unnahbar, und ich habe Angst, ihn in noch größere Ferne zu treiben. Rumi war mein Ein und Alles. Jetzt ist er ein Fremder für mich. Ich wusste nicht, dass man mit einem Menschen unter demselben Dach leben, im selben Bett schlafen und dabei immer spüren kann, dass er im Grunde nicht da ist.

SCHAMS-E TABRIZI

KONYA, 12. JUNI 1245

Blinder Glaubensbruder! Wenn du in jedem Ramadan im Namen Gottes fastest und zu jedem Opferfest ein Schaf oder eine Ziege hingibst, um deine Sünden zu sühnen, dein ganzes Leben lang danach strebst, die Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen, und fünfmal am Tag auf dem Gebetsteppich kniest, bei all dem aber in deinem Herzen keinen Platz für die Liebe hast, warum machst du dir dann die ganze Mühe? Wenn nicht die Liebe in seinem Mittelpunkt steht, ist der Glaube etwas Schlaffes, Lebloses, Verschwommenes, Hohles – etwas, was man nicht wirklich empfinden kann.

Glauben die Menschen, Gott wohnte in Mekka oder in Medina? Oder in irgendeiner Moschee? Wie kommt man zu der Vorstellung, Gott wäre auf einen begrenzten Raum beschränkt, obwohl Er doch klar und deutlich sagt: Weder Mein Himmel umfasst Mich noch Meine Erde, aber das Herz Meines gläubigen Dieners, es umfasst mich.

Mich dauert der Narr, der die Grenzen seines sterblichen Verstands für die Grenzen Gottes des Allmächtigen hält. Mich dauern die Unwissenden, die glauben, sie könnten mit Gott verhandeln und Schulden bei Ihm begleichen. Ist Gott für diese Leute ein Krämer, der unsere Tugenden und unsere Missetaten auf zwei verschiedenen Waagen wiegt? Ist er ein Schreiber, der unsere Sünden haargenau in Sein Geschäftsbuch einträgt, damit wir Ihm dereinst alles zurückzahlen? Ist das ihre Vorstellung von Einssein?

Weder ein Krämer noch ein Schreiber ist mein Gott, Er ist ein herrlicher Gott. Ein lebender Gott! Was sollte ich mit einem toten Gott? Er lebt! Al-Hayy ist sein Name – der ewig Lebende. Warum sollte ich mich in endlosen Sorgen und Ängsten winden, mich stets von Verboten und Beschränkungen beengen lassen? Er ist unendlich barmherzig. Sein Name ist al-Wadud. Er ist jedes Lobpreises würdig. Ich preise Ihn mit jedem Wort und jeder Tat so mühelos und selbstverständlich, wie ich atme. Sein Name ist al-Hamid. Wie kann ich je geifern und lästern, wenn ich tief im Herzen weiß, dass Gott alles hört und

geliebt und lästern, wenn ich tief im Herzen weiß, dass Gott alles hört und sieht? Sein Name ist al-Basir. Schöner als in allen Träumen und Hoffnungen.

Al-Jamal, al-Qayyum, ar-Rahman, ar-Rahim. In Hungersnot und Flut, ausgetrocknet und durstig werde ich für Ihn tanzen und singen, bis meine Knie unter mir nachgeben, mein Körper zu Boden stürzt und mein Herz nicht mehr schlägt. Ich werde mein Ich in Stücke hauen, bis ich nur noch ein Teilchen des Nichts bin, Durchwanderer der reinen Leere, Staub vom Staub in Seinem prachtvollen Gebäude. Dankbar, freudig und unermüdlich preise ich Seine Herrlichkeit und Großmut. Ich danke Ihm für das, was Er mir schenkte und verweigerte, denn nur Er kennt das Beste für mich.

Ich entsann mich einer weiteren Regel auf meiner Liste und wurde von einer neuen Welle des Glücks und der Hoffnung durchströmt. Der Mensch hat einen einzigartigen Platz in Gottes Schöpfung inne. »Ich hauchte ihm von Meinem Geist ein«, sagt Gott. Ausnahmslos jeder von uns ist dazu bestimmt, ein Abgesandter Gottes auf der Welt zu sein. Nun frag dich selbst, wie oft du dich wie ein Abgesandter benimmst und ob du es überhaupt je tust! Vergiss nicht, dass jedem von uns aufgegeben ist, den göttlichen Geist in sich selbst zu entdecken und danach zu leben.

Anstatt sich in der Liebe Gottes zu verlieren und ihr Ich zu bekriegen, bekämpfen die Glaubenszeloten andere Menschen und jagen eine Welle der Angst nach der anderen übers Land. Wer das ganze Universum mit vor Furcht getrübten Augen betrachtet, muss sich nicht wundern, wenn er Unmengen von furchteinflößenden Dingen erblickt. In jedem Erdbeben, jeder Dürre, jedem Unglück sehen diese Leute ein Zeichen Göttlichen Zorns – als sage Gott nicht offen: Mein Erbarmen ist größer als Mein Zorn. Stets empören sie sich über irgendwen wegen irgendetwas und erwarten, dass Gott der Allmächtige für sie eingreift und ihre klägliche Rache für sie übt. Ihr Leben besteht aus nichts als Verbitterung und Feindschaft, es ist eine einzige so ungeheure Unzufriedenheit, dass sie ihnen wie eine schwarze Wolke überallhin folgt und ihre Vergangenheit wie ihre Zukunft verdüstert.

Das gibt es im Glauben: dass man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Die Ganzheit der Religion ist weit wunderbarer und tiefer als die Summe ihrer Bestandteile. Einzelne Regeln müssen im Licht des Ganzen gelesen werden. Und das Ganze ist im Kern verborgen.

Anstatt aber den Kern des Korans zu suchen und ihn als Ganzes

wahrzunehmen, greifen die Frömmler ein, zwei bestimmte Suren heraus und geben den göttlichen Geboten den Vorrang, mit denen sie ihren ängstlichen Geist in Einklang glauben. Ständig erinnern sie die anderen daran, dass alle Menschen am Jüngsten Tag die Sirat-Brücke überqueren müssen, die feiner ist als ein Haar und schärfer als eine Klinge. Die Sündigen, die es nicht hinüberschaffen, stürzen in den darunterliegenden Höllenpfuhl und werden dort auf ewig leiden. Wer aber ein tugendhaftes Leben geführt hat, gelangt ans andere Ende der Brücke und wird mit erlesenen Früchten, süßem Wasser und Jungfrauen belohnt. So stellen sie sich, kurz gesagt, das Jenseits vor. Und sind dabei so besessen von Grauen und Lohn, Flammen und Früchten, Engeln und Dämonen, dass sie in ihrer Begierde, in einer Zukunft anzulangen, die rechtfertigt, wer sie heute sind, gar nicht mehr an Gott denken! Kennen sie denn diese eine der vierzig Regeln nicht? Die Hölle besteht im Hier und Jetzt. Der Himmel ebenso. Hör auf, dich vor der Hölle zu fürchten oder vom Himmel zu träumen, denn beide sind schon jetzt in dir selbst. Immer wenn wir uns verlieben, fahren wir zum Himmel auf. Immer wenn wir uns in Hass, Neid oder Streit ergehen, stürzen wir geradewegs in die Flammen der Hölle. Das besagt die Regel Nummer fünfundzwanzig.

Gibt es eine schlimmere Hölle als die Qual, die ein Mensch erleidet, wenn sein Gewissen ihm sagt, dass er schreckliches Unrecht begangen hat? Frag diesen Menschen; er wird dir sagen, was die Hölle ist. Gibt es ein schöneres Paradies als die Wonne, die einen Menschen in den seltenen Augenblicken seines Lebens erfüllt, wenn die Riegel des Universums zurückgeschoben werden und er sich im Besitz aller Geheimnisse der Ewigkeit und ganz mit Gott vereint weiß? Frag diesen Menschen; er wird dir sagen, was der Himmel ist.

Warum sich so sehr um das Danach sorgen, um eine Zukunft, die es nur in unserer Vorstellung gibt, wenn wir doch nur in diesem Augenblick die Gegenwart wie das Nichtdasein Gottes in unserem Leben wahrhaft und ganz erleben können? Sufis sind weder von der Angst vor Höllenstrafe getrieben noch von dem Wunsch nach Belohnung im Himmel; sie lieben Gott, weil sie Ihn lieben, unverfälscht und einfach, rein und unabdingbar.

Die Liebe ist der Beweggrund. Die Liebe ist das Ziel.

Und wenn man Gott so sehr liebt, wenn man jedes einzelne Seiner Geschöpfe Seinetwegen und dank Seiner liebt, dann lösen sich die unwichtigen Einteilungen auf. Von da an kann es kein »Ich« mehr geben. Dann kommt man

nur mehr einer Null gleich, die so groß ist, dass sie das ganze Sein bedeckt.

Vor einigen Tagen dachten Rumi und ich über diese Dinge nach. Da schloss er plötzlich die Augen und sagte:

»Ich bin nicht Christ, nicht Jude und nicht Moslem, nicht Hindu, Buddhist, Sufi oder Anhänger des Zen. Ich folge keiner Religion, keiner Kultur. Ich bin weder vom Osten noch vom Westen …

Mein Ort ist ortlos, Spur des Spurlosen.«

Rumi glaubt, er könne niemals ein Dichter sein. Aber in ihm steckt ein Dichter, und was für ein fabelhafter! Jetzt hat sich dieser Dichter offenbart.

Ja, Rumi hat recht. Er ist weder vom Osten noch vom Westen. Er gehört dem Königreich der Liebe an. Er gehört dem Geliebten.

ELLA

NORTHAMPTON, 12. JUNI 2008

Begeistert hatte Ella *Süße Blasphemie* zu Ende gelesen und schloss nun die Arbeit an dem Gutachten ab. Gern hätte sie den Roman in allen Einzelheiten mit Aziz besprochen, war aber professionell genug, es nicht zu tun. Das wäre vor Abgabe des Gutachtens nicht in Ordnung gewesen. Sie hatte Aziz nicht einmal erzählt, dass sie sich nach der Lektüre seines Romans eine Ausgabe von Rumis Gedichten gekauft hatte und inzwischen jeden Abend vor dem Schlafengehen mindestens zwei, drei davon las. Es war ihr wichtig, die Arbeit am Gutachten und den Austausch mit dem Autor getrennt zu halten. Doch dann verwischte ein Ereignis am 12. Juni die Trennlinie zwischen beidem für immer.

Bis dahin hatte Ella noch nie ein Foto von Aziz gesehen. Da es auf seiner Website keine Bilder von ihm gab, wusste sie nicht, wie er aussah. Anfangs war ihr die Korrespondenz mit einem gesichtslosen Mann wunderbar mysteriös erschienen. Doch nach und nach siegte die Neugier, und sie wollte endlich ein Bild vor Augen haben. Er selbst hatte sie nie um ein Foto gebeten, was sie sehr merkwürdig fand.

Ohne es groß anzukündigen, schickte sie ihm ein Foto von sich. Es zeigte sie mit ihrem Liebling Spirit auf der Veranda, in einem engen hellblauen Kleid, das ihre Kurven erahnen ließ. Sie lächelte – halb freudig, halb schmerzlich. Mit einer Hand hielt sie den Hund am Halsband fest, wie um ein wenig Kraft auf sich zu übertragen. Der Himmel über dem Haus war ein Flickenteppich aus Grau- und Violetttönen. Es gab bessere Bilder von ihr, aber dieses strahlte etwas Spirituelles, fast Überweltliches aus. Zumindest hoffte sie das. Sie verschickte es als Anhang. Dann wartete sie. Es war ihre Art, Aziz um ein Foto zu bitten.

Das Foto kam.

Als Ella es betrachtete, dachte sie sofort, ohne je dort gewesen zu sein, dass es irgendwo in Fernost aufgenommen worden sein musste. Aziz war umringt

es irgendwo in Perlost aufgenommen worden sein musste. Aziz war umringt von über einem Dutzend dunkelhaariger einheimischer Kinder unterschiedlichen Alters. Er trug ein schwarzes Hemd und eine schwarze Hose. Er war schlank, hatte eine scharf geschnittene Nase, hochliegende Wangenknochen und langes dunkles Haar, das ihm in Wellen auf die Schultern fiel. Seine Augen waren smaragdgrün; sie strahlten nicht nur Energie aus, sondern auch Mitgefühl. Er trug einen einzelnen Ohrring und eine Halskette, deren filigranen Anhänger Ella nicht genau erkennen konnte. Im Hintergrund lag ein silbrig glänzender, von hohem Gras umwachsener See, und in einer Ecke des Fotos zeichnete sich der Schatten von etwas oder jemandem außerhalb des Bildausschnitts ab.

Während Ella den Mann auf dem Foto bis ins letzte Detail studierte, stieg in ihr das Gefühl auf, ihn von irgendwoher zu kennen. Es war absurd, aber sie hätte schwören können, ihn schon einmal gesehen zu haben.

Und plötzlich wusste sie es.

Schams-e Tabrizi besaß mehr als nur eine flüchtige Ähnlichkeit mit Aziz Z. Zahara. Er sah genau so aus, wie Schams vor seiner Reise nach Konya zu Rumi im Manuskript beschrieben war. Ella fragte sich, ob Aziz das Äußere seiner Romanfigur absichtlich nach seiner eigenen Erscheinung gestaltet hatte. Wollte er, der Autor, seinen Protagonisten nach seinem Bild schaffen, so wie Gott die Menschen nach seinem Bilde geschaffen hatte?

Doch vielleicht verhielt es sich auch anders. Vielleicht hatte ja der echte Schams-e Tabrizi genau so ausgesehen, wie er in dem Buch beschrieben war, was wiederum nur heißen konnte, dass zwischen den beiden Männern, die fast achthundert Jahre voneinander trennten, eine erstaunliche Ähnlichkeit bestand. War es denkbar, dass diese Ähnlichkeit weder vom Autor gestaltet noch ihm überhaupt bewusst war? Je angestrengter Ella über diesem Rätsel grübelte, umso überzeugter war sie, dass Schams-e Tabrizi und Aziz Z. Zahara auf eine Weise miteinander verbunden waren, die mehr war als eine simple literarische Spielerei.

Die Entdeckung hatte zwei gänzlich unerwartete Auswirkungen auf sie. Erstens verspürte sie den Drang, *Süße Blasphemie* noch einmal zu lesen, jetzt aber mit einem anderen Blick – nicht auf den Inhalt fixiert, sondern auf der Suche nach dem in seiner Hauptfigur versteckten Autor, auf der Suche nach Aziz in Schams-e Tabrizi.

Zweitens faszinierte sie Aziz' Persönlichkeit nun noch mehr. Wer war er? Wie war sein Leben verlaufen? In einer früheren Mail hatte er berichtet, er sei Schotte, aber warum trug er dann einen östlichen Namen – Aziz? Hieß er wirklich so? Oder war das sein Sufi-Name? Und was bedeutete es eigentlich, ein Sufi zu sein?

Und noch etwas beschäftigte sie: ein erstes, kaum merkliches Begehren – etwas, das sie schon so lange nicht mehr empfunden hatte, dass sie es erst nach einer kleinen Weile überhaupt erkannte. Doch es war nicht zu leugnen – ein Gefühl, so stark wie ungehorsam, und es ließ ihr keine Ruhe. Sie begehrte den Mann auf dem Foto, das wurde ihr jäh bewusst, und sie stellte sich vor, wie es wäre, ihn zu küssen.

Sie fühlte sich überrumpelt; das Gefühl war ihr peinlich. Sie schaltete den Laptop so hastig aus, als bestünde die Gefahr, der Mann auf dem Foto würde sie sonst in sich hineinsaugen.

BAYBARS, DER KRIEGER

KONYA, 10. JULI 1245

Baybars, mein Sohn, mach nie den Fehler, irgendwem zu vertrauen!«, pflegt mein Onkel stets zu sagen. »Die Welt wird nämlich mit jedem Tag verderbter.« Nur im Goldenen Zeitalter sei es besser gewesen, behauptet er, damals, als der Prophet Mohammed, Friede sei auf ihm, das Sagen hatte. Seit seinem Tod sei alles schlechter geworden. Ich freilich bin der Meinung, dass es überall, wo mehr als zwei Leute zusammen sind, unweigerlich zum Kampf kommt. Schließlich gab es selbst zu Zeiten des Propheten jede Menge Feindseligkeit zwischen den Menschen. Krieg ist nun mal das Wesen des Lebens. Der Löwe frisst das Reh, und was von dem Kadaver übrig bleibt, verwandeln die Geier in blanke Knochen. Die Natur ist grausam. Ob an Land, auf dem Meer oder in der Luft – es gibt für ein jedes Wesen nur eine Art und Weise zu überleben, und die besteht darin, schlauer und stärker zu sein als sein schlimmster Feind. Wer leben will, muss kämpfen. So einfach ist das.

Ja, man muss kämpfen. Selbst die Allereinfältigsten sehen ein, dass es heutzutage keine andere Möglichkeit gibt. Besonders heikel wurde die Lage, als vor fünfundzwanzig Jahren hundert mongolische Botschafter, die Dschingis Khan zu Friedensverhandlungen ausgeschickt hatte, niedergemetzelt wurden. Dschingis Khan tobte vor Wut und erklärte dem Islam den Krieg. Niemand wusste, wie und warum die Botschafter getötet worden waren. Manche hegten den Verdacht, Dschingis Khan habe sie selbst umgebracht, um einen Vorwand für seinen gewaltigen Kriegszug zu haben. Könnte stimmen – man weiß ja nie. Aber eines weiß ich mit Sicherheit, nämlich dass die Mongolen innerhalb von fünf Jahren die gesamte Region Khorasan verwüstet haben und in jedem Landstrich, durch den sie auf ihren Pferden preschten, Tod und Zerstörung hinterließen. Vor zwei Jahren besiegten sie dann am Berg Köse Dag das Heer der Seldschuken und machten den Sultan zum tributpflichtigen Vasallen. Ausgelöscht haben uns die Mongolen damals nur deswegen nicht, weil sie mehr Nutzen daraus ziehen, uns unter ihrem Joch zu haben.

mehr Nutzen daraus ziehen, als unter ihrem Joch zu haben.

Krieg gibt es wohl seit unvordenklichen Zeiten, zumindest seit Kain seinen Bruder Abel erschlug, aber so etwas wie das Heer der Mongolen hat man bisher noch nicht erlebt. Sie verstehen sich nicht nur auf eine Sache, sondern auf viele, und haben zahlreiche ganz unterschiedliche Waffen ersonnen, jede für einen ganz bestimmten Zweck. Alle Mongolensoldaten sind schwer gerüstet mit Keule, Streitaxt, Säbel und Speer. Obendrein können ihre Pfeile durch Rüstungen dringen, ganze Dörfer in Brand setzen, die Opfer vergiften und selbst die härtesten Knochen im Körper durchbohren. Sie haben sogar heulende Pfeile, mit denen sie Signale von einer Einheit zur anderen senden. Als Meister in der Kunst des Krieges und bar jeder Furcht vor einem Gott überfallen und vernichten die Mongolen jede Stadt und jedes Dorf auf ihrem Weg. Selbst altehrwürdige Städte wie Buchara machten sie dem Erdboden gleich. Aber es sind ja nicht nur die Mongolen. Jerusalem gilt es von den Kreuzrittern zurückzuerobern, und von der Bedrängnis seitens der Byzantiner und der Rivalität zwischen den Schiiten und den Sunniten will ich gar nicht reden. Wer ringsum von kaltblütigen Feinden umgeben ist, kann es sich schlicht nicht leisten, friedlich zu sein.

Und deshalb gehen mir Leute wie Rumi auf die Nerven, ganz gleich, wie sehr ihn alle schätzen. Für mich ist er ein Feigling, der nichts als Feigheit verbreitet. Früher war er vielleicht ein guter Gelehrter, aber inzwischen steht er offenkundig unter dem Einfluss dieses Ketzers Schams. Was predigt Rumi denn in einer Zeit, in der sich die Feinde des Islam allerorten bedrohlich erheben? Friede! Gelassenheit! Ergebung!

Ertrag den Schmerz, Bruder, entflieh dem Gift
Deiner Regungen. Denn dann verbeugt sich
Der Himmel vor dir … So weitet der Dorn sich zur Rose.
Ein Einzelnes leuchtet im Allgemeinen.

Rumi predigt Unterwerfung und macht die Moslems damit zu einer Herde scheuer und sanftmütiger Schafe. Für jeden Propheten, sagt er, gibt es eine Anhängerschar und für jede Anhängerschar eine vorbestimmte Zeit. Außer »Liebe« gehören noch »Langmut«, »Ausgeglichenheit« und »Duldsamkeit« zu seinen Lieblingswörtern. Ginge es nach ihm, säßen wir alle zu Hause herum

und warteten darauf, dass unsere Feinde uns abschlachten oder uns irgendein anderes Unheil widerfährt. Gewiss würde er dann kommen und nach einem kurzen Blick auf die Katastrophe von Baraka faseln. Einige haben ihn schon sagen hören: »Wenn Schule und Moschee und Minarett zerstört sind, werden die Derwische beginnen, ihre Gemeinden aufzubauen.« Was, bitte, soll das!

Im Grunde hat es Rumi ja nur deswegen in unsere Stadt verschlagen, weil seine Familie vor Jahrzehnten Afghanistan verließ und sich nach Anatolien flüchtete. Damals hatten viele reiche und mächtige Leute eine öffentliche Einladung des Seldschukensultans erhalten, darunter auch Rumis Vater. Mit diesem Schutzbrief und derartigen Vorrechten ausgestattet und überschüttet mit Aufmerksamkeit und Anerkennung, verließ Rumis Vater das Tollhaus Afghanistan und betrat die beschaulichen Obstgärten Konyas. Wer solche Erfahrungen gemacht hat, der predigt leicht Duldsamkeit!

Neulich hörte ich von einer Geschichte, die Schams-e Tabrizi ein paar Leuten im Basar erzählt hatte. Ali, sagte er, der Nachfolger und Gefährte des Propheten, kämpfte einmal in der Schlacht gegen einen Ungläubigen. Eben als Ali ihm sein Schwert ins Herz bohren wollte, hob der Ungläubige den Kopf und bespuckte ihn. Da ließ Ali das Schwert sinken, holte tief Luft und ging davon. Der Ungläubige war erstaunt. Er lief Ali nach und fragte ihn, warum er von ihm abgelassen habe.

»Weil ich sehr wütend auf dich bin«, antwortete Ali.

»Warum tötest du mich dann nicht?«, wollte der Ungläubige wissen. »Das verstehe ich nicht.«

»Als du mir ins Gesicht gespuckt hast, wurde ich sehr zornig«, sagte Ali. »Mein Ich war verärgert und dürstete nach Rache. Wenn ich dich jetzt töte, folge ich meinem Ich, und das wäre ein großer Fehler.«

Deshalb hatte Ali den Mann laufen lassen. Den Ungläubigen rührte das so sehr, dass er Alis Freund und Anhänger wurde und wenig später aus freien Stücken zum Islam übertrat.

Ja, solche Geschichten erzählt er offenbar gern, dieser Schams-e Tabrizi. Und wie lautet seine Botschaft? Lasst euch von den Ungläubigen ins Gesicht spucken! Ich aber sage: Nur über meine Leiche! Ungläubig oder nicht, einem Baybars spuckt keiner ins Gesicht!

ELLA

NORTHAMPTON, 13. JUNI 2008

Bin ich vielleicht verrückt, lieber Aziz? Denn ich muss dir eine Frage stellen: Bist du Schams?
Oder andersherum? Ist Schams du?
Von Herzen
Ella

Liebe Ella,
Schams war derjenige, der den nur in Konya bekannten Geistlichen Rumi zum weltberühmten Dichter und Mystiker machte.
Meister Samid hat mir oft gesagt: »Gut möglich, dass es in manchen Menschen eine Entsprechung zu Schams gibt, aber das eigentlich Wichtige ist: ›Wo sind die Rumis, die es erkennen?‹«
Mit herzlichen Grüßen
Aziz

Lieber Aziz,
wer ist Meister Samid?
Herzlich
Ella

Geliebte Ella,
das ist eine lange Geschichte. Willst du sie wirklich hören?
Mit herzlichem Gruß
Aziz

Lieber Aziz,
ich habe jede Menge Zeit.
Alles Liebe

Alles Liebe
Ella

RUMI

KONYA, 2. AUGUST 1245

Beträchtlichen Reichtum birgt dein Leben, es ist rund und ausgefüllt. Das denkst du zumindest. Bis einer kommt und dir bewusst macht, was dir all die Zeit gefehlt hat. Wie ein Spiegel, der mehr vom Abwesenden als vom Anwesenden zeigt, macht er die Leere in deiner Seele sichtbar – die Leere, die du nicht wahrnehmen wolltest. Dieser Mensch kann ein Geliebter sein, ein Freund oder ein spiritueller Meister. Manchmal ist es ein Kind, um das man sich kümmert. Stets geht es darum, die Seele zu finden, die die eigene Seele vollständig macht. Alle Propheten haben denselben Rat erteilt: Finde den, der dein Spiegel ist! Für mich ist dieser Spiegel Schams-e Tabrizi. Erst als er kam und mich zwang, in jeden Winkel meiner Seele zu schauen, blickte ich der grundlegenden Wahrheit über mich ins Gesicht und erkannte, dass ich nach außen hin zwar glücklich und erfolgreich war, im Innern aber unfroh und einsam.

Es ist, als hätte man schon jahrelang ein persönliches Wörterbuch verfasst, in dem man zu jedem Begriff, der einem wichtig ist – »Wahrheit« zum Beispiel oder »Glück« oder »Schönheit« – eine Erklärung niederschreibt. An jedem Wendepunkt im Leben greift man zu diesem Wörterbuch, ohne dass man seine Voraussetzungen je angezweifelt hätte. Dann kommt eines Tages ein Fremder daher, schnappt sich dein wertvolles Wörterbuch und wirft es weg.

»Du musst all deine Begriffe neu bestimmen«, sagt er. »Es ist an der Zeit, alles, was du weißt, neu zu lernen.«

Und aus einem Grund, den dein Verstand nicht kennt, der deinem Herzen aber sofort einleuchtet, erhebst du keine Einwände und wirst nicht ärgerlich, sondern fügst dich mit Freude. Genau das hat Schams mit mir gemacht. Unsere Freundschaft hat mich so vieles gelehrt. Aber wichtiger ist, dass er mir beibrachte, alles, was ich wusste, zu verlernen.

Wer einen Menschen so sehr liebt, erwartet, dass ringsum alle so empfinden, dass sie die Freude mit dir teilen und die Begeisterung. Und wenn das nicht

dass sie die Freude mit dir teilen und die Begeisterung. Und wenn das nicht geschieht, ist man erst überrascht und dann gekränkt, als wäre man verraten worden.

Wie soll ich meiner Familie und meinen Freunden jemals begreiflich machen, was ich begriffen habe? Wie soll ich das Unbeschreibliche beschreiben? Schams ist mein Meer der Gnade und der Gunst. Er ist meine Sonne der Wahrheit und des Glaubens. Ich nenne ihn den König der Könige des Geistes. Er ist mein Lebensquell und meine hohe Zypresse, erhaben und immergrün. Seine Freundschaft ist wie die vierte Lesart des Koran – eine Reise, die nur im Inneren erfolgen und von außen nicht verstanden werden kann.

Leider gründen die meisten Menschen ihre Urteile auf Bilder und auf Hörensagen. Für sie ist Schams ein verschrobener Derwisch. Sein Gebaren finden sie absonderlich, bezichtigen ihn der Gotteslästerung und halten ihn für schlichtweg unberechenbar und unglaubwürdig. Für mich hingegen ist er der Inbegriff der Liebe, die das ganze Universum bewegt, sich bisweilen zurückzieht und alles zusammenhält, bisweilen aber schier zerbirst. Eine solche Begegnung hat man nur einmal im Leben. Einmal in achtunddreißig Jahren.

Seit Schams in unser Leben trat, fragen mich die Leute, was an ihm so besonders sei. Ich kann ihnen darauf keine Antwort geben. Gerade sie würden es nicht verstehen, denn wer es versteht, würde ja die Frage nicht stellen.

Dieses Dilemma erinnert mich an die Geschichte von Laila und Harun ar-Raschid, dem berühmten Kalifen der Abbasiden. Als ihm zu Ohren kam, dass sich der Beduinendichter Qais unsterblich in Laila verliebt und ihretwegen den Verstand verloren hatte, weshalb man ihn nun Madschnun – den Besessenen – nannte, wurde er sehr neugierig auf die Frau, die solches Elend verursacht hatte.

Diese Laila muss ein besonderes Wesen sein, dachte er, und allen anderen Frauen weit überlegen. Vielleicht ist sie eine an Schönheit und Liebreiz unvergleichliche Zauberin.

Gespannt und von Neugier getrieben unternahm er alles, um Lailas mit eigenen Augen ansichtig zu werden.

Eines Tages wurde Laila schließlich in den Kalifenpalast gebracht. Als sie den Schleier abnahm, war Harun ar-Raschid tief enttäuscht. Laila war zwar nicht hässlich, nicht verkrüppelt und auch nicht alt. Aber sie war auch nicht sagenhaft schön. Sie war ein gewöhnlicher Mensch mit gewöhnlichen

Bedürfnissen und einigen Fehlern – eine einfache Frau wie zahllose andere auch.

Der Kalif machte kein Hehl aus seiner Ernüchterung. »Bist du es, nach der Madschnun so verrückt war? Du siehst aus wie jede andere. Was ist so besonders an dir?«

Da lächelte Laila und sagte: »Ja, ich bin Laila, aber du bist nicht Madschnun. Du musst mich mit Madschnuns Augen betrachten. Nur dann kannst du das Mysterium, das man Liebe nennt, verstehen.«

Wie soll ich dieses Mysterium meinen Freunden und Verwandten und meinen Schülern erklären? Wie soll ich ihnen verständlich machen, was das Besondere an Schams-e Tabrizi ist, wenn sie ihn dazu mit den Augen Madschnuns betrachten müssten?

Kann man die Liebe überhaupt verstehen, ohne zuerst ein Liebender geworden zu sein?

Die Liebe lässt sich nicht erklären, nur erleben.

Die Liebe lässt sich nicht erklären, und doch erklärt sie alles.

KIMYA

KONYA, 17. AUGUST 1245

Begierig warte ich darauf, dass er mich ruft, aber Rumi fehlt für unser gemeinsames Studieren die Zeit. Sosehr ich seinen Unterricht auch vermisse und mich vernachlässigt fühle, böse bin ich ihm nicht. Vielleicht weil ich Rumi zu sehr liebe, um mich über ihn ärgern zu können. Vielleicht aber auch, weil ich besser als jeder andere verstehe, wie er sich fühlt, denn auch mich hat Schams-e Tabrizi, dieser reißende Strom, im tiefsten Inneren mit sich fortgetragen.

Rumis Blick folgt Schams wie die Sonnenblume der Sonne. Ihre Liebe füreinander ist so offensichtlich und so groß, und was sie da haben, ist etwas so Seltenes, dass man in ihrer Gegenwart unweigerlich den Mut verliert, weil einem klar wird, dass ein so starkes Band dem eigenen Leben fehlt. Nicht jeder im Haus erträgt das, am allerwenigsten Aladdin. Schon oft habe ich ihn dabei ertappt, wie er Schams vernichtende Blicke zuwarf. Auch Kira ist beunruhigt, aber sie spricht nie darüber, und ich stelle keine Fragen. Wir sitzen alle auf einem Vulkan. Seltsamerweise scheint Schams-e Tabrizi, der doch schuld ist an diesen Spannungen, entweder nichts davon zu bemerken, oder es ist ihm einerlei.

Einerseits empfinde ich Bitterkeit gegenüber Schams, weil er uns Rumi genommen hat. Andererseits würde ich ihn so gern besser kennenlernen. Mit diesen widerstreitenden Gefühlen quäle ich mich nun schon eine ganze Weile, aber heute, fürchte ich, habe ich mich verraten.

Am späten Nachmittag nahm ich den Koran zur Hand, um für mich darin zu lesen. Rumi und ich hatten früher immer die Reihenfolge eingehalten, in der uns die Suren überliefert worden waren, aber jetzt, da mich niemand mehr anleitete und unser ganzes Leben auf den Kopf gestellt war, fand ich es nicht schlimm, durcheinander zu lesen. Ich schlug irgendeine Seite auf und legte den Finger auf den ersten Vers. Und wie es der Zufall wollte, war es al-Nisa, genau die Sure, mit der ich immer die größte Mühe gehabt hatte. Wegen ihrer

die Sure, mit der ich immer die größte Mühe gehabt hatte. Wegen ihrer entmutigend strengen Vorschriften für die Belange der Frauen war es mir schwergefallen, die al-Nisa zu verstehen, und noch schwerer tat ich mich damit, sie mir zu eigen zu machen. Während ich so dastand und die ganze Sure einmal mehr las, kam ich plötzlich auf die Idee, mir Hilfe zu holen. Rumi ließ zwar unsere Stunden ausfallen, aber Fragen durfte ich ihm ja wohl noch stellen. Ich nahm meinen Koran und betrat Rumis Zimmer.

Dort traf ich jedoch zu meiner Überraschung nicht ihn, sondern Schams an, der, eine Gebetskette in der Hand, am Fenster saß. Das verglühende Licht der untergehenden Sonne liebkoste sein Gesicht. Er war so schön, dass ich den Blick abwenden musste.

»Entschuldige«, sagte ich hastig. »Ich wollte zu Maulana. Ich komme später wieder.«

»Warum so eilig? Bleib doch«, erwiderte Schams. »Du kamst offensichtlich mit einer Frage. Vielleicht kann ich dir helfen.«

Es gab keinen Grund, ihm die Frage vorzuenthalten. »Nun, es gibt da im Koran einen Vers, den ich nicht recht verstehe«, sagte ich vorsichtig.

Da begann Schams wie im Gespräch mit sich selbst zu murmeln. »Der Koran ist wie eine schüchterne Braut. Sie lüftet ihren Schleier nur, wenn sie sieht, dass der Betrachter ein weiches, mitfühlendes Herz hat.« Dann straffte er die Schultern und fragte: »Um welchen Vers handelt es sich?«

»Es geht um al-Nisa«, antwortete ich. »An mehreren Stellen heißt es, die Männer seien den Frauen überlegen. Es steht dort sogar, dass die Männer ihre Ehefrauen schlagen dürfen …«

»Tatsächlich?« Schams Tonfall war so übertrieben, dass ich nicht erkennen konnte, ob er es ernst meinte oder mich necken wollte. Nachdem er kurz geschwiegen hatte, zeigte sich auf einmal ein sanftes Lächeln auf seinem Gesicht, und er begann die Sure auswendig aufzusagen.

»Die Männer sind die Versorger der Frauen, weil Allah die einen vor den anderen ausgezeichnet hat und weil sie von ihrem Vermögen geben; deshalb sind gute Frauen gehorsam und hüten das Ungesehene, wie Allah es gehütet hat; und diejenigen, von denen ihr Ungehorsam erwartet, sollt ihr ermahnen und allein lassen an ihren Schlafstätten und sie schlagen; wenn sie euch dann gehorchen, sucht nicht nach Gründen gegen sie. Allah ist hoch, groß.«

Als er zu Ende gesprochen hatte, schloss Schams die Augen und trug

dieselbe Sure noch einmal vor, doch in einer anderen Übersetzung.

»Die Männer sind die Unterstützer der Frauen, denn Gott rüstet manche besser aus als andere und weil sie aus ihrem Reichtum geben (um für die Frauen zu sorgen). Deshalb sind tugendhafte Frauen gehorsam gegenüber Gott und hüten das Verborgene, wie Gott es gehütet hat. Mit Frauen aber, die ihr als gegen euch eingestellt empfindet, sollt ihr sanft reden; dann lasst sie allein im Bett (ohne sie zu belästigen) und teilt mit ihnen das Lager (wenn sie es wollen). Wenn sie sich euch öffnen, sucht nicht nach Vorwänden, um sie zu rügen. Gott ist erhaben und groß.«

»Erkennst du einen Unterschied?«, fragte Schams.

»Ja. Die Aussagen sind ganz unterschiedlich. Der erste Text klingt, als erlaube er verheirateten Männern, ihre Frauen zu schlagen, während im zweiten geraten wird, einfach wegzugehen. Das ist sehr wohl ein großer Unterschied. Wie kommt das?«

»Wie kommt das? Wie kommt das?«, wiederholte Schams, als ließe er sich die Frage auf der Zunge zergehen. »Sag mir, Kimya, bist du je in einem Fluss geschwommen?«

Ich dachte an meine Kindheit zurück und nickte. Ich sah die kalten, durststillenden Bäche des Taurus-Gebirges vor mir. Von dem kleinen Mädchen, das mit seiner Schwester und den Freundinnen viele glückliche Nachmittage an diesen Bächen verbracht hatte, war kaum etwas geblieben. Ich wandte den Kopf ab, denn ich wollte nicht, dass Schams die Tränen in meinen Augen sah.

»Wenn du den Fluss aus der Ferne betrachtest, Kimya, hältst du ihn vielleicht nur für einen einzigen Wasserlauf. Wenn du aber ins Wasser tauchst, erkennst du, dass da mehr als nur ein Fluss ist. Der Fluss verbirgt verschiedene Strömungen, die alle einträchtig miteinander und doch gänzlich voneinander getrennt dahinfließen.«

Mit diesen Worten trat Schams-e Tabrizi auf mich zu, hob mein Kinn mit zwei Fingern und zwang mich, in seine tiefen, dunklen, seelenvollen Augen zu blicken. Mir setzte das Herz aus. Ich konnte nicht einmal mehr atmen.

»Der Koran ist ein reißender Fluss«, sagte er. »Wer ihn aus der Ferne betrachtet, erkennt nur einen Fluss. Wer aber in ihm schwimmt, der spürt vier Strömungen. Wie die unterschiedlichen Fischarten schwimmen manche von uns näher an der Oberfläche, während andere sich in der Tiefe aufhalten.«

»Ich glaube, das verstehe ich nicht«, sagte ich, obwohl es mir langsam

dämmerte.

»Wer gern an der Oberfläche schwimmt, gibt sich mit der äußeren Bedeutung des Korans zufrieden. Das trifft auf viele Menschen zu. Sie nehmen die Suren zu wörtlich. Kein Wunder, dass sie beim Lesen einer Sure wie der Nisa zu dem Schluss kommen, dass die Männer höher geschätzt werden als die Frauen. Denn genau das ist es, was sie sehen wollen.«

»Und was ist mit den anderen Strömungen?«

Schams seufzte leise auf, und ich konnte nicht anders, als seinen Mund zu betrachten, der mir geheimnisvoll und einladend wie ein verborgener Garten erschien.

»Es gibt noch drei andere Strömungen. Die zweite ist tiefer als die erste, aber immer noch nahe der Oberfläche. Je mehr das Bewusstsein sich weitet, umso besser versteht man den Koran. Doch damit das geschehen kann, muss man hineinspringen.«

Während ich ihm lauschte, fühlte ich mich leer und zugleich erfüllt. »Was geschieht, wenn man hineinspringt?«, fragte ich ihn.

»Die dritte Unterströmung ist Batini, die esoterische Lesart. Wer die Nisa mit offenem innerem Auge liest, erkennt, dass es in dieser Sure nicht um Frauen und Männer geht, sondern um Weiblichkeit und Männlichkeit. Und jeder Einzelne von uns, auch du und ich, hat, in unterschiedlichen Graden und Abstufungen, sowohl Weibliches als auch Männliches in sich. Nur wenn wir lernen, beides anzunehmen, erreichen wir das harmonische Einssein.«

»Soll das heißen, dass ich etwas Männliches in mir habe?«

»Aber ja, ganz gewiss. Und ich habe auch eine weibliche Seite.«

Da musste ich lachen. »Und Rumi?«

Auf Schams' Gesicht erschien ein kleines Lächeln. »Jeder Mann trägt auch etwas Weibliches in sich.«

»Sogar die richtig mannhaften Männer?«

»Die ganz besonders, meine Liebe«, antwortete Schams so leise, als verriete er mir ein Geheimnis, und verzierte seine Worte mit einem Augenzwinkern.

Ich verkniff es mir, draufloszukichern. Ich fühlte mich wie ein kleines Mädchen. Das kam davon, dass ich Schams so nah war. Er war ein seltsamer Mann mit einer merkwürdig verzaubernden Stimme. Seine Hände waren schlank und muskulös, und sein Blick erinnerte an einen Sonnenstrahl, der

alles, worauf er fällt, kräftiger und lebendiger wirken lässt. Neben ihm spürte ich meine blühende Jugend, aber zugleich überkam mich ein mütterliches Gefühl und ich nahm den schweren, milchigen Geruch der Mutterschaft wahr. Ich wollte ihn beschützen. Wie und wovor, das wusste ich nicht.

Schams legte mir die Hand auf die Schulter. Sein Gesicht kam meinem so nah, dass ich die Wärme seines Atems spürte. In seinen Augen lag auf einmal ein träumerischer Ausdruck. Er hielt mich fest mit seiner Berührung und streichelte meine Wangen. Seine Fingerspitzen waren warm wie eine Flamme. Ich war verwirrt. Dann strichen seine Finger zu meiner Unterlippe hinunter. Verdutzt und benommen schloss ich die Augen, und in meinem Bauch schoss eine Aufregung empor, wie ich sie noch nie im Leben empfunden hatte. Doch kaum hatte Schams meinen Mund berührt, zog er die Hand wieder fort.

»Geh jetzt, liebe Kimya«, murmelte er, und mein Name klang wie ein trauriges Wort.

Ich verließ den Raum. Mir war schwindelig, und meine Wangen glühten.

Erst als ich wieder in meinem Zimmer war, auf meiner Schlafmatte lag, an die Decke starrte und mir vorstellte, wie es wäre, von Schams geküsst zu werden, fiel mir ein, dass ich vergessen hatte, ihn nach der vierten Unterströmung des Flusses zu fragen – nach der tiefsten Lesart des Koran. Worin bestand sie? Wie konnte man in diese Tiefe gelangen?

Und was geschah mit denen, die hineinsprangen?

SULTAN WALAD

KONYA, 4. SEPTEMBER 1245

Bruderliebe für Aladdin habe ich von jeher empfunden, doch nie so sehr wie jetzt. Er, der Jüngere von uns beiden, besaß schon immer, schon als Kleinkind, ein hitziges Gemüt, aber in letzter Zeit ist er noch streitsüchtiger und reizbarer. Er zankt sich wegen jeder Kleinigkeit und ist so launisch, dass sogar die Kinder auf der Straße Angst bekommen, wenn er sich nähert. Schon jetzt, mit siebzehn, hat er vom vielen Stirnrunzeln und Blinzeln tiefe Falten rings um die Augen. Erst heute Morgen fiel mir eine neue Falte neben seinem Mund auf, die daher rührt, dass er die Lippen immer so fest zusammenpresst.

Ich war gerade dabei, etwas auf ein Stück Schaflederpergament zu schreiben, als ich hinter mir etwas rumpeln hörte. Es war Aladdin, mit mürrisch verzogenem Mund. Weiß Gott, wie lange er schon so hinter mir gestanden und mich mit seinen braunen Augen angestarrt hatte! Er fragte mich, was ich da mache.

»Ich schreibe einen alten Vortrag unseres Vaters ab«, antwortete ich. »Es ist besser, jede Rede in zweifacher Ausführung zu haben.«

»Was soll daran gut sein?«, fragte Aladdin schnaubend. »Vater hält ja keine Vorträge und Predigten mehr. Und in der Madrasa lehrt er auch nicht mehr, falls dir das entgangen sein sollte. Siehst du denn nicht, dass er sich aller seiner Pflichten entledigt hat?«

»Das ist nur vorübergehend so. Bald wird er wieder unterrichten.«

»Du machst dir doch nur etwas vor! Merkst du nicht, dass unser Vater für nichts und niemanden mehr Zeit hat, außer für Schams? Ist doch sonderbar, oder? Der Mann bezeichnet sich als Wanderderwisch und hat in unserem Haus Wurzeln geschlagen!«

Er lachte in sich hinein, wohl in der Erwartung, ich pflichtete ihm bei. Als ich aber schwieg, begann er im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich musste ihn nicht ansehen, um zu wissen, dass seine Augen zornig funkelten.

»Die Leute reden schon«, fuhr Aladdin missmutig fort. »Alle fragen

»Die Leute reden schon«, fuhr Aladdin missmutig fort. »Alle fragen dasselbe, nämlich wie sich ein angesehener Gelehrter von einem Ketzer beeinflussen lassen kann. Der Ruf unseres Vaters schmilzt dahin wie Eis in der Sonne. Wenn er sich nicht bald zusammennimmt, findet er in dieser Stadt womöglich niemals wieder einen Schüler, weil ihn dann keiner mehr zum Lehrer haben will. Und man könnte es ihnen nicht einmal verdenken!«

Ich legte das Pergament beiseite und sah meinen Bruder an. Im Grunde war er noch ein Knabe, obwohl aus jeder seiner Gesten und Mienen das heranrückende Mannesalter sprach. Er hatte sich stark verändert im letzten Jahr, und ich begann schon zu vermuten, dass er verliebt war. Um welches Mädchen es sich handelte, wusste ich allerdings nicht, und seine engen Freunde wollten mir nichts sagen.

»Bruder, ich weiß, dass du Schams nicht magst, aber er ist Gast in unserem Haus, und wir müssen ihn achten. Hör nicht auf das, was die anderen sagen. Wir sollten aus dieser Mücke wirklich keinen Elefanten machen.«

Ich bereute meinen bevormundenden Ton auf der Stelle. Aber es war zu spät. Aladdin ist so leicht entflammbar wie trockenes Holz.

»Diese Mücke?«, fauchte er. »Du bezeichnest das Unheil, das über uns gekommen ist, als Mücke? Wie kann man nur so blind sein!«

Ich holte ein weiteres Stück Pergament hervor und strich sacht über die feine Oberfläche. Es bereitete mir stets große Freude, die Worte meines Vaters zu vervielfältigen und mir vorzustellen, dass ich zu ihrem Fortleben beitrug. Noch nach hundert Jahren würden die Menschen die Vorträge meines Vaters nachlesen und sich dafür begeistern können. Bei dieser Übermittlung eine wenn auch noch so kleine Rolle zu spielen erfüllte mich mit Stolz.

Aladdin stand noch immer griesgrämig neben mir und betrachtete mein Werk mit einem grüblerischen Blick voll Bitterkeit. Ganz kurz huschte so etwas wie Sehnsucht über seine Augen, und ich erkannte das Gesicht eines Jungen, der der Liebe seines Vaters bedurfte. Da wurde mir zu meinem Schrecken klar, dass sein Zorn in Wahrheit nicht Schams galt, sondern meinem Vater.

Aladdin war auf meinen Vater wütend, weil der ihn nicht genug liebte, so wie er war. Mein Vater war zwar berühmt und angesehen, doch angesichts des Todes, der unsere Mutter in so zartem Alter ereilt hatte, war er vollkommen hilflos gewesen.

»Es heißt, Schams habe unseren Vater verhext«, sagte Aladdin. »Die Leute behaupten, Schams sei von den Assassinen geschickt worden.«

»Von den Assassinen? Das ist Unsinn!«

Die Assassinen waren eine für ihre ausgeklügelten Tötungsarten und für ihren maßlosen Gebrauch von Giftstoffen berühmte Sekte. Sie hatten es auf einflussreiche Leute abgesehen, die sie in aller Öffentlichkeit ermordeten, um die Herzen der Menschen mit Furcht zu erfüllen. In Saladins Zelt hatten sie sogar einen vergifteten Kuchen und einen Zettel mit der Aufschrift »Wir haben dich in der Hand« zurückgelassen. Und Saladin, dieser große islamische Herrscher, der so tapfer gegen die christlichen Kreuzfahrer vorgegangen und Jerusalem zurückerobert hatte, hatte davor zurückgeschreckt, die Assassinen zu bekämpfen, und hatte lieber Frieden mit ihnen geschlossen. Wie kamen die Leute nur darauf, dass Schams etwas mit dieser Sekte von Verbrechern zu tun hatte?

Ich legte Aladdin die Hand auf die Schulter und zwang ihn, mich anzusehen. »Außerdem ist diese Sekte heute nicht mehr das, was sie einst war. Es ist von ihnen kaum mehr geblieben als der Name.«

Aladdin dachte kurz darüber nach. Dann sagte er: »Mag sein, aber ich habe gehört, dass drei dem Hassan Sabbah treu ergebene Befehlshaber die Festung Alamut verlassen und gelobt haben, überall Angst und Schrecken zu verbreiten. Und Schams, heißt es, sei ihr Anführer.«

Langsam verlor ich die Geduld. »Gott stehe mir bei! Kannst du mir vielleicht erklären, warum ein Assassine es darauf abgesehen haben sollte, unseren Vater umzubringen?«

»Weil sie einflussreiche Leute hassen und das Chaos lieben, deshalb«, erwiderte Aladdin. Er hatte sich so sehr in die Idee einer Verschwörung hineingesteigert, dass sich auf seinen Wangen rote Flecken zeigten.

Mir wurde klar, dass ich umsichtiger vorgehen musste. »Die Leute reden doch alles Mögliche daher«, sagte ich. »Solche schlimmen Gerüchte darf man nicht ernst nehmen. Befreie dich von diesen gehässigen Gedanken, sie vergiften dich nur!«

Aladdin ächzte empört, aber ich sprach weiter. »Du kannst Schams nicht leiden. Musst du auch nicht. Aber um deines Vaters willen solltest du ihm ein wenig Achtung entgegenbringen.«

Aladdin blickte mich verbittert und abschätzig an. Da erkannte ich, dass

mein jüngerer Bruder nicht nur auf unseren Vater böse und auf Schams wütend war, sondern auch enttäuscht von mir. In meiner Wertschätzung für Schams sah er ein Zeichen der Schwäche. Vielleicht glaubte er, dass ich zu unterwürfig und rückgratlos war, um die Gunst meines Vaters zu erringen. Das war zwar nur eine Vermutung, aber es tat mir sehr weh.

Dennoch konnte ich ihm nicht böse sein, und wäre das einmal so, dann wäre mein Ärger schnell wieder verraucht. Er war mein kleiner Bruder. Für mich würde er immer der Junge sein, der den Katzen auf der Straße hinterherrannte, sich die Füße in Regenpfützen schmutzig machte und den lieben langen Tag Brot mit Joghurt aß. Ich konnte in seinem Gesicht einfach nichts anderes sehen als den Knaben, der er einmal gewesen war – ein bisschen füllig geraten und etwas zu klein für sein Alter – und der die Nachricht vom Tod seiner Mutter entgegengenommen hatte, ohne eine Träne zu vergießen. Er hatte damals nur auf seine Füße gestarrt, als schämte er sich mit einem Mal seiner Schuhe, und sich auf die Unterlippe gebissen, bis alle Farbe daraus verschwunden war. Kein Wort, kein Schluchzer war ihm über die Lippen gekommen. Ich wünschte, er hätte damals geweint.

»Weißt du noch, als du dich einmal mit den Nachbarskindern gestritten hattest und heulend und mit blutiger Nase nach Hause kamst – was hat deine Mutter da gesagt?«, fragte ich ihn.

Aladdins Augen wurden schmal, dann aber, als er sich erinnerte, weiteten sie sich. Er schwieg.

»Immer, wenn du auf jemanden wütend bist, sagte sie, sollst du das Gesicht desjenigen durch das Gesicht eines Menschen ersetzen, den du liebst. Hast du schon einmal versucht, Schams' Gesicht durch das deiner Mutter zu ersetzen? Vielleicht würde dir dann plötzlich etwas an ihm gefallen.«

Ein flüchtiges Lächeln, das so hurtig vorbeizog wie eine Wolke im Wind, huschte über Aladdins Mund. Ich war erstaunt, wie weich sein Gesicht dadurch wurde.

»Ja, vielleicht«, sagte er, und in seiner Stimme schwang nicht der kleinste Ärger mehr mit.

Ich schmolz fast dahin. Weil ich nichts zu sagen wusste, umarmte ich meinen Bruder. Als er meine Umarmung erwiderte, wuchs meine Zuversicht, dass er ein Auskommen mit Schams finden und die Eintracht in unserem Haus

bald wiederhergestellt sein würde.

In Anbetracht dessen, was später geschah, hätte mein Irrtum nicht größer sein können.

KIRA

KONYA, 22. OKTOBER 1245

Bevor ich die Tür öffnete, hinter der Schams und Rumi sich die Köpfe heiß redeten über Gott weiß was, klopfte ich an, trat dann aber ein, ohne eine Antwort abzuwarten. Ich brachte den beiden einen Teller mit Halva. Eigentlich spricht Schams kein Wort, wenn ich da bin, fast als zwänge ihn meine Anwesenheit zum Schweigen. Und über meine Kochkünste äußert er sich nie. Er isst ohnehin nur wenig. Manchmal habe ich den Eindruck, dass es ihm eins ist, ob ich ihm köstliche Speisen vorsetze oder nur trockenes Brot. Doch diesmal leuchteten seine Augen auf, als er von meinem Halva abbiss.

»Es schmeckt köstlich, Kira. Wie hast du das gemacht?«

Ich weiß nicht, was da in mich fuhr. Anstatt das Lob so anzunehmen, wie es gemeint war, hörte ich mich sagen: »Was soll die Frage? Auch wenn ich dir sagen würde, wie es geht, bekämst du es nicht hin.«

Schams hielt den Blick auf mich geheftet und nickte kaum merklich, wie um mir zuzustimmen. Ich wartete auf eine Entgegnung, doch er blieb ruhig und schwieg.

Kurz darauf verließ ich das Zimmer und kehrte in die Küche zurück. Für mich war der Zwischenfall Vergangenheit. Und wahrscheinlich hätte ich ihn ganz und gar vergessen, wäre nicht heute Morgen geschehen, was geschehen ist.

Ich war in der Küche und schlug Butter, als plötzlich im Hof Stimmen ertönten. Ich lief hinaus. Mein Lebtag hatte ich noch nie etwas so Verrücktes gesehen. Überall standen wackelige Stapel aufeinandergetürmter Bücher, und selbst im Brunnen schwammen sie. Die zerflossene Tinte hatte das Brunnenwasser leuchtend blau gefärbt.

Rumi stand reglos da, während Schams ein Buch von einem Stapel nahm – die gesammelten Gedichte von al-Mutanabbi –, es grimmig musterte und dann

ins Wasser warf. Kaum war das Buch darin versunken, griff er schon nach dem nächsten. Diesmal hatte er Attars *Buch der Geheimnisse* in die Hand bekommen.

Ich unterdrückte einen Schrei. Schams zerstörte eines nach dem anderen Rumis Lieblingsbücher! Als Nächstes landeten *Die göttlichen Wissenschaften* von Rumis Vater im Wasser. Da ich wusste, wie sehr Rumi seinen Vater verehrte und dieses alte Manuskript liebte, sah ich in der Erwartung, dass er gleich einen Wutanfall bekommen würde, zu ihm hinüber.

Er aber hielt sich ein wenig abseits. Sein Gesicht war wachsbleich, und seine Hände zitterten. Nichts auf der Welt hätte als Erklärung getaugt für sein Schweigen. Der Mann, der mich einst getadelt hatte, weil ich seine Bücher abstauben wollte, sah jetzt zu, wie ein Wahnsinniger seine ganze Bibliothek zerstörte, und schwieg dazu. Das konnte nicht sein! Wenn Rumi nicht einschritt, würde ich es tun.

»Was machst du da?«, fragte ich Schams. »Diese Bücher sind nicht vervielfältigt worden. Sie sind sehr wertvoll. Warum wirfst du sie ins Wasser? Hast du den Verstand verloren?«

Anstatt zu antworten, wandte Schams den Kopf zu Rumi und fragte: »Ist das auch deine Ansicht?«

Rumi schürzte die Lippen und lächelte matt, schwieg jedoch weiterhin.

»Warum sagst du denn nichts?«, schrie ich meinen Mann an.

Da trat Rumi zu mir, nahm meine Hand und drückte sie fest. »Bitte beruhige dich, Kira. Ich vertraue Schams.«

Schams warf mir über die Schulter hinweg ganz gelassen einen selbstbewussten Blick zu, krempelte die Ärmel hoch und begann, die Bücher aus dem Wasser zu fischen. Zu meiner Verwunderung war jedes Buch, das er herausholte, knochentrocken.

»Ist das Zauberei? Wie hast du das gemacht?«, fragte ich ihn.

»Warum fragst du?«, erwiderte Schams. »Auch wenn ich dir sagen würde, wie es geht, bekämst du es nicht hin.«

Da rannte ich zitternd vor Wut und mit den Tränen kämpfend in die Küche, die in letzter Zeit zu meinem Zufluchtsort geworden ist. Und dort, inmitten der Töpfe und Pfannen, zwischen aufgehäuften Kräutern und Gewürzen, setzte ich mich hin und weinte mir die Seele aus dem Leib.

RUMI

KONYA, DEZEMBER 1245

Bis zum Morgengrauen dauerte es nicht mehr lang, als Schams und ich gemeinsam aus dem Haus gingen, um das Morgengebet unter freiem Himmel zu verrichten. Wir ritten eine Weile auf unseren Pferden dahin, streiften über Weiden und durch Täler, durchquerten eiskalte Bäche und genossen den Wind auf unseren Gesichtern. Die Vogelscheuchen in den Weizenfeldern grüßten mit gespenstischen Posen, und vor einem Bauernhof, an dem der Weg uns vorbeiführte, flatterte frisch gewaschene Wäsche heftig im Wind und wies in alle Richtungen des Halbdunkels.

Auf dem Rückweg, noch außerhalb der Stadt, zog Schams die Zügel seines Pferdes an und deutete auf eine wuchtige Eiche. Wir ließen uns unter ihr nieder. Der Himmel über uns hatte sich in eine Vielzahl von Violetttönen gewandet. Schams breitete seinen Mantel auf dem Boden aus, und während von den Moscheen nah und fern zum Gebet gerufen wurde, beteten wir gemeinsam.

»Als ich nach Konya kam, saß ich unter diesem Baum«, sagte Schams und lächelte über die ferne Erinnerung. Dann wurde er nachdenklich. »Ein Bauer hat mich damals mitgenommen. Er war ein großer Bewunderer von dir. Er erzählte mir, deine Predigten heilten das Traurigsein.«

»Früher nannte man mich den Wortzauberer«, sagte ich. »Aber das alles erscheint mir jetzt so weit entfernt. Ich will keine Predigten mehr halten. Ich glaube, damit bin ich fertig.«

»Du bist der Wortzauberer«, sagte Schams mit Nachdruck. »Nur ist dein Sinn nicht mehr aufs Predigen gerichtet, denn du hast jetzt ein singendes Herz.«

Ich wusste nicht, wie das gemeint war, und ich fragte auch nicht. Das Morgengrauen hatte ausgelöscht, was von der letzten Nacht noch übrig gewesen war, und den Himmel in ein reines Orangerot verwandelt. Vor uns in weiter Ferne erwachte die Stadt: Krähen stürzten sich auf Gemüsegärten, um

weiter Ferne erwachte die Stadt, Krähen stürzten sich auf Gemüsegärten, um an allem, was sie rauben konnten, herumzupicken, Türen quietschten, Esel schrien, und die Herde wurden angeheizt, damit der neue Tag begangen werden konnte.

»Überall streben die Menschen ganz auf sich gestellt danach, Erfüllung zu finden, und niemand leitet sie dabei an«, murmelte Schams kopfschüttelnd. »Deine Worte helfen ihnen. Und ich werde alles tun, um dir zu helfen. Ich bin dein Diener.«

»Das darfst du nicht sagen!«, entgegnete ich. »Du bist mein Freund.«

Schams sprach weiter, ohne meinen Einwand zu beachten. »Meine einzige Sorge gilt der Umgebung, in der du bisher gelebt hast. Als berühmter Prediger warst du zwar umringt von liebedienerischen Bewunderern, aber wie gut kennst du die gewöhnlichen Leute? Säufer, Bettler, Diebe, Huren, Spieler – die Untröstlichsten und am ärgsten Geknechteten? Können wir alle Geschöpfe Gottes lieben? Das ist eine schwierige Prüfung, nur die wenigsten bestehen sie.«

Aus seiner Miene sprachen Freundlichkeit und Sorge und sogar etwas wie mütterliches Mitgefühl.

»Du hast recht«, gab ich zu. »Mein Leben war immer behütet. Ich weiß nicht einmal, wie die einfachen Leute leben.«

Schams nahm einen Erdklumpen in die Hand, zerkrümelte ihn zwischen den Fingern und sagte leise: »Wenn es uns gelingt, das ganze Universum mit all seinen Verschiedenheiten und Widersprüchen zu umfassen, zerfließt alles zu einem.«

Mit diesen Worten ergriff er einen abgestorbenen Ast und zog einen großen Kreis in die Erde rings um die Eiche. Dann hob er die Arme zum Himmel, als wollte er von einem unsichtbaren Seil emporgehoben werden, und zählte die neunundneunzig Namen Gottes auf. Gleichzeitig begann er sich in dem Kreis um sich selbst zu drehen – erst langsam und bedächtig, dann mit immer mehr Geschwindigkeit wie der Wind am späten Nachmittag. Schon nach kurzer Zeit wirbelte er schnell und kraftvoll dahin wie eine stürmische Bö. Sein Entrücktsein zog mich so in den Bann, dass mir war, als drehte sich das ganze Universum – die Erde, der Mond und die Sterne – mit ihm. Ich sah diesem außergewöhnlichen Tanz zu und ließ meine Seele und meinen Körper von der Kraft einhüllen, die er verströmte.

Nach und nach wurde Schams langsamer, bis er schließlich zum Stehen kam. Mit jedem seiner heftigen Atemzüge hob und senkte sich seine Brust. Er war weiß im Gesicht, und seine Stimme klang mit einem Mal so tief, als käme sie von einem fernen Ort. »Das Universum ist ein Wesen. Alles und jeder ist durch ein unsichtbares Netz von Geschichten miteinander verbunden. Wir alle befinden uns in einem stummen Gespräch miteinander, ob wir es wahrhaben oder nicht. Füge niemandem Schaden zu. Sei mitfühlend. Und äußere dich nicht hinter dem Rücken über andere – und sei es nur eine harmlos scheinende Bemerkung! Die Worte, die deinen Mund verlassen, verschwinden nicht, sondern sind für immer im endlosen Raum aufbewahrt und werden zu gegebener Zeit zu uns zurückkehren. Der Schmerz eines einzigen Menschen quält uns alle. Die Freude eines einzigen Menschen bringt uns alle zum Lächeln. Daran gemahnt uns eine der vierzig Regeln.«

Er blickte mich fragend an. In der unergründlichen Tiefe seiner Augen lag ein Schatten der Verzweiflung, ein Anflug von Kummer, den ich noch nie an ihm gesehen hatte.

»Du wirst dereinst die Stimme der Liebe genannt werden«, sagte er. »In Ost und West werden Menschen, die nie dein Antlitz erblickt haben, von deiner Stimme beflügelt sein.«

»Wie soll es dahin kommen?«, fragte ich ungläubig.

»Durch deine Worte. Aber ich spreche nicht von Vorträgen und Predigten, sondern von Dichtung.«

»Dichtung? Ich schreibe keine Gedichte. Ich bin Gelehrter«, sagte ich, und mir brach die Stimme.

Da erwiderte Schams mit feinem Lächeln: »Du, mein Freund, bist einer der besten Dichter, die die Welt je gesehen haben wird.«

Ich wollte schon widersprechen, doch die Entschiedenheit, mit der Schams mich ansah, hielt mich davon ab. Mir war auch gar nicht nach Streiten zumute. »Wie auch immer – was getan werden muss, tun wir gemeinsam. Wir werden diesen Weg zusammen gehen.«

Schams nickte geistesabwesend und fiel in ein unheimliches Schweigen. Sein Blick war auf die verblassenden Farben am Horizont gerichtet, und als er wieder zu sprechen begann, sagte er die unheilvollen Worte, die ich nie vergessen habe und die für immer Narben auf meiner Seele hinterließen: »So gern ich auch mit dir ginge, ich fürchte, du wirst es allein tun müssen.«

»Was soll das heißen? Wohin willst du?«, fragte ich.

Schams senkte den Blick und verzog wehmütig den Mund. »Das liegt nicht in meiner Hand.«

Plötzlich kam Wind auf und wehte uns ins Gesicht. Es wurde kühl, wie um uns vom Ende des Herbsts zu künden. Aus heiterem Himmel fielen feine, warme Regentropfen herab, so weich und zart, als würde ich von einem Schmetterlingsflügel berührt. Da durchfuhr mich der Gedanke, Schams könnte mich verlassen, zum ersten Mal wie ein stechender Schmerz in der Brust.

SULTAN WALAD

KONYA, DEZEMBER 1245

Bei allem Verständnis dafür, dass manche es nur als Geplänkel empfinden, schmerzt es mich tief, das Getratsche zu hören. Wie können die Leute nur so verächtlich und höhnisch von etwas reden, von dem sie so wenig wissen? Es ist eigenartig, ja fast furchterregend, wie fern die Menschen der Wahrheit sind. Sie verstehen nicht, wie fest das Band zwischen meinem Vater und Schams ist. Offenbar haben sie nie den Koran gelesen, sonst wüssten sie, dass darin ähnliche Geschichten von spiritueller Freundschaft erzählt werden, die zwischen Moses und Khidr beispielsweise.

Klar und deutlich steht es in der Sure al-Kahf. Moses war ein vorbildlicher Mann und so bedeutend, dass er später zum Propheten und zudem zum sagenumwobenen Anführer und Gesetzgeber wurde. Doch es gab eine Zeit, in der er sehr eines geistigen Gefährten bedurfte, damit sein drittes Auge geöffnet werde. Dieser Gefährte aber war Khidr, der Tröster der Betrübten und Entmutigten.

Khidr sagte zu Moses: »Ich bin mein Leben lang auf der Reise. Gott hat mich beauftragt, die Welt zu durchstreifen und zu tun, was getan werden muss. Du sagst, du willst mit mir gehen, doch wenn du mir folgst, darfst du nichts von dem, was ich tue, in Frage stellen. Erträgst du es, mir Gesellschaft zu leisten, ohne je etwas anzuzweifeln? Kannst du mir ganz vertrauen?«

»Ja«, antwortete Moses. »Lass mich mit dir gehen. Ich verspreche dir, niemals Fragen zu stellen.«

So brachen sie auf und kamen durch mehrere Städte. Doch als Moses sah, dass Khidr so sinnlose Taten beging wie einen Jungen zu töten und ein Boot zu versenken, konnte er seine Zunge nicht mehr im Zaum halten. »Warum hast du diese Gräuel begangen?«, fragte er verzweifelt.

»Was ist mit deinem Versprechen?«, gab Khidr zurück. »Sagte ich nicht, du darfst keine Fragen stellen?«

Jedes Mal entschuldigte sich Moses und versprach, nicht zu fragen, und jedes

jedes Mal entschuldigte sich Moses und versprach, nicht zu fragen, und jedes Mal brach er sein Versprechen. Schließlich erklärte Khidr ihm den Grund jeder seiner Handlungen, und Moses begann allmählich zu verstehen, dass etwas, was niederträchtig oder unselig erscheint, oft ein verborgener Segen ist, während sich etwas Erfreuliches auf lange Sicht als schädlich erweisen kann. Seine kurze Freundschaft mit Khidr sollte die erhellendste Erfahrung seines Lebens werden.

Wie in diesem Gleichnis gibt es Freundschaften auf der Welt, die den gewöhnlichen Menschen unverständlich bleiben, in Wahrheit aber zu größerer Weisheit und tieferer Einsicht führen. Als eine solche Freundschaft betrachte ich Schams' Dasein im Leben meines Vaters.

Ich weiß aber, dass andere es anders sehen, und ich sorge mich. Leider macht Schams es den Menschen nicht leicht, ihn zu mögen. So sitzt er auf peinlich tyrannische Weise vor dem Tor der Koranschule, und jeder, der hineingehen und mit meinem Vater sprechen will, wird von ihm angehalten und ausgefragt.

»Aus welchem Grund willst du den großen Maulana sprechen?«, fragt er. »Welches Geschenk hast du mitgebracht?«

Die Leute wissen nicht, was sie sagen sollen, sie beginnen zu stottern, und dann bitten sie gar um Verzeihung. Und Schams schickt sie fort.

Manche Besucher kehren nach einigen Tagen mit Geschenken zurück. Sie kommen mit Trockenobst, Silberdirhems, Seidenteppichen und neugeborenen Lämmern. Doch der Anblick dieser Dinge steigert Schams' Zorn. Mit funkelnden schwarzen Augen und wutentbrannter Miene jagt er sie einmal mehr davon.

Eines Tages wurde ein Mann so wütend auf Schams, dass er brüllte: »Wer gibt dir das Recht, Maulanas Tor zu versperren? Jeden fragst du, was er bringt, aber was ist mit dir – was hast du ihm gebracht?«

»Mich selbst«, sagte Schams daraufhin gerade so laut, dass man es hören konnte. »Ich habe meinen Kopf für ihn geopfert.«

Darauf trottete der Mann davon, seine Worte waren nur noch ein Murmeln. Er schien eher verwirrt als empört.

Am gleichen Tag fragte ich Schams, ob es ihn nicht störe, dass er so missverstanden und unterschätzt werde. Es gelang mir nur mit Mühe, meine

Beunruhigung zu verbergen, als ich ihm mitteilte, dass er sich in letzter Zeit viele Feinde gemacht habe.

Er sah mich so verständnislos an, als wüsste er gar nicht, wovon ich sprach. »Aber ich habe keine Feinde«, sagte er achselzuckend. »Wer Gott liebt, hat vielleicht Kritiker und sogar Rivalen, doch niemals Feinde.«

»Mag sein, aber du streitest dich mit den Leuten«, gab ich zu bedenken.

Da verkündete Schams voller Leidenschaft: »Ich streite mich nicht mit ihnen, sondern mit ihrem Ich. Das ist etwas anderes.«

Und dann fügte er leise hinzu: »Das ist eine der vierzig Regeln: Die Welt ist wie ein schneebedeckter Berg, von dem das Echo deiner Stimme widerhallt. Was immer du sagst, es sei gut oder böse, kommt irgendwann zu dir zurück. Deshalb wird alles nur schlimmer, wenn du über jemanden, der schlechte Gedanken über dich hegt, ähnliche Dinge verbreitest. So kommt mehr und mehr Bosheit in die Welt. Rede stattdessen vierzig Tage und Nächte lang nur gut über diesen Menschen, und am Ende der vierzig Tage wird sich alles verändert haben, denn du hast dich in deinem Inneren verändert.«

»Aber die Leute sagen alles Mögliche über dich. Es heißt sogar, dass es ein unaussprechliches Band zwischen zwei Männern geben muss, wenn sie sich so sehr lieben.« Gegen Ende des Satzes war mir beinahe die Stimme erstorben.

Schams legte mir die Hand auf den Arm und lächelte mich auf seine beruhigende Art an. Und dann erzählte er mir eine Geschichte.

Zwei Männer reisten von einer Stadt in eine andere. Sie kamen an einen Bach, dessen Wasser nach starkem Regen gestiegen war. Als sie ihn eben durchqueren wollten, bemerkten sie eine schöne junge Frau, die ganz allein dastand und der Hilfe bedurfte. Der eine Mann ging sofort zu ihr, hob sie hoch und trug sie auf seinen Armen durch den Bach. Dann ließ er sie nieder, winkte ihr zum Abschied zu, und die beiden Männer setzten ihre Reise fort.

Auf dem restlichen Weg war der zweite Mann ungewöhnlich still und verdrießlich und überhörte die Fragen des Freundes. Nachdem er ein paar Stunden lang seinem Missmut gefrönt hatte, platzte es schließlich aus ihm heraus. »Warum hast du diese Frau berührt? Sie hätte dich verführen können! Männer und Frauen dürfen einander nicht so nahe kommen!«

Da erwiderte der erste Mann in aller Ruhe: »Mein Freund, ich habe die Frau über den Bach getragen und sie dann abgesetzt. Du bist es, der sie seither getragen hat.«

»Manche Menschen sind so«, sagte Schams. »Sie tragen ihre Ängste und Vorurteile auf dem Buckel und brechen unter der Last fast zusammen. Wenn du von jemandem hörst, der die Tiefe der Verbindung zwischen deinem Vater und mir nicht verstehen kann, sag ihm, er solle seinen Geist reinigen!«

ELLA

NORTHAMPTON, 15. JUNI 2008

Bevor ich, geliebte Ella, deine Frage beantworte und dir erzähle, wie ich Sufi wurde, lass mich dir versichern: Es geschah nicht von heute auf morgen.

Ich wurde als Craig Richardson in Kinlochbervie, einer Hafenstadt im schottischen Hochland, geboren. Wenn ich an die Vergangenheit denke, erinnere ich mich immer liebevoll an die Fischerboote mit ihren vom letzten Fang schwer beladenen Netzen, von denen die Tangfäden herabhingen wie grüne Schlangen, an die Strandläufer, die nach Würmern pickend am Wasser entlangtippelten, an das gelb blühende Jakobs-Greiskraut, das an den unvermutetsten Stellen wuchs, und an den stechenden, salzigen Geruch des dahinterliegenden Meers. Dieser Geruch, ebenso wie der Geruch der Berge und Lochs, und die triste Ruhe des Lebens im Nachkriegseuropa bildeten den Hintergrund, vor dem sich meine Kindheit abspielte.

Während sich die Welt in die sechziger Jahre stürzte und zum Schauplatz von Studentenprotesten, Flugzeugentführungen und Revolutionen wurde, war ich in meinem stillen grünen Winkel von alldem völlig abgeschnitten. Mein Vater besaß ein Antiquariat, meine Mutter züchtete Schafe, die hochwertige Wolle produzierten. Als Kind hatte ich ein wenig von der Einsamkeit eines Schäfers wie auch von der Introvertiertheit eines Buchhändlers. Ich kletterte oft auf einen alten Baum und betrachtete die Landschaft, und nie wäre ich auf den Gedanken gekommen, ich würde nicht mein ganzes Leben dort verbringen. Hin und wieder empfand ich tief im Herzen eine Sehnsucht nach Abenteuern, aber ich mochte Kinlochbervie und liebte die Vorhersehbarkeit meines Lebens. Wie hätte ich auch wissen

sollen, dass Gott andere Pläne mit mir hatte?

Kurz nach meinem zwanzigsten Geburtstag entdeckte ich die beiden Dinge, die mein Leben für immer verändern sollten. Das Erste war eine Profikamera. Ich belegte einen Fotografierkurs, ohne zu ahnen, dass dieses scheinbar simple Hobby zu meiner lebenslangen Passion werden würde. Das Zweite war die Liebe in Gestalt einer Holländerin, die mit mehreren Freunden durch Europa reiste. Sie hieß Margot.

Sie war acht Jahre älter als ich, wunderschön, groß gewachsen und sehr, sehr eigenwillig. Sie betrachtete sich als unkonventionell, idealistisch, radikal, bisexuell, als Linke, als individuelle Anarchistin, Multikulturalistin und Menschenrechtsaktivistin, als Ökofeministin und Verfechterin der Gegenkultur – alles Zuschreibungen, die ich auf Nachfrage nicht einmal definieren könnte. Aber schon bald hatte ich erkannt, dass sie noch etwas war, nämlich eine Pendelfrau. Himmelhoch jauchzend, dann wieder zu Tode betrübt innerhalb weniger Minuten. Margot war die Unberechenbarkeit in Person. Ihr ständiger Zorn galt dem, was sie »die Scheinheiligkeit des bürgerlichen Lebensstils« nannte; sie hinterfragte jede Kleinigkeit und lag stets im Clinch mit der Gesellschaft. Mir ist es bis heute ein Rätsel, warum ich damals nicht vor ihr floh. Aber ich tat es nun mal nicht, sondern ließ mich in den Mahlstrom ihrer Lebendigkeit hineinziehen. Ich war bis über beide Ohren in sie verliebt.

Sie war eine völlig unmögliche Mischung, erfüllt von revolutionären Ideen, unbändigem Mut und hemmungsloser Kreativität, zur gleichen Zeit aber zerbrechlich wie eine Kristallblume. Ich schwor mir, bei ihr zu bleiben und sie nicht nur vor der Außenwelt zu schützen, sondern auch vor sich selbst. Ob sie mich je so liebte wie ich sie? Ich glaube nicht. Aber ich weiß, dass sie mich auf ihre eigene egozentrische und selbstzerstörerische Art geliebt hat.

So landete ich mit zwanzig Jahren in Amsterdam, wo wir heirateten. Margot engagierte sich für Flüchtlinge, die aus politischen oder humanitären Gründen nach Europa gekommen waren. Als Angestellte einer Hilfsorganisation für Immigranten half sie

traumatisierten Menschen aus den elendsten Ecken der Welt, in Holland Fuß zu fassen. Sie war ihr Schutzengel. Familien aus Indonesien, Somalia, Argentinien und Palästina benannten ihre Töchter nach ihr.

Ich selbst war zu sehr damit beschäftigt, Karriere zu machen, als dass mich irgendwelche hehren Ziele interessiert hätten. Nach Abschluss meines Wirtschaftsstudiums begann ich in einem internationalen Unternehmen zu arbeiten. Die Tatsache, dass meine Stellung und mein Gehalt Margot völlig egal waren, ließ mich nur umso eifriger Statussymbolen hinterherjagen. Ich gierte nach Macht und verbiss mich geradezu in schwierige Aufgaben.

Ich hatte unser Leben penibel durchgeplant. Nach zwei Jahren würden wir mit dem Kinderkriegen beginnen. Zwei kleine Mädchen vervollständigten mein Bild der idealen Familie. Ich sah mit großer Zuversicht in die Zukunft. Schließlich lebten wir an einem der sichersten Orte der Welt und nicht in einem der notleidenden Länder, die Immigranten auf den europäischen Kontinent spülten wie ein kaputter Wasserhahn. Wir waren jung, gesund und verliebt. Nichts konnte schiefgehen. Kaum zu glauben, dass ich inzwischen fünfundvierzig bin und Margot nicht mehr lebt.

Sie legte mehr Wert auf eine gesunde Lebensweise als ich. Zu einer Zeit, die dieses Wort noch gar nicht kannte, ernährte sie sich konsequent vegan, aß nur frische Sachen, trieb regelmäßig Sport und nahm keine Drogen. Ihr Engelsgesicht strotzte vor Gesundheit, und ihr Körper blieb schlank, straff und jugendlich. Sie achtete so sehr auf sich, dass ich trotz des Altersunterschieds älter aussah als sie.

Sie starb einen völlig unerwarteten, einen dummen Tod. Auf dem nächtlichen Heimweg vom Besuch bei einem berühmten russischen Journalisten, der Asyl beantragen wollte, hatte sie mitten auf der Autobahn eine Panne. Und sie, die sich sonst immer an die Verkehrsregeln hielt, tat plötzlich etwas für sie ganz Untypisches: Anstatt die Warnblinkanlage einzuschalten und auf Hilfe zu warten, stieg sie aus und machte sich auf den Weg ins nächste Dorf. Sie trug einen braungrauen Trenchcoat und eine dunkle Hose und hatte keine Taschenlampe dabei oder sonst irgendetwas, um im Dunkeln besser

Taschenlampe dabei oder sonst irgendetwas, um im Dunkeln besser sichtbar zu sein für die anderen. Sie wurde von einem Auto angefahren – einem Wohnwagengespann aus Jugoslawien. Der Fahrer behauptete, er habe sie nicht gesehen. So vollkommen hatte Margot sich mit der Nacht vereint.

Einst war ich ein kleiner Junge. Die Liebe öffnete mir den Blick für ein erfüllteres Leben. Der Verlust der Frau, die ich geliebt hatte, veränderte mich dramatisch. Ich war nun weder ein Junge noch ein erwachsener Mann, sondern ein gefangenes Tier. Diese Phase meines Lebens bezeichne ich als meine Begegnung mit dem Buchstaben S in dem Wort »Sufi«.

Hoffentlich habe ich dich nicht gelangweilt mit meinem langen Brief.

Alles Liebe

Aziz

DIE HURE WÜSTENROSE

KONYA, JANUAR 1246

Bordellarrest – so nennt man wohl, was mir meine Herrin, der Hermaphrodit, nach dem Skandal in der Moschee verordnet hat. Ich darf nirgendwo mehr hin, bin für immer eingesperrt. Aber das macht mir nichts aus, denn seit einiger Zeit fühle ich überhaupt nichts mehr.

Das Gesicht, das mich jeden Morgen im Spiegel begrüßt, wird immer bleicher. Ich kämme mich nicht mehr und kneife mir nicht in die Wangen, damit sie rot werden. Die anderen Mädchen beschweren sich ständig über mein Aussehen, angeblich schreckt es die Freier ab. Gut möglich. Umso erstaunter war ich, als ich neulich erfuhr, dass ein bestimmter Kunde gerade auf mir bestand.

Zu meinem Schrecken musste ich feststellen, dass es sich um Baybars handelte.

Sobald wir allein im Zimmer waren, fragte ich ihn: »Was hat ein Wachmann wie du hier zu suchen?«

»Dass ich ins Bordell gehe, ist nicht abartiger, als wenn eine Hure die Moschee betritt«, erwiderte er verächtlich.

»Du hättest mich damals am liebsten sofort getötet, nicht wahr?«, sagte ich. »Ich verdanke Schams-e Tabrizi mein Leben.«

»Ich will diesen widerlichen Namen nicht hören! Der Kerl ist ein Ketzer!«

»Das stimmt nicht.« Ich weiß nicht, was ich mir dabei dachte, aber ich hörte mich sagen: »Er hat mich seit damals oft besucht.«

»Ha! Ein Derwisch im Bordell!«, schnaubte Baybars. »Komisch, dass mich das so gar nicht überrascht.«

»Nein, so war es nicht«, entgegnete ich.

Ich hatte es nie jemandem erzählt und wusste nicht, warum ich es Baybars jetzt offenbarte, aber Schams hatte mich in den vergangenen Monaten jede Woche einmal besucht. Wie er es schaffte, sich hineinzuschleichen, ohne von den anderen, vor allem vom Wirt, bemerkt zu werden, war mir ein Rätsel. Jeder

den anderen, vor allem vom Wirt, bemerkt zu werden, war ihm ein Rätsel. Jeder andere hätte wahrscheinlich auf schwarze Magie getippt. Aber ich wusste, dass es nichts damit zu tun hatte. Schams war ein guter Mensch. Ein Mann des Glaubens. Und er besaß viele Fähigkeiten. Anders als meine Mutter in meiner Kindheit brachte mir Schams als einziger Mensch vorbehaltloses Mitgefühl entgegen. Er hatte mich gelehrt, nie zu verzagen, was auch geschah. Jedes Mal wenn ich ihm erklärte, dass eine wie ich ihre Vergangenheit unmöglich hinter sich lassen kann, sagte er mir eine seiner Regeln vor. Die Vergangenheit ist eine Deutung, die Zukunft nichts als ein Truggebilde. Die Welt bewegt sich nicht wie auf einer Linie von der Vergangenheit in die Zukunft durch die Zeit, sondern die Zeit bewegt sich in endlosen Spiralen in uns und durch uns hindurch.

Ewigkeit bedeutete nicht unendliche Zeit, sondern Zeitlosigkeit.

Wer geistige Erleuchtung sucht, muss Vergangenheit und Zukunft aus seinen Gedanken verbannen und ganz im Augenblick bleiben.

Schams sagte immer: »Außer dem Augenblick gibt es nichts und wird es nie etwas geben. Wenn du diese Wahrheit begriffen hast, brauchst du nichts mehr zu fürchten. Dann kannst du das Bordell für immer verlassen.«

Baybars beobachtete mich. Dabei schielte sein rechtes Auge leicht zur Seite, so als wäre da noch jemand mit uns im Raum, jemand, den ich nicht sehen konnte. Er machte mir Angst.

Es war besser, nicht mehr von Schams zu sprechen. Ich holte Baybars einen Krug Bier, den er hastig leerte.

»Und – was ist deine besondere Gabe?«, fragte er, nachdem er ein zweites Bier hinuntergestürzt hatte. »Ihr Mädchen habt doch jede eine bestimmte Fähigkeit. Verstehst du dich aufs Bauchtanzen?«

Ich sagte ihm, dass ich nichts dergleichen könne und dass jede Begabung, die ich je besessen hätte, verschwunden sei, weil ich an einer unbekannten Krankheit litte. Der Bordellwirt hätte mich umgebracht, wenn er gehört hätte, dass ich das einem Freier erzählte, aber es war mir einerlei. Insgeheim hoffte ich nämlich, dass Baybars die Nacht mit einem anderen Mädchen verbringen würde.

Doch leider zuckte er nur mit den Schultern und sagte, das würde ihn nicht stören. Dann zog er seinen Beutel hervor, schüttete ein rötlichbraunes Zeug

daraus auf seine Hand, warf es sich in den Mund und begann langsam zu kauen. »Willst du auch?«, fragte er mich.

Ich schüttelte den Kopf. Ich wusste, was das war.

»Du weißt gar nicht, was du verpasst.« Grinsend legte er sich aufs Bett und verlor sich im Haschischrausch.

In dieser Nacht erzählte Baybars, benommen von Hanf und Bier, großtuerisch von den schrecklichen Dingen, die er auf den Schlachtfeldern gesehen hatte. Dschingis Khan sei zwar tot und sein Fleisch verwest, sagte er, aber sein Geist begleite die Mongolenarmee noch immer. Von diesem Geist angestachelt greife die Mongolenarmee Karawanen an, plündere Dörfer und metzele Frauen und Männer nieder. Er erzählte mir von dem Mantel des Schweigens, der sich in einer kalten Winternacht weich und friedlich über das Schlachtfeld legt, auf dem Hunderte getötet und verwundet worden waren und Dutzende noch ihren letzten Atemzug taten.

»Die Stille nach einer solchen Verheerung ist das friedlichste Geräusch der Welt«, sagte er lallend.

»Das klingt so traurig.«

Von einem Moment zum anderen war er nicht mehr imstande, etwas zu sagen. Es gab nichts mehr zu reden. Er packte mich am Arm, stieß mich aufs Bett und riss mir das Gewand vom Leib. Seine Augen waren blutunterlaufen, seine Stimme klang heiser, und er stank widerwärtig nach Haschisch, Schweiß und Hunger. Mit einer einzigen Bewegung drang er rücksichtslos und roh in mich ein. Ich versuchte mich auf die Seite zu legen und die Schenkel zu entspannen, damit es nicht mehr so schmerzte, aber er presste seine Hände so fest auf meine Brüste, dass ich mich nicht mehr rühren konnte. Noch lange nachdem er in mir gekommen war, stieß er weiter in mich wie eine Marionette, die, von unsichtbaren Händen bewegt, nicht aufhören kann. Sichtlich unbefriedigt rammte er sich mit solcher Gewalt hinein, dass ich befürchtete, er würde wieder hart, doch dann war es plötzlich vorbei. Immer noch über mir sah er mir so hasserfüllt ins Gesicht, als ekelte er sich vor dem Körper, der ihn eben noch erregt hatte.

»Zieh dir was an!«, befahl er, während er sich zur Seite rollte.

Während ich mein Gewand überwarf, sah ich aus den Augenwinkeln, dass er sich noch mehr Haschisch in den Mund schob. »Ab jetzt bist du meine Geliebte«, sagte er mit malmenden Kiefern.

Es war nicht ungewöhnlich, dass ein Freier diese Forderung stellte. Wenn die Lage derart heikel wurde, machte ich dem jeweiligen Mann immer weis, ich würde liebend gern seine Geliebte und nur ihm zu Diensten sein, es würde aber sehr viel kosten und zuvor müsse er die Herrin beglücken. Doch in dieser Nacht war mir nicht danach, irgendetwas vorzuspielen.

»Ich kann nicht deine Geliebte sein«, erwiderte ich. »Ich gehe bald weg von hier.«

Baybars lachte so schallend auf, als hätte er noch nie etwas so Lustiges gehört. Dann sagte er im Brustton der Überzeugung: »Das glaubst du doch selbst nicht.«

Es wäre besser gewesen, mich nicht mit ihm zu streiten, aber ich konnte nicht anders. »Wir beide sind gar nicht so verschieden. Wir haben beide in der Vergangenheit etwas getan, was wir zutiefst bereuen. Aber aus dir ist dank der Stellung deines Onkels ein Wachmann geworden. Ich habe keinen Onkel, der mich unterstützt, verstehst du!«

Baybars Gesicht erstarrte, und seine bisher kalten und abweisenden Augen weiteten sich vor Wut. Er stürzte sich auf mich und packte mich an den Haaren. »Ich war doch nett zu dir, oder nicht?«, knurrte er. »Für wen hältst du dich eigentlich?«

Ich wollte etwas erwidern, aber ein stechender Schmerz brachte mich zum Schweigen. Baybars schlug mir ins Gesicht und stieß mich gegen die Wand.

Es war nicht das erste Mal. Ich war schon öfter von Freiern geschlagen worden, doch so heftig war es noch nie.

Ich fiel zu Boden. Baybars begann mir in die Rippen und gegen die Beine zu treten, wobei er mich übel beschimpfte. In diesem Augenblick hatte ich ein ganz merkwürdiges Erlebnis. Während ich mich vor Schmerzen wand und mein Körper von der Wucht der Schläge zerschmettert wurde, trennte sich meine Seele – oder das, was sich wie meine Seele anfühlte – vom Leib und verwandelte sich, leicht wie Papier und frei, in einen Drachen.

Ich schwebte in der Luft. Wie in eine friedliche Leere geworfen, in der ich nichts aushalten und nirgendwohin gehen musste, segelte ich dahin. Ich flog über frisch abgeerntete Weizenfelder, auf denen Bauernmädchen standen, deren Kopftücher im Wind flatterten, und in der Nacht leuchteten die

Glühwürmchen wie märchenhafte Lichter. Mir war, als fiele ich, aber hinauf, hinauf in den bodenlosen Himmel.

War das der Tod? Wenn er so war, dann barg er keinen Schrecken. Mein Kummer löste sich auf. Ich war an einem Ort vollkommener Reinheit und Leichtigkeit gelandet, in einem magischen Bereich, in dem mich nichts mehr herabziehen konnte. Und jäh wurde mir bewusst, dass ich meine Angst lebte und dass das zu meinem Erstaunen nicht schrecklich war. Hatte mich nicht die ganze Zeit gerade die Angst, Leid und Not zu erfahren, daran gehindert, das Bordell zu verlassen? Ich begriff – und mein Herz wurde weit dabei: Wenn es mir gelang, den Tod nicht mehr zu fürchten, dann konnte ich dieses Rattenloch verlassen.

Schams-e Tabrizi hatte recht. Der einzige Schmutz, den es gab, war innen. Ich schloss die Augen und stellte mir dieses andere Ich vor. Unberührt war es und reumütig, es sah viel jünger aus, und es verließ das Bordell und ging einem neuen Leben entgegen. So strahlend jugendlich und voll Selbstvertrauen wäre mein Gesicht gewesen, hätte ich jemals im Leben Geborgenheit und Liebe erfahren. Der Anblick war so verlockend und trotz des Blutes vor meinen Augen und der Schmerzen in meinen Rippen so wirklich, dass ich plötzlich lächeln musste.

KIMYA

KONYA, JANUAR 1246

Blutrot war mein Gesicht angelaufen, und ich schwitzte sogar ein bisschen, als ich endlich den Mut aufbrachte, Schams-e Tabrizi anzusprechen. Schon seit Wochen hatte ich ihn nach der tiefsten Lesart des Korans fragen wollen, doch es war nie etwas daraus geworden. Wir lebten zwar unter einem Dach, aber unsere Wege kreuzten sich nie. Heute Morgen jedoch tauchte, als ich gerade den Hof kehrte, Schams neben mir auf. Er war allein und zum Reden aufgelegt. Und diesmal gelang es mir nicht nur, mich länger mit ihm zu unterhalten, sondern auch, ihm dabei in die Augen zu schauen.

»Wie geht es dir, liebe Kimya?«, fragte er herzlich.

Es entging mir nicht, dass er benommen wirkte, so als wäre er gerade erst aus dem Schlaf oder aus einer Vision erwacht. Ich wusste, dass er Visionen hatte – in letzter Zeit häufiger denn je –, und erkannte mittlerweile die Anzeichen, denn danach war er stets bleich, und seine Augen wirkten verträumt.

»Es kommt ein Sturm auf«, murmelte er und blickte blinzelnd in den Himmel, aus dem graue Flocken herabwirbelten und den ersten Schnee des Jahres ankündigten.

Es schien mir der richtige Augenblick zu sein, um ihm die Frage zu stellen, die mich so umtrieb. »Du hast mir erklärt, dass unser Verständnis des Koran immer genauso tief ist wie unsere Einsicht«, sagte ich zögerlich. »Ich wollte dich schon seit Langem nach der vierten Stufe fragen.«

Schams wandte sich mir zu und musterte mein Gesicht. Ich mochte es, wenn er mich so aufmerksam betrachtete. Dann sah er immer am schönsten aus, mit aufgeworfenen Lippen und leicht gefurchter Stirn.

»Die vierte Stufe ist unaussprechlich. Es gibt eine Ebene, hinter der unsere Rede versagt. Wer in den Bereich der Liebe eintritt, braucht keine Sprache.«

»Ich würde so gern irgendwann einmal in den Bereich der Liebe eintreten«, platzte ich heraus, was mir sofort peinlich war. »Damit ich den Koran mit

platzte ich heraus, was mir sofort peinlich war. »Damit ich den Koran mit tieferer Einsicht lesen kann, meine ich.«

Schams' Mund verzog sich zu einem sonderbaren kleinen Lächeln. »Wenn du es in dir hast, wird es so kommen«, sagte er. »Dann wirst du in die vierte Unterströmung eintauchen und zum Strom werden.«

Ich hatte die widersprüchlichen Gefühle ganz vergessen, die nur Schams in mir hervorzurufen vermochte. In seiner Gegenwart fühlte ich mich gleichzeitig wie ein Kind, das ganz neu zu leben lernt, und wie eine Frau, die bereit ist, Leben in ihrem Schoß zu hegen.

»Wie meinst du das – ›Wenn du es in dir hast‹?«, fragte ich. »Ist das so etwas Ähnliches wie Schicksal?«

»Ja, genau.« Schams nickte.

»Aber was heißt Schicksal?«

»Ich kann dir nicht sagen, was Schicksal ist. Nur, was es nicht ist. Es gibt für diese Frage sogar eine Regel. Schicksal bedeutet nicht, dass dein Leben streng vorbestimmt ist. Alles dem Geschick zu überlassen und nicht selbst zur Musik des Universums beizutragen ist deshalb ein Zeichen reiner Dummheit.

Die Musik des Universums ist allesdurchdringend und wird auf vierzig verschiedenen Ebenen komponiert.

Dein Schicksal ist die Ebene, auf der du deine Melodie spielst. Vielleicht geschieht es auf immer demselben Instrument, aber wie gut du spielst, liegt ausschließlich an dir.«

Ich muss ziemlich verwirrt gewirkt haben, denn Schams fühlte sich bemüßigt, eine Erklärung nachzuliefern. Er legte seine Hand auf meine und drückte sie leicht. Seine dunklen Augen funkelten, als er sagte: »Ich möchte dir eine Geschichte erzählen.«

Und dann erzählte er mir diese Geschichte:

Eine junge Frau fragte einen Derwisch, was es mit dem Schicksal auf sich habe. »Komm mit«, sagte der Derwisch. »Wir sehen uns gemeinsam die Welt an.« Schon bald trafen sie auf eine Menschenmenge. Ein Mörder wurde zum Galgen auf dem Marktplatz geführt. Der Derwisch fragte: »Wird dieser Mann hingerichtet, weil ihm jemand das Geld gab, mit dem er die Mordwaffe kaufte? Oder weil ihn niemand abhielt, als er die Tat beging? Oder weil ihn danach jemand fasste? Wo liegt in diesem Fall die Ursache und wo die Wirkung?«

Ich unterbrach ihn mit den Worten: »Der Mann wird gehängt, weil er etwas

Grauenvolles getan hat. Er bezahlt für das, was er begangen hat. Das eine ist die Ursache, das andere die Wirkung. Es gibt Gutes und Böses, und dazwischen liegt ein Unterschied.«

»Ah, süße Kimya«, entgegnete Schams so leise, als wäre er plötzlich müde. »Du magst Unterscheidungen, weil du glaubst, sie machten das Leben einfacher. Aber was, wenn die Dinge nicht immer so eindeutig sind?«

»Gott will aber, dass wir eindeutig sind. Sonst gäbe es die Begriffe ›halal‹ und ›haram‹ gar nicht. Es gäbe keinen Himmel und keine Hölle. Stell dir nur vor, man könnte die Menschen nicht mit der Hölle ängstigen und mit dem Himmel ermutigen! Dann ginge es sehr viel schlimmer zu auf der Welt.«

Schneeflocken jagten im Wind dahin, und Schams beugte sich zu mir vor, um mir das Kopftuch enger zu binden. Einen Augenblick lang stand ich wie erstarrt da und atmete seinen Duft ein – eine Mischung aus Sandelholz und feinem Amber, in der schwach ein spröder, stechender Geruch mitschwang. Eine wohlige Wärme breitete sich in mir aus, und zwischen meinen Beinen spürte ich eine Welle des Verlangens. Wie beschämend – und doch auf merkwürdige Weise so gar nicht unangenehm.

»Im Zustand der Liebe verschwimmen die Grenzen«, sagte Schams und betrachtete mich halb mitleidig, halb besorgt.

Sprach er von der Liebe zu Gott oder von der Liebe zwischen Mann und Frau? Spielte er auf uns beide an? Gab es überhaupt so etwas wie »uns beide«?

Nichts von meinen Gedanken ahnend fuhr Schams fort: »Ich schere mich nicht um haram oder halal. Am liebsten würde ich das Höllenfeuer löschen und den Himmel verbrennen, damit die Menschen Gott endlich lieben können aus keinem anderen Grund als der Liebe.«

»So etwas solltest du nicht laut sagen. Die Menschen sind niederträchtig. Nicht jeder würde es verstehen«, erwiderte ich, ohne mir darüber im Klaren zu sein, dass ich über diese Warnung länger würde nachdenken müssen, um ihre ganze Bedeutung zu verstehen.

Schams schenkte mir ein beherztes, ein fast tapferes Lächeln. Ich ließ es zu, dass er mich festhielt. Seine Hand auf meiner fühlte sich heiß und schwer an.

»Du magst recht haben, aber ist das nicht noch ein Grund mehr, offen zu sagen, was ich denke? Außerdem sind engstirnige Menschen sowieso taub. Für ihre versiegelten Ohren ist alles, was ich sage, reine Blasphemie.«

»Während für mich alles, was du sagst, nur süß klingt!«

Schams sah mich so verwundert an, dass es an Entgeisterung grenzte. Dabei war ich selbst noch mehr erschrocken als er. Wie hatte ich das nur sagen können! Hatte ich den Verstand verloren? Ich war wohl von einem Dschinn besessen.

»Entschuldige, aber ich gehe jetzt besser.« Ich sprang auf.

Meine Wangen glühten vor Scham, und mein Herz klopfte, als ich an all das dachte, was wir gesagt und ungesagt gelassen hatten, und ich lief durch den Hof und ins Haus. Doch noch während ich lief, spürte ich, dass eine Schwelle übertreten worden war. Nach diesem Ereignis konnte ich die Wahrheit, die ich schon immer gewusst hatte, nicht mehr leugnen: Ich hatte mein Herz an Schams-e Tabrizi verloren.

SCHAMS

KONYA, JANUAR 1246

Beleidigen, sich gegenseitig beschimpfen, das ist vielen Menschen zur zweiten Natur geworden. Die Gerüchte über mich kamen mir zu Ohren. Es gibt ja nicht wenige davon, seit ich in Konya bin. Es überrascht mich nicht. Obwohl der Koran klar und deutlich sagt, dass das Verleumden zu den größten Sünden zählt, bemüht sich kaum einer, es zu vermeiden. Die Leute verdammen den, der Wein trinkt, und halten Ausschau nach ehebrecherischen Frauen, um sie zu steinigen, aber die üble Nachrede, die in den Augen Gottes eine weitaus schwerwiegendere Sünde darstellt, nehmen sie nicht als eine Missetat wahr.

Dies alles erinnert mich an eine Geschichte.

Ein Mann kam zu einem Sufi gelaufen und sagte atemlos: »Sieh nur, dort drüben tragen Leute Servierbretter!«

Der Sufi erwiderte ruhig: »Was kümmert es uns? Geht es mich etwas an?«

»Ja, sie tragen die Servierbretter zu deinem Haus!«, rief der Mann.

»Geht es dann dich etwas an?«, fragte der Sufi.

Leider sehen die Leute immer nur die Servierbretter der anderen. Anstatt sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern, fällen sie Urteile über andere. Ich staune immer wieder über das, was da alles erfunden wird. Wenn es um Verdacht und Verleumdung geht, kennt die Fantasie keine Grenzen.

Einige Bewohner dieser Stadt glauben offensichtlich, dass ich der heimliche Anführer der Assassinen bin. Manche gehen sogar so weit zu behaupten, ich sei der Sohn des letzten ismailitischen Imams von Alamut. Ich würde die schwarze Magie und die Hexenkunst so gut beherrschen, heißt es, dass jeder, den ich verfluchte, auf der Stelle sein Leben aushauche. Dann gibt es welche, die mich ungeheuerlicherweise beschuldigen, ich hätte Rumi mit einem Zauber belegt und würde ihn, damit er den Zauber nicht breche, jeden Tag dazu zwingen, im Morgengrauen Schlangensuppe zu trinken.

Wenn ich solches Geschwätz höre, lache ich nur und entferne mich. Was sollte ich sonst schon tun! Welcher Schaden sollte einem Derwisch aus dem

sollte ich sonst schon tun? Welcher Schaden sollte einem Derwisch aus dem Verdruss anderer erwachsen? Wenn das Meer die ganze Welt verschlänge – was machte es einer Ente aus?

Doch ich sehe, dass die Menschen in meiner Nähe besorgt sind, allen voran Sultan Walad. Er ist ein so aufgeweckter junger Mann, bestimmt wird er schon bald der beste Berater seines Vaters sein. Und dann ist da noch Kimya, die süße Kimya … Auch sie macht sich offenbar Sorgen. Das Schlimmste an dem Gewäsch ist allerdings, dass Rumi dadurch so herabgewürdigt wird. Er ist es, im Gegensatz zu mir, nicht gewohnt, verleumdet zu werden. Es quält mich, mitanzusehen, wie sehr er unter dem dummen Gerede leidet. Maulana besitzt große innere Schönheit. Ich dagegen besitze sowohl Schönheit als auch Hässlichkeit. Mir fällt es leichter als ihm, mit der Hässlichkeit anderer umzugehen. Aber wie soll ein hochgelehrter Mann, der es gewohnt ist, ernsthafte Gespräche zu führen und logische Schlüsse zu ziehen, mit dem Geschwätz ungehobelter Leute zurechtkommen?

Kein Wunder, dass der Prophet Mohammed sagte: »Mit drei Arten von Menschen müsst ihr auf dieser Welt Mitleid haben. Mit dem Reichen, der sein Vermögen verloren hat, mit dem Geachteten, der sein Ansehen verloren hat, und mit dem Weisen, der von Unwissenden umgeben ist.«

Und doch glaube ich, dass all dies auch etwas Gutes für Rumi haben könnte. Die Verleumdung ist ein schmerzhafter, aber notwendiger Teil von Rumis innerer Verwandlung. Sein ganzes Leben lang wurde er bewundert, geachtet und nachgeahmt und besaß einen untadeligen Ruf. Er weiß nicht, wie es ist, wenn man von anderen missverstanden und kritisiert wird. Ebenso wenig wurde er je von der Verletzlichkeit und Einsamkeit geplagt, die sonst jeden hin und wieder befallen. Nie wurde sein Ich durch andere beschädigt oder auch nur angekratzt. Aber genau das braucht er. So kränkend es jetzt auch sein mag, die üble Nachrede wird sich letztlich als günstig erweisen für ihn und den Weg, den er geht. Das ist die Regel Nummer dreißig: Der wahre Sufi hält auch dann geduldig stand, wenn er von allen Seiten beschuldigt, angegriffen und verachtet wird, und nicht ein einziges böses Wort über seine Kritiker ist von ihm zu hören. Ein Sufi benennt keinen Schuldigen. Denn wie kann es Gegner, Rivalen oder überhaupt »andere« geben, wenn es doch gar kein »Selbst« gibt?

Wie sollte jemand schuldig sein, wenn es nur eines gibt?

ELLA

NORTHAMPTON, 17. JUNI 2008

Bisher, geliebte Ella, war es nicht schwer, dir von mir zu berichten. Nun hast du mich aber freundlicherweise gebeten, mehr zu erzählen. Und über diese Zeit meines Lebens zu schreiben fällt mir ehrlich gesagt nicht leicht, denn es bringt unangenehme Erinnerungen zurück. Aber gut – ich fange an:

Nach Margots Tod veränderte sich mein Leben dramatisch. Ich versumpfte in einer Clique, die mehr oder minder aus Süchtigen bestand, wurde zum Dauergast bei nächtelangen Partys und in den Clubs von Amsterdam – eines mir bis dahin gänzlich unbekannten Amsterdam. Ich suchte an den denkbar ungeeignetsten Orten nach Mitgefühl und Trost. Ich wurde ein Nachtmensch, freundete mich mit den falschen Leuten an, wachte in den Betten fremder Frauen auf und nahm innerhalb weniger Monate über zwölf Kilo ab.

Nachdem ich zum ersten Mal Heroin geschnupft hatte, erbrach ich mich, und mir wurde so schlecht, dass ich einen ganzen Tag lang den Kopf nicht heben konnte. Mein Körper hatte etwas gegen die Droge. Doch ich war nicht imstande, dieses Zeichen zu erkennen. Schon bald sniffte ich das Zeug nicht mehr, sondern spritzte es mir. Marihuana, Haschisch, LSD, Kokain – ich nahm alles, was mir in die Finger kam. Innerhalb kürzester Zeit hatte ich ein Wrack aus mir gemacht, psychisch wie physisch. Bei allem, was ich tat, ging es nur noch darum, high zu bleiben.

Und wenn ich high war, plante ich spektakuläre Selbstmorde. Einmal probierte ich es sogar, à la Sokrates, mit Schierling, aber entweder übte das Gift dieser Pflanze auf mich keine Wirkung aus, oder das dunkle Kraut, das ich an der Hintertür eines China-Imbisslokals gekauft hatte, war nur irgendeine gewöhnliche Pflanze

gewesen. Vielleicht hatte man mir einfach grünen Tee angedreht und sich hinterher über mich totgelacht. Morgens wachte ich oft in irgendwelchen Wohnungen auf, und neben mir lag wieder eine Neue, aber in mir nagte noch immer dieselbe Leere. Frauen nahmen sich meiner an. Manche waren jünger als ich, manche wesentlich älter. Ich wohnte bei ihnen, schlief in ihren Betten, hielt mich in ihren Ferienhäusern auf, aß das Essen, das sie kochten, trug die Klamotten ihrer Ehemänner, kaufte mit ihren Kreditkarten ein und verweigerte ihnen noch das kleinste bisschen Liebe, auf das sie Anspruch erhoben und das sie zweifellos verdient hatten.

Dieses Leben, selbst gewählt, wie es war, forderte schon bald seinen Tribut. Ich verlor meinen Job, meine Freunde und schließlich auch die Wohnung, in der Margot und ich eine so glückliche Zeit zusammen verbracht hatten. Als ich diesen Lebensstil nicht mehr aufrechterhalten konnte, zog ich in besetzte Häuser, wo alles gemeinschaftlich ablief. In einem besetzten Haus in Rotterdam wohnte ich über fünfzehn Monate lang. In dem Gebäude gab es keine Türen – weder außen noch innen und nicht einmal in der Toilette. Wir teilten alles miteinander. Unsere Songs, unsere Träume, unser Taschengeld, die Drogen, das Essen, die Betten … Alles außer den Schmerz.

Nach Jahren des Drogenkonsums und einem Exzess nach dem anderen erreichte ich den absoluten Tiefpunkt. Ich war nur mehr ein Schatten meiner selbst. Eines Morgens blickte ich, als ich mir das Gesicht wusch, in den Spiegel. Ich hatte noch nie einen Menschen gesehen, der in so jungen Jahren schon so erschöpft und traurig wirkte. Ich legte mich wieder ins Bett und weinte wie ein Kind. Dann durchstöberte ich die Kisten, in denen ich Margots Habseligkeiten aufbewahrte – ihre Bücher, Kleider, Schallplatten, Haarnadeln, Notizen, Bilder – und verabschiedete mich von jedem einzelnen Andenken. Ich verpackte alles ordentlich und verschenkte die Kisten an die Kinder der Einwanderer, die ihr so sehr am Herzen gelegen hatten. Das war 1977.

Über gottgesandte Beziehungen bekam ich einen Job als Fotograf für ein bekanntes Reise-Magazin und brach, vor dem Menschen

fliehend, der ich geworden war, mit einem Leinenkoffer und einem gerahmten Bild von Margot nach Nordafrika auf.

Dann brachte mich ein britischer Ethnologe, den ich im Sahara-Atlas kennengelernt hatte, auf eine Idee. Er fragte mich, ob ich schon mal daran gedacht hätte, mich als erster westlicher Fotograf in die heiligsten Städte des Islam einzuschleichen. Ich wusste gar nicht, wovon er sprach. Er erklärte mir, es gebe ein saudisches Gesetz, wonach es Nichtmuslimen streng verboten sei, Mekka und Medina zu betreten. Weder Christen noch Juden dürften sich dort aufhalten, also war die einzige Möglichkeit, irgendwie zu der Stadt vorzudringen und dann Fotos zu machen. Wer erwischt würde, müsse mit einer Gefängnisstrafe oder Schlimmerem rechnen. Ich hörte gebannt zu. Der Nervenkitzel, sich widerrechtlich auf verbotenes Terrain zu begeben, zu erreichen, was noch keiner zuvor geschafft hatte, der Adrenalinausstoß, ganz zu schweigen von dem Ruhm und dem Geld nach getaner Tat … Die Vorstellung zog mich an wie ein Topf Honig.

Der Ethnologe meinte, allein würde ich es nicht schaffen, ich bräuchte Beziehungen, und schlug vor, ich solle mich an die Sufi-Brüderschaften in der Gegend wenden. Wer weiß, vielleicht helfen sie dir, sagte er.

Ich wusste überhaupt nichts über den Sufismus, und er war mir auch herzlich egal. Für den Fall, dass sie mir Hilfe anboten, war ich gern bereit, mich mit den Sufis zu treffen. Ich betrachtete sie lediglich als Mittel zum Zweck. Aber damals betrachtete ich alles und jeden als Mittel zum Zweck.

Das Leben ist merkwürdig, Ella. Letztlich habe ich es nie nach Mekka oder Medina geschafft. Damals nicht und auch nicht danach. Das Schicksal führte mich auf einen völlig anderen Weg, einen Weg, der viele unvorhersehbare Biegungen nahm, und jede veränderte mich so tiefgreifend und unwiderruflich, dass das ursprüngliche Ziel nach einiger Zeit all seine Bedeutung verlor. Am Anfang hatten gänzlich materialistische Gründe im Vordergrund gestanden, doch am Ende der Reise war ich wie verwandelt.

Wer hätte ahnen können, dass das, was ich ursprünglich als Mittel

Wer hätte ahnen können, dass das, was ich ursprünglich als Mittel zum Zweck betrachtet hatte – die Sufis nämlich –, schon bald zum eigentlichen Zweck wurde? Diesen Teil meines Lebens nenne ich meine Begegnung mit dem Buchstaben u in dem Wort »Sufi«.

Alles Liebe

Aziz

DIE HURE WÜSTENROSE

KONYA, FEBRUAR 1246

Bitterkalt und düster war der Tag, an dem ich das Bordell verließ, der frostigste seit vierzig Jahren. Auf den schmalen Serpentinenwegen glitzerte der frisch gefallene Schnee, und an den Hausdächern und Minaretten hingen spitze Eiszapfen von gefährlicher Schönheit. Am Nachmittag war es so kalt, dass die Katzen erfroren auf den Straßen lagen, ihre Schnurrhaare hatten sich in feine Eisfäden verwandelt; und unter der Last des Schnees waren mehrere baufällige Häuser zusammengebrochen. Am meisten zu leiden hatten, nach den streunenden Katzen, die Obdachlosen von Konya. Ein halbes Dutzend steif gefrorene Leichen lagen herum – alle zusammengerollt wie die Kinder im Bauch der Mutter und mit einem seligen Lächeln auf den Lippen, als erwarteten sie, in ein besseres, wärmeres Leben hineingeboren zu werden.

Am Spätnachmittag, als alle ein Schläfchen machten vor dem abendlichen Trubel, schlich ich mich aus meinem Zimmer. Ich nahm nur ein paar einfache Kleidungsstücke mit und ließ allen Zierrat und die Seidengewänder, die ich immer für besondere Freier angelegt hatte, zurück. Was ich mir im Bordell verdient hatte, sollte auch dortbleiben.

Auf halber Treppe sah ich Magnolia an der Haustür stehen. Sie kaute gerade wieder die braunen Blätter, nach denen sie süchtig war. Sie war älter als die anderen Mädchen im Bordell und hatte in letzter Zeit über Hitzewallungen geklagt. Nachts hörte ich, wie sie sich im Bett herumwarf. Dass ihre Blütezeit als Frau allmählich zu Ende ging, war nicht zu übersehen. Die jüngeren Mädchen bemerkten manchmal scherzhaft, sie würden Magnolia beneiden, weil sie bald nicht mehr auf ihre Regel achten und keine Schwangerschaften befürchten müsste und an jedem Tag im Monat mit einem Mann schlafen könnte, aber uns allen war klar, dass eine gealterte Hure kaum überleben konnte.

Als ich Magnolia dort stehen sah, wusste ich sofort, dass ich nur zwei Möglichkeiten hatte. Ich konnte entweder in mein Zimmer zurückgehen und

Möglichkeiten hatte: Ich konnte entweder in mein Zimmer zurückgehen und das Weglaufen vergessen oder zur Tür hinaustreten und auf mich nehmen, was auch immer geschähe. Mein Herz entschied sich für die zweite Möglichkeit.

»Na, geht's dir wieder besser, Magnolia?«, fragte ich sie so locker und entspannt, wie ich konnte.

Magnolias Miene hellte sich auf, verdüsterte sich aber wieder, als sie die Tasche in meiner Hand sah. Es war sinnlos zu lügen. Sie wusste, dass mir die Herrin verboten hatte, mein Zimmer zu verlassen, vom Haus selbst ganz zu schweigen.

»Haust du etwa ab?« Magnolia rang nach Luft, als würde ihr schon die Frage Angst einjagen.

Ich schwieg. Jetzt war es an ihr, eine Entscheidung zu treffen. Sie konnte mich aufhalten und allen meinen Plan verraten oder mich einfach gehen lassen. Magnolia starrte mich ernst und verbittert an.

»Geh zurück in dein Zimmer, Wüstenrose«, sagte sie. »Sonst lässt dich der Wirt von Schakalkopf jagen. Weißt du denn nicht, was er damals gemacht hat mit …?«

Sie sprach den Satz nicht zu Ende. Es war ein ungeschriebenes Gesetz im Bordell, nie über die unglückseligen Mädchen zu reden, die vor uns dort gearbeitet und ein frühes Ende gefunden hatten, und wenn wir sie, was nur sehr selten vorkam, doch einmal erwähnten, achteten wir darauf, nie ihre Namen zu nennen. Es ist müßig, sie in ihren Gräbern zu stören. Sie hatten ein so hartes Leben – jetzt sollten sie in Frieden ruhen.

»Selbst wenn du es schaffst, von hier zu fliehen – wie willst du dein Leben bestreiten?«, bohrte Magnolia nach. »Du wirst verhungern.«

Ich erkannte die Angst in ihren Augen – nicht die Angst davor, dass ich scheitern und vom Bordellwirt bestraft werden könnte, sondern davor, dass ich es schaffte. Ich war im Begriff, genau das zu tun, was sie sich immer erträumt hatte, ohne je den Mut dafür zu finden; deshalb empfand sie Achtung vor meiner Kühnheit und hasste mich im gleichen Moment. Einen Augenblick lang schwankte ich innerlich und wäre wohl zurückgegangen, hätte ich nicht im Geist Schams-e Tabrizis Stimme vernommen.

»Lass mich vorbei, Magnolia. Nicht einen Tag länger bleibe ich hier.«

Nachdem Baybars mich geschlagen hatte und ich dem Tod so nahe gewesen war, hatte sich etwas in mir für immer verändert. All meine Angst schien

aufgebraucht. So oder so war ich auf alles gefasst. Ich war entschlossen, den Rest meines Lebens Gott zu widmen. Ob es nur einen einzigen Tag oder noch viele Jahre währen würde, spielte keine Rolle. Schams-e Tabrizi hatte gesagt, dass der Glaube und die Liebe die Menschen zu Helden machten, weil sie alle Ängste und Sorgen aus ihren Herzen vertrieben. Ich begann zu verstehen, was er damit meinte.

Und merkwürdigerweise verstand es auch Magnolia. Sie warf mir einen langen, schmerzlichen Blick zu, trat langsam zur Seite und gab den Weg frei.

ELLA

NORTHAMPTON, 19. JUNI 2008

Beinahe befremdlich erscheint es mir, liebe Ella, dieses Gefühl von Leichtigkeit, das mich überkommt, wenn ich die Geschichten aus meiner Vergangenheit mit dir teile, obwohl ich es nicht gewohnt bin, mit anderen über das alles zu reden. Danke für deine Anteilnahme. Ich freue mich darüber, dass dir meine Lebensgeschichte gefällt und du so viel darüber nachdenkst.

Den Sommer 1977 verbrachte ich bei einer Gruppe von Sufis in Marokko. Mein Zimmer war weiß, klein und karg. Ich hatte nichts außer dem Allernotwendigsten: eine Schlafmatte, eine Öllampe, eine Gebetskette aus Bernstein, eine Topfpflanze am Fenster, ein Amulett gegen den bösen Blick und eine Nussholzkommode mit Rumis Gedichten in der Schublade. Kein Telefon, keinen Fernseher, keine Uhr, keinen Strom. Aber das machte mir nichts aus. Nachdem ich jahrelang in besetzten Häusern gelebt hatte, sprach für mich nichts dagegen, es auch in einer Derwisch-Bruderschaft aushalten zu können.

Am ersten Abend meines Aufenthalts kam Meister Samid in mein Zimmer, um nach mir zu sehen. Ich sei, sagte er, herzlich eingeladen, bis zu meinem Aufbruch nach Mekka zu bleiben. Allerdings unter einer Bedingung: keine Drogen!

Ich weiß noch, dass es mich heiß und kalt überlief wie ein Kind, das man mit der Hand in der Keksdose ertappt hat. Hatten sie womöglich in meinem Koffer gestöbert, während ich draußen gewesen war? Was der Meister als Nächstes sagte, werde ich mein Leben lang nicht vergessen: »Wir müssen deine Sachen nicht durchsuchen, um zu wissen, dass du Drogen nimmst, Bruder Craig. Du hast die Augen eines Süchtigen.«

Dabei hatte ich selbst mich komischerweise bis zu diesem Tag nie als drogenabhängig betrachtet. Ich war sicher, alles im Griff zu haben, und überzeugt davon, dass mir die Drogen dabei halfen, meine Probleme zu bewältigen. »Den Schmerz zu betäuben ist nicht dasselbe, wie ihn zu heilen«, sagte Meister Samid. »Wenn die Narkose abklingt, ist der Schmerz noch immer da.«

Ich wusste, dass er recht hatte. Mit arroganter Entschiedenheit händigte ich ihnen alle Drogen aus, die ich dabeihatte, sogar die Schlaftabletten. Doch ziemlich schnell stellte sich heraus, dass meine Entschiedenheit nicht stark genug war, um mir durch das, was mir bevorstand, hindurchzuhelfen. In den vier Monaten, die ich in der kleinen Bruderschaft hauste, brach ich mehr als einmal mein Versprechen und leistete mir nicht wenige üble Fehltritte. Für jemanden, der den Rausch der Nüchternheit vorzieht, ist es ein Leichtes, Drogen aufzutreiben, auch wenn er Ausländer ist. Als ich eines Nachts sturzbetrunken zurückkam, waren sämtliche Riegel von innen vorgeschoben, und ich musste im Garten schlafen. Am nächsten Tag stellte Meister Samid keine Fragen, und ich entschuldigte mich nicht.

Von diesen beschämenden Vorfällen abgesehen vertrug ich mich gut mit den Sufis und genoss die Stille, die sich abends über das Gebäude legte. Es war zwar irgendwie seltsam, dort zu sein, aber zugleich hatte es etwas merkwürdig Friedvolles, und obwohl ich es gewohnt war, mit vielen Menschen unter einem Dach zu leben, fand ich dort etwas für mich völlig Neues: innere Ruhe.

Oberflächlich betrachtet führten wir ein gemeinschaftliches Leben, wir aßen, tranken und verrichteten dieselben Tätigkeiten immer zur selben Zeit, aber unterschwellig bestand der Anspruch und der Ansporn, allein zu bleiben und in sich zu gehen. Das Erste, was man auf dem Sufi-Weg entdeckt, ist die Kunst, inmitten vieler allein zu sein. Das Zweite ist die Entdeckung der vielen im Alleinsein – der inneren Stimmen.

Während ich darauf wartete, dass mich die marokkanischen Sufis gefahrlos in Mekka und Medina einschleusten, las ich ausgiebig über sufistische Philosophie und Dichtung – anfangs nur aus Langeweile

und weil ich nichts Besseres zu tun hatte, dann mit wachsendem Interesse. Wie ein Mensch, dem erst bei einem Schluck Wasser bewusst wird, wie durstig er war, erfuhr ich durch meine Begegnung mit dem Sufismus, dass ich mich nach mehr sehnte. Von allen Büchern, die ich in jenem langen Sommer las, beeindruckten mich die Gedichte Rumis am meisten.

Drei Monate später sagte Meister Samid völlig unvermittelt, ich würde ihn an jemanden erinnern, und zwar an einen Wanderderwisch namens Schams-e Tabrizi. Manche, erklärte er mir, betrachteten Schams als einen schamlosen Ketzer, in den Augen Rumis jedoch sei er der Mond und die Sonne gewesen.

Das faszinierte mich. Aber es war mehr als nur Neugier. Während ich Meister Samid zuhörte, lief es mir eiskalt den Rücken hinunter, und ich hatte das sonderbare Gefühl eines Déjà-vu.

Du wirst mich jetzt für verrückt halten, aber ich schwöre bei Gott, dass ich in diesem Moment das leise Rascheln von Seide hörte – erst aus weiter Ferne, dann kam es immer näher – und den Schatten eines Menschen sah, der nicht da war. Vielleicht war es der Abendwind, der durch die Äste strich, vielleicht aber waren es zwei Engelsflügel. Auf jeden Fall war mir in diesem Moment klar, dass ich nirgendwohin mehr gehen musste. Dass das vorbei war. Dass ich es ein für alle Mal satthatte, mich gegen meinen eigentlichen Willen ständig nach einem anderen, immer noch weiter entfernten Ort zu sehnen und immer in Eile zu sein.

Ich war schon da, wo ich sein wollte. Ich musste nur bleiben und in mein Inneres blicken. Diesen neuen Teil meines Lebens nenne ich meine Begegnung mit dem Buchstaben f im Wort »Sufi«.

In Liebe

Aziz

SCHAMS

KONYA, FEBRUAR 1246

Bedeutende Ereignisse kündigten sich für diesen Tag an, und die Prozession schritt schneller voran als sonst. Grau und tief hingen die Wolken am Himmel. Spätnachmittags begegnete ich Rumi in seinem Zimmer, wo er, die Stirn in gedankenschwere Falten gelegt und mit den Fingern unablässig über die Perlen der Gebetskette gleitend, am Fenster saß. Die schweren, halb zugezogenen Samtvorhänge tauchten das Zimmer in ein Halbdunkel, und ein merkwürdiger Lichtkeil, der von draußen genau dorthin fiel, wo Rumi saß, verlieh dem Anblick etwas Träumerisches. Mich trieb die Frage um, ob Rumi die wahre Absicht hinter dem, worum ich ihn gleich bitten würde, erkennen oder aber bestürzt und empört sein würde.

Während ich dastand und wie gebannt die Ruhe des Augenblicks in mich aufnahm, gleichzeitig aber auch eine leichte Anspannung empfand, hatte ich einen Moment lang eine Vision. Ich sah Rumi, aber viel älter und hinfälliger, als er war, in einem dunkelgrünen Gewand an genau derselben Stelle sitzen. Er strahlte mehr Mitgefühl und Großmut aus denn je, aber er trug eine Narbe auf dem Herzen, und diese Narbe hatte die Umrisse von mir. Da erkannte ich zweierlei – nämlich dass Rumi in diesem Haus alt werden würde und dass die Wunde, die mein Nichtmehrdasein ihm schlagen würde, niemals verheilen konnte. Mir stiegen die Tränen in die Augen.

»Geht es dir gut? Du bist blass«, sagte Rumi.

Ich rang mir ein Lächeln ab, aber die Last dessen, was ich gleich sagen würde, lag schwer auf meinen Schultern. Meine Stimme war eher ein Krächzen, als ich zu sprechen begann, und weniger kraftvoll, als ich beabsichtigt hatte. »Nein, es geht mir nicht gut. Ich habe Durst, und nichts in diesem Haus vermag meinen Durst zu stillen.«

»Soll ich Kira fragen, ob sie Abhilfe schaffen kann?«, fragte Rumi.

»Nein. Was ich brauche, findet sich nicht in der Küche, sondern in der Schenke. Ich habe Lust mich zu betrinken, verstehst du?«

Schenke. Ich habe Lust mich zu betrinken, verstehst du?«

Ich tat, als bemerkte ich den Schatten des Unverständnisses nicht, der über Rumis Gesicht huschte, und fuhr fort: »Würdest du, anstatt in der Küche Wasser zu holen, in die Schenke gehen und mir Wein bringen?«

»Wein soll ich dir bringen?« Rumi hatte das erste Wort so behutsam ausgesprochen, als hätte er Angst, es zu zerbrechen.

»Ja. Ich wäre dir dankbar, wenn du uns Wein brächtest. Zwei Flaschen sollten genügen, eine für dich, eine für mich. Aber tu mir bitte den Gefallen und nimm nicht einfach die zwei Flaschen in der Schenke mit und komm damit zurück, sondern bleib eine Weile dort. Rede mit den Leuten. Ich warte hier auf dich. Du kannst dir Zeit lassen.«

Rumi warf mir einen halb zornigen, halb fassungslosen Blick zu. Mir kam das Gesicht des Novizen in Bagdad in den Sinn, der mich hatte begleiten wollen, dann aber zu sehr an seinem guten Ruf hing, um es zu wagen. Seine Angst vor der Meinung der anderen hatte ihn zurückgehalten. Ich war gespannt, ob auch Rumi sich von der Sorge um seinen Leumund zurückhalten lassen würde.

Zu meiner großen Erleichterung stand er auf und nickte mir zu.

»Ich war noch nie in einer Schenke und habe noch nie Wein getrunken. Ich glaube nicht, dass man recht tut, wenn man trinkt. Aber ich vertraue dir ganz, weil ich der Liebe zwischen uns vertraue. Es muss einen Grund geben, warum du mich um so etwas bittest, und ich muss herausfinden, worin dieser Grund besteht. Ich gehe jetzt und hole den Wein.«

Damit verabschiedete er sich und verließ das Zimmer.

Kaum war er fort, stürzte ich im Zustand tiefen Entrücktseins zu Boden. Ich griff nach der Gebetskette, die Rumi zurückgelassen hatte, und dankte Gott wieder und wieder, weil Er mir einen wahrhaftigen Gefährten geschenkt hatte, und ich betete darum, dass die Trunkenheit der Göttlichen Liebe, in der Rumis schöne Seele verweilte, niemals Ernüchterung erfahren würde.

VIERTER TEIL

Feuer

ALLES HARMVOLLE, VERHEERENDE UND VERNICHTENDE

SULEIMAN, DER SÄUFER

KONYA, FEBRUAR 1246

Besoffen vom Wein hatte ich schon so manche irrwitzige Wahnvorstellung, aber mitanzusehen, wie der große Rumi durch die Tür der Schenke trat, verschlug sogar mir die Sprache. Ich zwickte mich, aber die Traumerscheinung blieb.

»Sag mal, was hast du mir da zu trinken gegeben, Hristos?«, rief ich. »In der letzten Weinflasche muss ein wahres Teufelsgebräu gewesen sein. Du ahnst ja nicht, was für ein Wahnbild ich da gerade sehe!«

»Sei still, du Idiot!«, flüsterte mir jemand von hinten zu.

Ich drehte mich um, weil ich wissen wollte, wer mir da den Mund verbot, und sah zu meiner Verblüffung, dass alle Männer in der Schenke, auch Hristos selbst, zur Tür starrten. In der ganzen Taverne herrschte eine gespenstische Stille, und sogar Saqui, der Hund des Wirts, machte, wie er so dalag, die Schlappohren dicht an den Boden gepresst, einen ziemlich verdatterten Eindruck. Der persische Teppichhändler hatte aufgehört, die grässlichen Melodien zu singen, die er als Lieder bezeichnete, und stand schwankend auf den Füßen, das Kinn in übertriebener Ernsthaftigkeit nach oben gereckt wie ein Betrunkener, der krampfhaft nüchtern wirken will.

Schließlich brach Hristos das Schweigen. »Willkommen in meiner Schenke, Maulana«, sagte er in ausgesucht höflichem Tonfall. »Es ist mir eine Ehre, dich unter diesem Dach begrüßen zu dürfen. Was kann ich für dich tun?«

Ich blinzelte und blinzelte, denn mir dämmerte endlich, dass der Mann, der da stand, wirklich Rumi war.

»Danke«, erwiderte Rumi, und kurz überzog ein strahlendes Lächeln sein Gesicht. »Ich möchte Wein.«

Dem armen Hristos blieb vor Schreck der Mund offen stehen, als er das hörte. Nachdem er sich wieder aus seiner Starre gelöst hatte, führte er Rumi zum ersten freien Tisch, der zufälligerweise neben meinem stand.

»As-salamu alaikum«, sagte Rumi an mich gewandt, während er sich setzte

»As-salamu alaikum«, sagte Rumi an mich gewandt, während er sich setzte.

Ich erwiderte den Gruß und fügte ein paar Höflichkeitsfloskeln hinzu, bin mir aber nicht sicher, ob sie verständlich waren. Mit seiner abgeklärten Miene, dem teuren Gewand und dem eleganten dunkelbraunen Kaftan wirkte Rumi völlig fehl am Platz.

Ich beugte mich zu ihm vor und flüsterte: »Ist es sehr unanständig, wenn ich frage, was einen Mann wie dich hierherführt?«

»Ich lege eine Sufi-Prüfung ab«, antwortete Rumi und zwinkerte mir zu wie einem guten Freund. »Schams hat mich hergeschickt, damit ich meinen Ruf zerstöre.«

»Ist das denn gut?«, fragte ich.

Rumi lachte. »Nun, das kommt auf die Betrachtungsweise an. Manchmal tut es not, alle Bande zu zerreißen, um das eigene Ich zu besiegen. Wenn man so sehr an der Familie, an der gesellschaftlichen Stellung oder auch nur an der Schule oder Moschee hängt, dass die Vereinigung mit Gott dadurch verhindert wird, muss man diese Bindungen lösen.«

Ich wusste nicht genau, ob ich ihn richtig verstanden hatte, aber irgendwie fand mein benebelter Kopf diese Erklärung völlig einleuchtend. Ich hatte die Sufis ja schon immer für eine verrückte, kunterbunte Truppe gehalten und ihnen alle möglichen Verschrobenheiten zugetraut.

Jetzt beugte Rumi sich vor und fragte im gleichen Flüsterton: »Wäre es sehr unanständig, wenn ich dich fragte, woher die Narbe in deinem Gesicht stammt?«

»Das ist leider keine besonders bemerkenswerte Geschichte«, antwortete ich. »Ich bin einmal spät nachts auf dem Heimweg einem Wachmann begegnet, und er hat mich grün und blau geprügelt.«

»Aber warum denn?« Rumi wirkte ehrlich besorgt.

»Weil ich Wein getrunken hatte«, sagte ich und deutete auf die Flasche, die Hristos gerade auf Rumis Tisch stellte.

Rumi schüttelte den Kopf. In seiner Miene lag Verwirrung, wie wenn er gar nicht glaubte, dass so etwas wirklich geschieht; aber gleich darauf erschien ein freundliches Lächeln auf seinen Lippen. Und als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt, unterhielten wir uns weiter. Bei Brot und Ziegenkäse sprachen wir über den Glauben und die Freundschaft und andere Dinge des Lebens, die ich schon lange verloren geglaubt hatte und nun zu

meiner Freude aus meinem Herzen hervorholte.

Kurz nach Sonnenuntergang stand Rumi auf, um nach Hause zu gehen. Alle erhoben sich zum Abschied. Ein wahrlich großartiger Anblick!

»Du darfst erst gehen, wenn du uns erklärst, warum der Wein verboten wurde«, sagte ich.

Im nächsten Moment trat Hristos mit finsterer Miene zu mir, weil er Angst hatte, die Frage könnte seinen angesehenen Gast verärgern. »Sei still, Suleiman«, zischte er. »Was musst du solche Fragen stellen!«

Ich ließ mich nicht abwimmeln. »Nein, im Ernst«, sagte ich und sah Rumi an. »Du hast uns ja erlebt. Wir sind keine schlechten Menschen, aber genau das wird ständig behauptet. Sag mir, was ist so schlimm daran, wenn man ein Gläschen Wein trinkt, solange man sich anständig aufführt und niemandem schadet?«

Obwohl hinten im Eck ein Fenster offen stand, war die Luft in der Schenke muffig und verraucht – und voller Spannung. Alle warteten auf die Antwort. Nachdenklich, freundlich und nüchtern trat Rumi auf mich zu und sagte:

»Wenn der Weintrinker
Von großer Sanftheit erfüllt ist,
Zeigt er sie
Auch als Betrunkener.
Erfüllen ihn aber verborgener Zorn und Hochmut,
So zeigen sich diese.
Und weil es sich mit den meisten Menschen so verhält,
Ist es jedermann verboten, Wein zu genießen.«

Ein Weilchen herrschte völlige Stille. Alle sannen über Rumis Worte nach.

»Wein ist kein unschuldiges Getränk, liebe Freunde«, verkündete Rumi, und sein Tonfall war nun, wenn auch gelassen, gebieterisch und entschieden. »Er bringt nämlich das Schlechteste in uns zum Vorschein. Meines Erachtens ist es besser, sich des Alkohols zu enthalten. Davon abgesehen dürfen wir dem Alkohol nicht das anlasten, was wir selbst zu verantworten haben. Wir müssen unseren eigenen Hochmut, unseren eigenen Zorn bekämpfen, das ist dringlicher. Letztlich wird jeder, der trinken will, es auch tun, und wer sich vom Wein fernhalten möchte, wird sich davon fernhalten. Wir haben kein

Recht, anderen unsere Ansichten aufzudrängen. Es gibt keinen Zwang in der Religion.«

So mancher Gast nickte erleichtert vor sich hin. Ich dagegen hob lieber sofort mein Glas, weil ich schon immer der Meinung war, dass auf ein weises Wort angestoßen werden sollte.

»Du bist ein guter Mensch und hast ein großes Herz«, sagte ich. »Was die Leute auch über das sagen, was du heute getan hast – und sie werden bestimmt einiges zu sagen haben –, ich jedenfalls finde, dass es von dir als Prediger sehr mutig war, in die Schenke zu gehen und ohne Vorbehalte mit uns zu reden.«

Rumi schenkte mir einen freundlichen Blick. Dann ergriff er die Weinflaschen, die er nicht angerührt hatte, und ging hinaus in den Abendwind.

ALADDIN

KONYA, FEBRUAR 1246

Begierig hatte ich drei Wochen lang auf den richtigen Moment gewartet, um bei meinem Vater um Kimyas Hand anzuhalten. In Gedanken hatte ich schon stundenlange Gespräche mit ihm geführt und alles immer wieder umformuliert, um mich so gut wie möglich auszudrücken. Auf jeden nur denkbaren Einwand hatte ich mir eine Erwiderung zurechtgelegt. Wenn er sagte, dass Kimya und ich wie Bruder und Schwester seien, wollte ich entgegnen, dass wir nicht blutsverwandt seien. Da ich wusste, wie sehr mein Vater Kimya liebte, wollte ich ihn außerdem darauf hinweisen, dass sie nicht weggehen und woanders leben müsste, sondern für immer bei uns bleiben könnte, wenn er uns heiraten ließe. Alles hatte ich gründlich durchdacht, aber ich fand keine Gelegenheit, mit meinem Vater unter vier Augen zu reden.

Heute Abend jedoch traf ich ihn unter den schlimmstmöglichen Umständen. Eben wollte ich das Haus verlassen, um Freunde zu treffen, als quietschend die Tür aufging und mein Vater hereinkam, in jeder Hand eine Flasche.

Ich blieb mit offenem Mund stehen. »Was hast du da, Vater?«, fragte ich ihn.

»Ach das – das ist Wein, mein Sohn«, antwortete er ohne eine Spur von Verlegenheit.

»Was du nicht sagst!«, rief ich. »Das also ist aus dem großen Maulana geworden: ein alter, besoffener Mann!«

Da ertönte hinter mir eine mahnende Stimme. »Hüte deine Zunge!«

Es war Schams. Er starrte mich unverwandt an. »So spricht man nicht mit seinem Vater. Ich habe ihn gebeten, in die Schenke zu gehen.«

»Komisch, dass mich das so gar nicht überrascht«, entgegnete ich feixend.

Falls meine Worte Schams gekränkt hatten, so ließ er es sich nicht anmerken. »Wir können gern darüber reden, Aladdin«, sagte er rundheraus. »Allerdings nur, wenn du es zuwege bringst, dir nicht vom Zorn den Blick trüben zu lassen.«

Dann neigte er den Kopf zur Seite und erklärte mir, ich müsste mein Herz

Dann neigte er den Kopf zur Seite und erklärte ihm, ich müsste mein Herz weicher stimmen.

»Das ist eine der Regeln: Wenn du deinen Glauben festigen willst, musst du innerlich weicher werden. Damit dein Glaube felsenfest ist, muss dein Herz weich wie eine Feder sein. Jeder von uns erlebt Dinge – sei es eine Krankheit, ein Unglück, ein Verlust oder ein großes Schrecknis –, die ihn lehren, weniger selbstsüchtig und voreingenommen zu sein und stattdessen mitfühlender und großzügiger zu werden. Einige lernen ihre Lektion und werden milder, doch andere sind danach noch schroffer als zuvor. Der Wahrheit kommt man nur näher, indem man sein Herz weitet, sodass es die ganze Menschheit umschließt und sogar noch Platz für mehr Liebe hat.«

»Du hältst dich da raus«, sagte ich. »Ich nehme nämlich, im Gegensatz zu meinem Vater, keine Befehle von betrunkenen Derwischen an!«

»Schäm dich, Aladdin!«, rief mein Vater.

Auf der Stelle überfiel mich ein starkes Schuldgefühl, aber es war zu spät. Die ganze Verbitterung, die ich schon bewältigt geglaubt hatte, strömte in mich zurück.

»Ich bezweifle nicht, dass du mich so sehr hasst, wie du behauptest«, sagte Schams, »aber die Liebe zu deinem Vater ist nie, nicht einmal für einen Augenblick, vergangen. Siehst du nicht, wie sehr du ihn verletzt?«

»Siehst du nicht, dass du unser Leben zerstörst?«, fauchte ich ihn an.

Da stürzte mein Vater mit wütend zusammengepressten Lippen auf mich zu und erhob die rechte Hand gegen mich, und ich dachte, er würde mich schlagen. Als er es aber doch nicht tat, wurde mir noch unbehaglicher zumute.

»Ich schäme mich für dich«, sagte mein Vater, ohne mich anzusehen.

Mir traten Tränen in die Augen. Ich wandte den Kopf ab und sah plötzlich Kimya vor mir stehen. Wie lange hatte sie uns schon von jener Ecke aus mit angstgeweiteten Augen beobachtet? Wie viel von diesem Streit hatte sie mitbekommen?

Die Schande, vom eigenen Vater vor dem Mädchen, das ich zur Frau nehmen wollte, gedemütigt zu werden, schmerzte wie ein Schlag in den Magen und hinterließ einen üblen Geschmack im Mund. Vor meinen Augen drehte sich alles. Es fehlte nicht viel, und ich wäre zusammengebrochen.

Ich ertrug es nicht einen Moment länger. Ich packte meinen Mantel, schob Schams beiseite und stürzte hinaus, nur weg von Kimya, nur weg von ihnen

allen.

SCHAMS

KONYA, FEBRUAR 1246

Beerenduft und das Aroma von heißer Erde und wilden Kräutern entströmte den Weinflaschen, die zwischen uns standen. Nach Aladdins Aufbruch war Rumi so traurig, dass er eine Zeit lang nichts sagen konnte. Wir waren in den verschneiten Hof hinausgegangen. Es war einer dieser trüben Februarabende, an denen die Luft schwer und merkwürdig reglos ist. Nun standen wir da, hatten die dahinziehenden Wolken betrachtet und in eine Welt hineingelauscht, die uns nichts als Stille schenkte. Der Wind trug uns den angenehmen, moschussüßen Geruch der fernen Wälder entgegen, und ich glaube, einen Moment lang hätten wir beide die Stadt am liebsten für immer verlassen.

Ich ergriff eine der beiden Flaschen, kniete mich neben einen Kletterrosenstrauch, der dornig und kahl aus dem Schnee ragte, und begann, den Wein auf die Erde darunter auszugießen. Rumis Miene erhellte sich, und er lächelte sein halb nachdenkliches, halb gespanntes Lächeln.

Langsam und wundersam erwachte der kahle Rosenstrauch zum Leben, und seine Rinde wurde weich wie die Haut eines Menschen. Vor unseren Augen entfaltete sich eine einzelne Blüte. Während ich weiter Wein auf die Erde unter dem Strauch goss, nahm die Blüte einen herrlichen warmen orangeroten Farbton an.

Ich nahm die zweite Flasche und schüttete auch ihren Inhalt aus. Das Orangegelb verwandelte sich in ein vor Leben strotzendes Purpurrot. Nur ein wenig Wein war am Boden der Flasche übrig geblieben. Ich goss ihn in ein Glas, trank die Hälfte und reichte den Rest meinem Freund.

Rumi, der noch nie in seinem Leben Alkohol zu sich genommen hatte, begegnete meiner Geste mit strahlender Güte und Gelassenheit gleichermaßen und ergriff das Glas mit zitternden Händen.

»Religiöse Gebote und Verbote sind wichtig«, sagte er, »aber sie dürfen nicht in unhinterfragbare Tabus verwandelt werden. In diesem Wissen trinke

nicht in unhinterfragbare Tabus verwandelt werden. In diesem Wissen trinke ich den Wein, den du mir heute reichst, und glaube von ganzem Herzen, dass jenseits des Trunkenseins vor Liebe Nüchternheit herrscht.«

Kurz bevor er das Glas an die Lippen führte, entriss ich es ihm und warf es zu Boden. Der Wein ergoss sich wie Blutstropfen in den Schnee.

»Nicht trinken!« Die Prüfung war an ihr Ende gekommen.

»Warum hast du mich in die Schenke geschickt, wenn du nie vorhattest, mich den Wein trinken zu lassen?«, fragte Rumi eher mitleidig als neugierig.

»Du weißt, warum«, sagte ich lächelnd. »Spirituelles Wachstum besteht nicht darin, sich zwanghaft mit einzelnen Seiten auseinanderzusetzen, sondern betrifft die Gesamtheit unseres Bewusstseins. Regel Nummer zweiunddreißig: Nichts soll zwischen dir und Gott stehen. Keine Imame, keine Priester, Rabbis oder sonstigen Religionsführer und Wächter der Moral. Keine spirituellen Meister, ja nicht einmal dein Glaube. Sei überzeugt von deinen Werten und deinen Geboten, aber zwinge sie nie einem anderen auf. Eine religiöse Pflicht, mit deren Erfüllung man anderen das Herz bricht, ist unrecht.

Halte dich fern von jeder Form der Götzenverehrung, denn sie trübt den Verstand. Lass dich von Gott, und nur von ihm, leiten. Lerne die Wahrheit kennen, mein Freund, aber sorge dafür, dass deine Wahrheiten dir nicht zum Fetisch werden.«

Ich hatte Rumis Wesen von jeher bewundert und schon immer gewusst, dass seine unendliche, ungewöhnliche Barmherzigkeit das war, was mir im Leben fehlte. An diesem Tag aber war meine Bewunderung für ihn noch um einiges gewachsen.

Die Welt war voller Menschen, die nur nach Reichtum, Anerkennung und Macht trachteten. Je mehr sichtbare Zeichen des Erfolgs sie errangen, umso mehr bedurften sie ihrer. Gierig und begehrlich machten sie die weltlichen Besitztümer zu ihrer Qibla, blickten nur mehr in diese Richtung statt nach Mekka und merkten nicht, dass sie zu Sklaven der Dinge wurden, nach denen sie hungerten. Überall und ständig ging es so. Selten aber, so selten wie Rubine, waren Menschen, die sich bereits Erfolg erarbeitet und überaus viel Gold, Ruhm und Ansehen besaßen, ihre Stellung jedoch von einem Tag auf den anderen aufgaben und ihren guten Ruf in Gefahr brachten, um sich auf eine innere Reise zu begeben, von der niemand sagen konnte, wo und wie sie enden würde. Ein solch seltener Rubin war Rumi.

»Gott will, dass wir genügsam und bescheiden sind«, sagte ich.

»Und Er will erkannt werden«, fügte Rumi leise hinzu. »Er will, dass wir Ihn mit jeder Faser unseres Wesens erkennen. Deshalb ist es besser, nüchtern und wachsam zu sein als betrunken und benommen.«

Ich stimmte ihm zu. Bis die Dämmerung anbrach und es kühl wurde, blieben wir im Hof sitzen, die Rosenblüte zwischen uns. In der Kälte des Abends schwang der Duft von etwas Frischem, Süßem mit. Der Wein der Liebe machte uns ein wenig schwindelig, und mit großer Freude und Dankbarkeit spürte ich, dass der Wind nun nicht mehr Verzweiflung verhieß.

ELLA

NORTHAMPTON, 24. JUNI 2008

Beste aller Ehefrauen, in der Stadt hat ein neues Thai-Lokal eröffnet«, sagte David. »Soll sehr gut sein. Hast du Lust, heute Abend hinzugehen? Nur wir zwei?«

Mit ihrem Mann essen zu gehen war das Letzte, was Ella an diesem Dienstagabend wollte. Aber David beharrte so sehr darauf, dass sie nicht nein sagen konnte.

Das »Silver Moon« war ein kleines Restaurant mit schicken Lampen, Nischen mit lederbezogenen Sitzen, schwarzen Servietten und so vielen tief an den Wänden hängenden Spiegeln, dass es einem vorkam, als diniere man mit seinem eigenen Spiegelbild. Ella fühlte sich dort schon bald völlig deplatziert, was aber nicht an dem Lokal lag, sondern an ihrem Mann. In Davids Augen lag ein für ihn untypischer Glanz. Irgendetwas stimmte nicht. Er wirkte nachdenklich, ja geradezu besorgt. Am meisten beunruhigt hatte sie der Umstand, dass er mehrmals ins Stottern gekommen war, denn Ella wusste, dass David schon sehr schwer erschüttert sein musste, wenn sich sein Sprachfehler aus Kindertagen wieder bemerkbar machte.

Eine junge, thailändisch gekleidete Kellnerin trat an den Tisch, um die Bestellung aufzunehmen. David entschied sich für Jakobsmuscheln in einer Chili-Basilikum-Sauce, Ella für Gemüse und Tofu in Kokossauce; sie wollte dem an ihrem vierzigsten Geburtstag gefassten Entschluss, kein Fleisch mehr zu essen, treu bleiben. Dazu bestellten sie Wein.

Sie unterhielten sich ein paar Minuten lang über die elegante Innenausstattung und sprachen über die Wirkung von schwarzen beziehungsweise weißen Servietten. Zwanzig Jahre Ehe, zwanzig nachts im selben Bett verbrachte Jahre, zwanzig Jahre im selben Bad, mit demselben Essen, den drei von ihnen großgezogenen Kindern … Aber unterm Strich herrschte Schweigen. Das ungefähr waren Ellas Gedanken.

»Ich habe gesehen, dass du in letzter Zeit Rumi liest«, sagte David.

»Ich habe gesehen, dass du in letzter Zeit Rumi liest«, sagte David.

Ella nickte erstaunt. Sie wusste nicht, was sie mehr erstaunte – dass Rumi David ein Begriff war oder dass ihn interessierte, was sie las.

»Zuerst nur, um mir die Arbeit an dem Gutachten über *Süße Blasphemie* zu erleichtern, aber dann war ich so fasziniert, dass ich die Gedichte für mich selbst las«, erklärte Ella.

Ein paar Sekunden lang wurde Davids Aufmerksamkeit von einem Weinfleck auf dem Tischtuch in Anspruch genommen. Dann seufzte er und setzte eine Miene auf, als wolle er gleich etwas Gewichtiges verkünden. »Ella, ich weiß, was los ist«, sagte er. »Ich weiß alles.«

»Worüber denn bitte?«, fragte Ella, obwohl ihr nicht klar war, ob sie die Antwort hören wollte.

»Über … über deine Affäre …«, stammelte David. »Ich weiß Bescheid.«

Ella sah ihren Mann entgeistert an. Im Schein der Kerze, die die Kellnerin kurz zuvor angezündet hatte, spiegelte Davids Gesicht die reinste Verzweiflung.

»Meine Affäre?«, platzte Ella schneller und lauter heraus, als sie beabsichtigt hatte, und bemerkte im selben Moment, dass sich das Paar am Nebentisch zu ihnen umdrehte. Peinlich berührt verfiel sie in einen Flüsterton. »Welche Affäre denn?«

»Ich bin ja nicht blöd«, sagte David. »Ich habe deinen E-Mail-Account durchsucht und die Mails gelesen, die du dir mit diesem Mann geschrieben hast.«

»Da hast was getan?«

David ging über Ellas Frage hinweg und sagte mit einem verzerrten Gesicht, aus dem die Bedeutsamkeit seiner nächsten Worte sprach: »Ich mache dir keine Vorwürfe. Ich habe es nicht anders verdient. Ich habe dich vernachlässigt, und du hast dir anderswo ein bisschen Mitgefühl gesucht.«

Ella senkte den Blick auf ihr Glas. Der Wein hatte eine wunderschöne Farbe, ein tiefes, dunkles Rubinrot. Einen Moment lang glaubte sie winzige Lichtpunkte auf der Oberfläche schillern zu sehen, eine funkelnde Spur, die ihr den Weg wies. Und vielleicht war da ja auch eine Spur. Das Ganze kam ihr völlig unwirklich vor.

David schwieg jetzt, wohl um zu überlegen, wie er seine Gedanken am besten offenbaren und ob er es überhaupt tun sollte. »Ich bin bereit, dir zu

verzeihen und die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen.«

In diesem Augenblick wäre Ella auch nach Sarkasmus, Hohn, Streit oder einer dramatischen Szene gewesen, aber sie entschied sich für die schlichteste Variante. Mit funkelnden Augen fragte sie ihren Mann: »Und was ist mit deinen Affären? Willst du die auch auf sich beruhen lassen?«

Die Kellnerin kam mit dem Essen. Ella und David lehnten sich zurück und sahen ihr dabei zu, wie sie die Teller auf den Tisch stellte und dann übertrieben elegant mit der Weinflasche hantierte, um nachzuschenken. Als sie gegangen war, schnellte Davids Blick zu Ella hinauf, und er fragte: »Ach so, darum ging es dir also. Um Rache.«

»Nein.« Ella schüttelte enttäuscht den Kopf. »Es geht nicht um Rache. Es ging nie um Rache.«

»Worum ging es dann?«

Ella faltete die Hände. Ihr war, als ob alles und alle in dem Lokal – die Gäste, die Kellner, die Köche und sogar die tropischen Fische im Aquarium – innehielten, um zu hören, was sie gleich sagen würde.

»Es geht um Liebe. Ich liebe Aziz.«

Sie erwartete, dass ihr Mann in unbändiges Gelächter ausbrechen würde. Doch als sie schließlich den Mut fand, ihn anzusehen, stand das blanke Entsetzen in seinen Augen. Es wich aber auf der Stelle dem Ausdruck eines Menschen, der ein Problem so zu lösen beabsichtigte, dass möglichst wenig Schaden entstand. Ihm schien eine Erkenntnis zu kommen. »Liebe« war ein schwerwiegendes Wort, ein bedeutsames und ganz untypisches Wort für seine Frau, die sich in der Vergangenheit so oft negativ über die Liebe geäußert hatte.

»Wir haben drei Kinder …«

»Ja, und ich liebe sie sehr«, sagte Ella und ließ die Schultern fallen. »Aber Aziz liebe ich auch …«

David unterbrach sie. »Vergiss doch dieses Wort!« Bevor er weitersprach, nahm er einen großen Schluck aus seinem Glas. »Ich habe riesige Fehler gemacht, aber ich habe nie aufgehört, dich zu lieben, Ella. Und ich habe nie eine andere geliebt. Wir können doch beide aus unseren Fehlern lernen. Ich für meinen Teil kann dir versprechen, dass so etwas nicht wieder vorkommt. Du musst dich nicht mehr irgendwo da draußen nach Liebe umsehen.«

»Ich sehe mich nicht irgendwo da draußen nach Liebe um«, murmelte Ella

mehr zu sich selbst. »Rumi sagt, dass wir es nicht nötig haben, außerhalb unserer selbst die Liebe zu suchen. Wir müssen nur die Hindernisse in uns, die uns von der Liebe trennen, zur Seite räumen.«

»Oh mein Gott! Was ist denn nur los mit dir? Das bist doch nicht du! Hör bloß auf mit diesem romantischen Getue und sei wieder die, die du warst!«, blaffte David. Dann fügte er hinzu: »Bitte!«

Ella runzelte die Stirn und betrachtete ihre Fingernägel, als gäbe es irgendetwas an ihnen auszusetzen. In Wirklichkeit dachte sie daran, wie sie vor einiger Zeit buchstäblich dasselbe zu ihrer Tochter gesagt hatte. Ihr war, als schlösse sich ein Kreis. Langsam nickend legte sie ihre Serviette auf den Tisch.

»Ich möchte gehen«, sagte sie. »Ich habe keinen Hunger.«

In dieser Nacht schliefen sie in getrennten Betten. Und gleich als Erstes am nächsten Morgen schrieb Ella Aziz einen Brief.

DER ZELOT

KONYA, FEBRUAR 1246

Bereite dich auf schlimme Dinge vor! Scheich Jassin! Scheich Jassin! Hast du schon von dem Skandal gehört?«, schrie Abdullah, der Vater eines meiner Studenten, während er mir auf der Straße entgegenlief. »Rumi wurde gestern in einer Schenke im jüdischen Viertel gesehen!«

»Ja, ich habe davon gehört«, sagte ich. »Aber es hat mich nicht überrascht. Der Mann hat eine Christin zur Frau, und sein bester Freund ist ein Ketzer. Was soll man von so einem schon erwarten?«

Abdullah nickte bedenkenschwer. »Ganz ohne Zweifel. Damit hätten wir rechnen müssen.«

Um uns versammelten sich einige Leute und lauschten unserem Gespräch. Einer schlug vor, Rumi nicht mehr in der Großen Moschee predigen zu lassen, bis er sich öffentlich entschuldigt habe. Ich stimmte zu, verließ dann aber, weil meine Lehrstunde in der Madrasa bevorstand, das hin und her redende Grüppchen und eilte davon.

Ich hatte schon immer geargwöhnt, dass Rumi eine dunkle Seite besaß, die eines Tages ans Licht treten würde. Dass er sich aber dem Alkohol zuwenden würde, hatte nicht einmal ich erwartet und empfand es als abgrundtief widerwärtig. Schams, heißt es allerorten, sei der Hauptgrund für Rumis Niedergang; wäre er nicht mehr da, würde Rumi wieder so werden wie früher. Ich bin da anderer Ansicht. Ich bezweifle zwar nicht, dass Schams ein böser Mensch ist – das ist er sehr wohl – oder einen schlechten Einfluss auf Rumi ausübt – das tut er durchaus –, aber man muss sich doch fragen, warum Schams keine anderen Gelehrten, mich beispielsweise, auf Abwege zu führen vermag. Letztlich ähneln sich die beiden mehr, als die Leute wahrhaben wollen.

Einige haben Schams sagen hören: »Ein Gelehrter lebt von den Strichen einer Feder. Ein Sufi lebt von Fußstapfen und liebt Fußstapfen!« Was will uns das sagen? Offenbar meint Schams damit, dass die Gelehrten reden, während die Sufis handeln. Aber auch Rumi ist ein Gelehrter! Oder empfindet er sich

die Sufis handeln. Aber auch Rumi ist ein Gelehrter! Oder empfindet er sich nicht mehr als einer von uns?

Sollte Schams jemals meinen Unterrichtsraum betreten, werde ich ihn verscheuchen wie eine Fliege und ihm niemals Gelegenheit geben, in meiner Gegenwart sein Geschwätz zu verbreiten. Warum kann Rumi das nicht auch tun? Irgendetwas stimmt nicht mit ihm. Das fängt schon damit an, dass der Mann mit einer Christin verheiratet ist. Dass sie zum Islam übergetreten ist, zählt für mich nicht. Es ist nun einmal in ihrem Blut und im Blut ihres Kindes. Leider nehmen die Stadtbewohner die Gefahr des Christentums nicht so ernst, wie sie sollten, und denken, wir könnten Seite an Seite miteinander leben. Zu denen, die so einfältig sind, sage ich immer: »Können sich Wasser und Öl jemals vermischen? Genauso ist es mit den Moslems und den Christen!«

Mit seiner christlichen Ehefrau und seiner allbekannten Milde gegenüber Minderheiten war Rumi in meinen Augen immer schon unzuverlässig, aber als Schams-e Tabrizi unter sein Dach zog, kam er ganz und gar vom rechten Weg ab. Jeden Tag sage ich meinen Studenten, dass man sich vor Schaitan hüten muss. Und Schams ist der menschgewordene Teufel. Bestimmt war es seine Idee, Rumi in die Schenke zu schicken. Gott weiß, wie er ihn dazu überredet hat. Aber ist es nicht gerade die große Stärke des Teufels, rechtschaffene Menschen zu Freveltaten zu verführen?

Ich habe Schams' böse Seite von Anfang an erkannt. Wie kann er es wagen, den Propheten Mohammed, Friede sei auf ihm, mit dem glaubenslosen Sufi Bistami zu vergleichen? Immerhin hat Bistami verkündet: »Seht mich an! Wie groß ist mein Ruhm!« Und behauptet: »Ich habe gesehen, dass die Kaaba mich umrundet hat!« Er ging sogar so weit zu erklären: »Ich bin der Schmied meines eigenen Selbst!« Wenn das nicht gotteslästerlich ist, was dann? In diesen Niederungen wandelt der Mann, den Schams mit Hochachtung zitiert. Aber auch er ist eben, genau wie Bistami, ein Ketzer.

Nur gut, dass die Leute allmählich aufwachen und die Wahrheit erkennen. Endlich! Mit jedem Tag wächst die Zahl von Schams' Kritikern. In den Badehäusern und Teehäusern, auf den Weizenfeldern und in den Obstgärten zerreißen ihn die Leute schon in der Luft.

Später als sonst und den Kopf voll mit solchen Gedanken traf ich in der Madrasa ein. Kaum hatte ich die Tür zu meinem Unterrichtsraum geöffnet,

spürte ich, dass etwas Ungewöhnliches im Gange war. Meine Schüler saßen in einer schnurgeraden Reihe nebeneinander und waren blass und merkwürdig still, so als hätten sie einen Geist gesehen.

Und dann wurde mir klar, warum. Neben dem offenen Fenster, den Rücken an die Wand gelehnt, das haarlose Gesicht von einem überheblichen Lächeln erhellt, saß niemand anderer als Schams-e Tabrizi.

»As-salamu alaikum, Scheich Jassin«, sagte er und musterte mich über den ganzen Raum hinweg.

Ich zögerte. Ich war mir nicht sicher, ob ich ihn begrüßen sollte, beschloss dann aber, es nicht zu tun, sondern wandte mich an meine Schüler und fragte: »Was hat dieser Mann hier zu suchen? Warum habt ihr ihn hereingelassen?«

Die jungen Leute waren ganz benommen und verlegen, und keiner traute sich zu antworten. Schließlich brach Schams selbst das Schweigen.

In frechem Ton, den Blick unverwandt auf mich gerichtet, sagte er: »Du darfst sie nicht schelten, Scheich Jassin. Es war meine Idee. Ich war gerade in der Nähe, und da sagte ich mir: ›Schau doch einmal in der Madrasa vorbei und statte dem einen Besuch ab, der dich von allen Bewohnern dieser Stadt am meisten hasst!‹«

HUSAM, DER SCHÜLER

KONYA, FEBRUAR 1246

Brav saßen wir alle nebeneinander auf dem Boden des Unterrichtsraums, als die Tür aufging und Schams-e Tabrizi eintrat. Wir waren fassungslos. Wir hatten, vor allem von unserem Lehrer, schon so viele schlimme und abartige Dinge über ihn gehört, dass ich unwillkürlich zusammenzuckte, als er plötzlich leibhaftig vor uns stand. Er dagegen wirkte locker und freundlich. Nachdem er uns begrüßt hatte, erklärte er, kurz mit Scheich Jassin sprechen zu wollen.

»Unser Lehrer will keine Fremden im Unterrichtsraum. Sie sprechen vielleicht besser ein andermal mit ihm«, sagte ich in der Hoffnung, ein unschönes Aufeinandertreffen verhindern zu können.

»Danke für deine Besorgnis, junger Mann, aber unschöne Begegnungen sind manchmal nicht nur unausweichlich, sondern geradezu notwendig«, erwiderte Schams, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Aber keine Angst – es dauert nicht lange.«

Irschad, der neben mir saß, stieß zwischen den Zähnen hervor: »Der traut sich was! Er ist der leibhaftige Teufel!«

Ich nickte, obwohl ich nicht unbedingt fand, dass Schams wie der Teufel aussah. Sosehr ich auch gegen ihn eingestellt war, gefielen mir doch seine offene Art und seine Verwegenheit.

Ein paar Minuten später betrat Scheich Jassin mit nachdenklich gerunzelter Stirn den Raum. Nach ein paar Schritten schon hielt er inne und blickte mit halb zusammengekniffenen Augen verwirrt zu dem ungebetenen Gast.

»Was hat dieser Mann hier zu suchen? Warum habt ihr ihn hereingelassen?«

Meine Freunde und ich tauschten entsetzte Blicke und angstvoll geflüsterte Worte, aber ehe einer von uns Mut zum Antworten gefunden hatte, plapperte Schams drauflos und meinte, er sei in der Nähe gewesen und habe beschlossen, denjenigen zu besuchen, der ihn von allen Menschen in Konya am meisten

denjenigen zu besuchen, der ihn von allen Menschen in Konya am meisten hasse!

Einige Mitschüler begannen vor Aufregung zu hüsteln, und Irschad schnappte nach Luft. Die Spannung zwischen den beiden Männern war fast mit Händen zu greifen.

»Ich weiß nicht, was du hier verloren hast, aber ich habe Besseres zu tun, als mit dir zu sprechen«, sagte Scheich Jassin vorwurfsvoll. »Verschwinde, damit wir mit unseren Studien fortfahren können!«

»Du sagst, du willst nicht mit mir sprechen, sprichst aber ständig über mich«, entgegnete Schams. »Du hast ununterbrochen schlecht über Rumi und mich und alle Mystiker auf dem Sufi-Weg geredet.«

Scheich Jassin zog seine große, knochige Nase hoch und schniefte. Dann presste er schmollend die Lippen zusammen, als wäre ihm etwas sauer aufgestoßen. »Ich habe, wie gesagt, nichts mit dir zu besprechen. Ich weiß bereits alles, was ich wissen muss. Ich habe mir die eine oder andere Meinung gebildet.«

Pfeilschnell richtete sich Schams' spöttischer Blick auf uns. »Ein Mann mit vielen Meinungen, aber ohne eine einzige Frage! Da stimmt doch irgendetwas nicht!«

»Ach, wirklich?«, fragte Scheich Jassin belustigt und ein wenig aufgekratzt. »Fragen wir doch einfach die Schüler, wer von beiden sie lieber wären: der Weise, der die Antworten kennt, oder der Ratlose, der nur Fragen hat!«

Alle meine Freunde schlugen sich auf die Seite von Scheich Jassin, aber ich hatte das Gefühl, dass viele es weniger aus ehrlicher Zustimmung taten als vielmehr, um den Lehrer günstig zu stimmen. Ich selbst beschloss, gar nichts zu sagen.

»Wer alle Antworten zu wissen glaubt, weiß am allerwenigsten«, entgegnete Schams mit abschätzigem Schulterzucken und sagte an unseren Lehrer gewandt: »Aber da du dich ja mit Antworten so gut auskennst, möchte ich dir eine Frage stellen.«

In diesem Moment dachte ich sorgenvoll bei mir, welchen Verlauf das Gespräch wohl nehmen würde. Doch wie hätte ich verhindern sollen, dass die Spannungen noch größer wurden?

»Du behauptest ja, ich sei der Diener des Teufels. Könntest du uns freundlicherweise mitteilen, wie du dir Schaitan genau vorstellst?«, sagte

Schams.

»Aber sicher!«, rief Scheich Jassin, der nie eine Gelegenheit zu predigen vorüberstreichen ließ. »Unsere Religion, die letzte und beste der abrahamitischen Religionen, lehrt uns, dass es Schaitan war, dessentwegen Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben wurden. Wir, die Kinder gefallener Eltern, müssen wachsam sein, denn Schaitan erscheint in vielerlei Gestalt. Manchmal als Spieler, der uns zum Glücksspiel überredet, manchmal als schöne junge Frau, die uns zu verführen versucht … Schaitan kann Gestalten annehmen, die man nicht erwarten würde – zum Beispiel die eines Wanderderwischs.«

Schams schenkte ihm ein wissendes Lächeln, so als hätte er mit dieser Bemerkung gerechnet. »Ich verstehe. Die Menschen empfinden es offenbar als große Erleichterung und als recht nützlich, den Teufel immer nur außerhalb von sich selbst zu sehen.«

»Was soll das heißen?«, fragte Scheich Jassin.

»Nun, wenn Schaitan so niederträchtig und unbezwingbar ist, wie du behauptest, brauchen wir uns nie selbst die Schuld an unseren Übeltaten zu geben. Alles Gute sprechen wir Gott zu, und alles Schlechte im Leben wird dem Teufel angehängt. Auf diese Weise sind wir in jedem Fall aller Kritik und Selbstprüfung enthoben. So einfach ist das!«

Während Schams weitersprach, begann er im Zimmer umherzugehen, und seine Stimme wurde mit jedem Wort lauter. »Aber stellen wir uns einen Moment lang vor, es gäbe keinen Schaitan und keine Dämonen, die nur darauf warten, uns in Kesseln über dem Feuer zu sieden. Diese schaurigen Bilder wurden entworfen, um etwas zu veranschaulichen; doch dann nutzten sie sich immer mehr ab, und das, was sie ursprünglich ausdrückten, ging verloren.«

»Und was, bitte sehr, drückten sie ursprünglich aus?«, fragte Scheich Jassin entnervt und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ah, du hast also doch noch Fragen!«, sagte Schams. »Sie sollten veranschaulichen, dass ein Mensch sich selbst endlose Qualen zufügen kann. Die Hölle ist in uns, aber der Himmel ebenfalls. Der Koran bezeichnet die Menschen als die ehrwürdigsten Wesen. Wir stehen höher als die höchsten, aber auch tiefer als die niedrigsten Geschöpfe. Wenn wir das in seiner ganzen Bedeutung erkennen würden, bräuchten wir Schaitan nicht mehr außerhalb von uns zu suchen und könnten uns stattdessen selbst betrachten. Wir müssen

uns ehrlich selbst befragen, anstatt nach den Fehlern anderer Ausschau zu halten.«

»Dann befrag dich selbst – und inschallah, irgendwann wirst du dich reingewaschen haben«, erwiderte Scheich Jassin. »Aber ein guter Gelehrter muss seine Gemeinde nun einmal im Auge behalten!«

»Lass mich eine Geschichte erzählen«, sagte Schams in so liebenswürdigem Tonfall, dass wir nicht wussten, ob er es ehrlich meinte oder sich lustig machte.

Dann erzählte er uns Folgendes:

Vier Händler beteten in der Moschee, als plötzlich der Muezzin eintrat. Der erste Händler unterbrach sein Gebet und fragte: »Muezzin, wurde schon zum Gebet gerufen oder ist noch Zeit?«

Da hörte der zweite Händler auf zu beten und wandte sich zu seinem Freund. »Du hast während des Gebets gesprochen. Jetzt ist es ungültig, und du musst von vorn beginnen!«

Als er das hörte, warf der dritte Händler ein: »Warum tadelst du Dummkopf ihn? Du hättest weiterbeten müssen. Jetzt ist auch dein Gebet ungültig.«

Daraufhin sagte der vierte Händler breit grinsend: »Seht sie euch an! Alle drei haben ihr Gebet verpfuscht. Wie gut, dass ich nicht so töricht bin!«

Nachdem er die Geschichte erzählt hatte, blieb Schams vor uns Schülern stehen und sagte: »Nun, was meint ihr? Welche Gebete der Händler waren eurer Ansicht nach ungültig?«

Im Unterrichtsraum erhob sich ein Gerede über die Antwort, und es wurde ein bisschen unruhig. Schließlich sagte einer, der ganz hinten saß: »Die Gebete des zweiten, des dritten und des vierten Händlers waren ungültig. Der erste Händler dagegen ist unschuldig, denn er wollte dem Muezzin nur eine Frage stellen.«

»Gut, aber er hätte nicht einfach sein Gebet unterbrechen dürfen«, warf Irschad ein. »Es liegt doch auf der Hand, dass alle Händler falsch gehandelt haben – mit Ausnahme des vierten, der nur mit sich selbst sprach.«

Ich senkte den Blick; ich fand beide Antworten falsch, wollte aber den Mund halten. Denn ich ahnte, dass man meine Ansicht nicht gutheißen würde.

Doch kaum war mir dieser Gedanke durch den Kopf gegangen, da deutete Schams-e Tabrizi auf mich. »Du da drüben – was denkst du über die Sache?«

Ich musste erst einmal schwer schlucken, ehe ich etwas sagen konnte.

»Wenn die Händler einen Fehler begangen haben, dann nicht, weil sie während des Gebets sprachen«, sagte ich, »sondern weil ihnen das, was um sie herum vorging, wichtiger war, als sich um ihre Belange zu kümmern und mit Gott in Verbindung zu treten. Denselben grundlegenden Fehler begehen wohl allerdings auch wir, wenn wir ein Urteil über sie fällen.«

»Wie lautet demnach deine Antwort?«, fragte mich Scheich Jassin, der das Gespräch mit einem Mal sehr aufmerksam verfolgte.

»Meine Antwort lautet folgendermaßen: Obwohl alle vier Händler aus ähnlichen Gründen falsch gehandelt haben, dürfen wir keinen von ihnen eines Unrechts bezichtigen, denn letztlich steht es uns nicht zu, über sie zu urteilen.«

Schams-e Tabrizi ging einen Schritt auf mich zu und sah mich so freundlich und liebevoll an, dass ich mir vorkam wie ein kleiner Junge, der die bedingungslose Liebe seines Vaters oder seiner Mutter genießt. Er fragte mich nach meinem Namen und sagte, nachdem ich ihn genannt hatte: »Euer Freund Husam hat ein wahres Sufi-Herz.«

Ich lief rot an. Nach dem Unterricht, das war mir klar, würde mich Scheich Jassin tadeln, und meine Freunde würden mich mit Spott und Häme überschütten. Doch meine Ängste wurden schnell zerstreut. Ich setzte mich aufrecht hin und lächelte Schams an. Er zwinkerte mir zu und fuhr, weiter lächelnd, mit seiner Rede fort.

»Der Sufi sagt: ›Ich sollte mich besser um meine innere Begegnung mit Gott kümmern, als über andere Menschen zu urteilen.‹ Ein strenggläubiger Gelehrter hält dagegen ständig Ausschau nach den Fehlern anderer. Aber das dürft ihr nie vergessen, Schüler: Wer sich über andere beklagt, hat meist selbst unrecht.«

»Verwirr mir meine Schüler nicht!«, rief Scheich Jassin. »Wir Gelehrte können es uns nicht leisten, über die Taten anderer hinwegzusehen. Die Leute stellen uns viele Fragen und erwarten vernünftige Antworten, damit sie ihren Glauben in vollem Umfang und den Regeln gemäß ausüben können. Ich werde beispielsweise gefragt, ob die Waschung wiederholt werden soll, wenn man Nasenbluten bekommt, oder ob es richtig ist, auf Reisen zu fasten. In diesen Dingen unterscheiden sich die Lehren der Schafiiten, Hanafiten, Hanbaliten und Malikiten. Jede Rechtsschule hat ihre eigenen jede Einzelheit bedenkenden Antworten, die studiert und gelernt werden müssen!«

»Schon gut, aber weshalb klammert ihr euch so sehr noch an die kleinsten

Unterschiede?« Schams seufzte. »Der göttliche Logos ist vollkommen. Warum also auf Kosten des Ganzen nach den Einzelheiten greifen?«

»Einzelheiten?«, wiederholte Scheich Jassin fassungslos. »Gläubige nehmen die Gebote nun einmal ernst. Und wir Gelehrte leiten sie in ihren Bemühungen an.«

»Leitet sie ruhig weiter an – allerdings nur, wenn ihr dabei nicht vergesst, dass eure Anleitung ihre Grenzen hat und kein Wort über dem Wort Gottes steht«, erwiderte Schams und fügte hinzu: »Aber predigt nicht denen, die Erleuchtung erfahren haben. Denn sie finden einen anders gearteten Genuss in den Suren des Koran und bedürfen keiner Anleitung durch einen Scheich.«

Da wurde Scheich Jassin so wütend, dass seine welken Wangen hochrot anliefen und sein Adamsapfel weit hervortrat. »Unsere Anleitung ist doch kein Behelf!«, rief er. »Die Scharia legt die Regeln und Vorschriften fest, die jeder Moslem von der Wiege bis zur Bahre einzuhalten hat!«

»Die Scharia ist nur ein Boot, das auf dem Meer der Wahrheit segelt. Wer Gott wirklich sucht, wird es früher oder später verlassen und ins Wasser springen.«

»Ja, damit ihn die Haie fressen!«, entgegnete Scheich Jassin kichernd. »Genau das nämlich geschieht mit dem, der sich der Anleitung verweigert.«

Einige Schüler begannen ebenfalls zu kichern, aber wir anderen saßen schweigend da und fühlten uns zunehmend unbehaglich. Das Ende der Unterrichtsstunde nahte, und ich verlor die Hoffnung, dass dieses Gespräch noch gut ausgehen würde.

Schams-e Tabrizi hegte offenbar dieselbe Befürchtung, denn er wirkte plötzlich nachdenklich, ja fast verzweifelt. Er schloss die Augen, als hätte ihn das viele Reden erschöpft, aber er tat es so unauffällig, dass man es kaum merkte.

»Ich habe schon viele Scheichs kennengelernt auf meinen Reisen«, sagte er. »Bei manchen handelte es sich um aufrichtige Männer, aber einige waren herablassend und wussten nicht das Geringste über den Islam. Ich würde den Staub auf den alten Schuhen eines Menschen, der Gott wirklich liebt, nicht gegen die Köpfe der Scheichs von heute tauschen. Selbst Schattenspieler, die hinter einem Vorhang Bilder entstehen lassen, sind besser als diese Scheichs, weil sie wenigstens zugeben, dass sie nur Trugbilder erzeugen.«

»Jetzt reicht es! Wir haben genug von deiner gespaltenen Zunge gehört«

»Jetzt reicht es! Wir haben genug von deiner gespaltenen Zunge gehört«, verkündete Scheich Jassin. »Verlass sofort meinen Unterrichtsraum!«

»Sei unbesorgt, ich wollte ohnehin gehen«, erwiderte Schams spitzbübisch und wandte sich noch einmal an uns. »Ihr habt heute eine uralte Auseinandersetzung miterlebt, die bis in die Zeit des Propheten Mohammed zurückreicht, Friede sei auf ihm. Aber diese Auseinandersetzung ist nicht nur in der Geschichte des Islam von Belang, sie ist jeder abrahamitischen Religion wesenhaft eigen. Es ist der Widerstreit zwischen dem Gelehrten und dem Mystiker, zwischen Kopf und Herz. Ihr müsst eure Wahl treffen!«

Er schwieg eine Weile, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. Ich spürte seinen Blick auf meinem Gesicht und empfand es fast so, als teilten wir ein Geheimnis, als würde ich in eine nie erwähnte, nie beschriebene Bruderschaft aufgenommen.

»Letzten Endes«, fuhr Schams fort, »kann weder euer Lehrer noch ich mehr wissen, als Gott uns zu wissen erlaubt. Jeder tut das Seinige. Aber nur eines ist wirklich wichtig, nämlich dass das Licht der Sonne nie von der Blindheit im Auge des Leugners überschattet wird, desjenigen, der sich weigert zu erkennen.«

Schams-e Tabrizi führte seine rechte Hand ans Herz und verabschiedete sich von uns – auch von Scheich Jassin, der mit grimmiger Miene und ohne den Gruß zu erwidern, ein wenig abseits stand. Der Derwisch verließ den Raum, schloss die Tür hinter sich und ließ uns in einer Stille zurück, die so tief war, dass wir erst nach langer Zeit wieder sprechen und uns regen konnten.

Irschad war es schließlich, der mich aus meiner Verzückung weckte, indem er mich ziemlich missbilligend anstarrte. Erst da bemerkte ich, dass meine rechte Hand auf meinem Herzen lag und ich einer von mir erkannten Wahrheit die Ehre bezeugt hatte.

BAYBARS, DER KRIEGER

KONYA, MAI 1246

Besinnungslos vor Wut musste ich mir anhören, dass Schams die Frechheit besessen hatte, meinen Onkel vor allen Schülern zur Rede zu stellen. Hat dieser Mann keinen Funken Anstand im Leib? Wäre ich doch nur in der Madrasa gewesen, als er dort eintraf! Ich hätte ihn mit einem Tritt hinausbefördert, noch bevor er seinen frevlerischen Mund überhaupt hätte aufmachen können! Aber ich war nun mal nicht da, und so führte er mit meinem Onkel ein langes Gespräch, über das sich die Schüler seitdem ununterbrochen auslassen. Allerdings sind ihre Berichte mit Vorsicht zu genießen, denn sie klingen widersprüchlich und zollen diesem widerwärtigen Derwisch viel zu viel Anerkennung.

Ich bin sehr angespannt heute Abend, und das wegen Wüstenrose, dieser Hure. Ich muss immerzu an sie denken. Sie ist wie ein Schmuckkästchen mit Geheimfächern. Man glaubt sie zu besitzen, aber wenn der Schlüssel fehlt, bleibt sie sogar dann noch verschlossen und unerreichbar, wenn man sie in den Armen hält.

Die größte Sorge bereitet mir, dass sie sich einfach so ergeben hat. Ständig frage ich mich, warum sie sich nicht gegen meinen Wutausbruch wehrte. Warum blieb sie reglos unter meinen Füßen liegen wie ein schmutziger alter Teppich? Wenn sie zurückgeschlagen oder um Hilfe geschrien hätte, wäre ich nicht so weit gegangen. Aber sie lag einfach auf dem Boden, mit hervortretenden Augen und fest geschlossenem Mund, als wollte sie es um jeden Preis mit Fassung über sich ergehen lassen. War es ihr wirklich einerlei, ob ich sie töten würde oder nicht?

Ich habe mich ehrlich bemüht, nicht wieder ins Bordell zu gehen, aber heute siegte mein Bedürfnis, sie zu sehen. Auf dem Weg dorthin versuchte ich mir vorzustellen, was sie bei meinem Anblick tun würde. Falls sie sich über mich beschweren und es unangenehm werden sollte, würde ich den fetten Wirt bestechen oder ihm drohen. Ich hatte mir alles schön zurechtgelegt und mich

bestechen oder ihm drohen. Ich hatte ihm alles schon zurechtgelegt und mich auf alles vorbereitet – nur nicht darauf, dass sie weggelaufen war.

»Was soll das heißen, Wüstenrose ist nicht da?«, rief ich. »Wo ist sie?«

»Vergiss die Hure«, sagte der Hermaphrodit, schob sich ein Stück Lokum in den Mund und schleckte sich den Sirup vom Finger. Als er sah, wie sehr mich die Nachricht mitnahm, fügte er etwas freundlicher hinzu: »Wirf doch einfach mal einen Blick auf die anderen Mädchen, Baybars!«

»Ich will deine billigen Huren nicht, du fetter Zwitter. Ich will mit Wüstenrose reden, und zwar sofort.«

Der Bordellwirt zog, solcherart beschimpft, seine dunklen, kantigen Brauen hoch, wagte es aber nicht, mit mir zu streiten. Als schämte er sich für seine Worte, sagte er fast flüsternd: »Sie ist weg. Wahrscheinlich abgehauen, als alle schliefen.«

Das war so irrwitzig, dass man nicht einmal darüber lachen konnte. »Seit wann spazieren Huren einfach so aus dem Bordell hinaus?«, fragte ich. »Du wirst sie auf der Stelle zurückholen!«

Er betrachtete mich, als sähe er mich zum ersten Mal richtig an. »Für wen hältst du dich, dass du mir Befehle gibst?«, giftete er. Ganz anders als Wüstenrose blickte er mich herausfordernd an, und seine kleinen Augen sprühten förmlich Funken.

»Ich bin Wachmann und habe einen Onkel in hoher Stellung. Ich kann diese Lasterhöhle schließen lassen und euch alle auf die Straße setzen«, sagte ich, streckte den Arm aus und nahm mir ein Stück Lokum aus der Schüssel auf seinem Schoß. Es war weich und ließ sich vorzüglich kauen.

Dann wischte ich mir die klebrigen Finger am Seidenschal des Wirts ab. Er erblasste vor Wut, wagte es aber nicht, einen Streit mit mir anzufangen.

»Warum schiebst du mir die Schuld zu, anstatt es diesem Derwisch anzulasten? Schließlich hat er Wüstenrose dazu überredet, das Bordell zu verlassen und Gott zu suchen.«

Zuerst begriff ich gar nicht, wen er meinte, aber dann ging mir auf, dass er von niemand anderem sprach als von Schams-e Tabrizi.

Erst meinen Onkel vor seinen Schülern ohne Achtung behandeln und jetzt das. Offenbar wusste der Ketzer nicht, wann er den Bogen überspannte.

ELLA

NORTHAMPTON, 25. JUNI 2008

Bisher, geliebter Aziz, habe ich dir noch nie einen Brief geschrieben. Auf die altmodische Weise, meine ich, mit Tinte, parfümiertem Papier, einem passenden Umschlag und einer Briefmarke. Aber diesmal wollte ich genau das. Ich werde ihn noch heute Nachmittag nach Amsterdam schicken. Denn wenn ich es nicht gleich mache, schaffe ich es vielleicht nie.

Da lernt man nun jemanden kennen – jemanden, der völlig anders ist als alle Menschen um einen herum. Jemanden, der alles in einem anderen Licht sieht und einen zwingt, den eigenen Blickwinkel zu verschieben, zu verändern, alles mit neuen Augen zu betrachten, ob innen oder außen. Man denkt, es wäre möglich, eine sichere Distanz zu ihm einzuhalten. Man glaubt, man könnte sich durch diesen wunderschönen Sturm hindurchlavieren, bis einem viel zu plötzlich klar wird, dass man ins offene Meer gestoßen wurde und auf den Wellen taumelt wie eine Nussschale.

Ich weiß nicht genau, wann deine Worte mich in ihren Bann zu ziehen begannen. Ich weiß nur, dass unsere Korrespondenz mich verändert hat, und zwar von Anfang an. Wahrscheinlich werde ich es bereuen, das ausgesprochen zu haben. Aber da ich es schon mein ganzes Leben lang bereue, bestimmte Dinge nicht getan zu haben, kann es nicht schaden, zur Abwechslung mal etwas zu tun, was ich bereuen werde.

Seit du mir durch deinen Roman und deine E-Mails »begegnet« bist, beherrschst du meine Gedanken. Immer wenn ich eine Mail von dir lese, beginnt etwas in mir zu wirbeln, und dann wird mir bewusst, dass ich schon seit Langem nicht mehr so zufrieden und aufgeregt war. Du gehst mir den ganzen Tag über keine Sekunde aus

dem Kopf. Ich unterhalte mich insgeheim mit dir und frage mich bei jedem neuen Impuls in meinem Leben, wie du wohl darauf reagieren würdest. Wenn ich ein gutes Restaurant aufsuche, möchte ich mit dir dorthin gehen. Wenn ich irgendetwas Interessantes sehe, macht es mich traurig, dass ich es dir nicht zeigen kann. Neulich fragte mich meine jüngere Tochter, ob ich eine neue Frisur hätte. Meine Frisur ist genau wie immer, aber es stimmt – ich sehe anders aus, weil ich mich anders fühle.

Dann wieder sage ich mir, dass wir uns ja noch nicht einmal persönlich kennen. Und das holt mich in die Wirklichkeit zurück. Und die Wirklichkeit besteht darin, dass ich nicht weiß, was ich mit dir machen soll. Ich habe deinen Roman zu Ende gelesen und mein Gutachten abgegeben. (Ja, ich habe nämlich ein richtiges Gutachten darüber verfasst. Manchmal hätte ich dir gern meine Ansichten mitgeteilt oder dir zumindest das Gutachten geschickt, das die Literaturagentin von mir bekommen hat, aber ich fand, das wäre nicht recht gewesen. Über die Einzelheiten des Gutachtens kann ich mich zwar nicht mit dir austauschen, aber eines sollst du wissen: Dein Buch gefällt mir ungemein. Danke für dieses Lesevergnügen. Ich werde das, was darin steht, nie vergessen.)

Jedenfalls hat Süße Blasphemie *nichts mit meinem Entschluss zu tun, dir diesen Brief zu schreiben – andererseits: Vielleicht war das Buch sogar ausschlaggebend dafür. Diese Sache zwischen uns, was immer es auch ist, hat mich dazu getrieben, und die überwältigende Wirkung, die sie auf mich hat, entzieht sich schlicht meiner Kontrolle. Das Ganze ist so ernst geworden, dass ich nicht mehr damit umgehen kann. Anfangs liebte ich deine Fantasie und deine Geschichten, aber dann wurde mir klar, dass ich den Mann hinter den Geschichten liebe.*

Und jetzt weiß ich nicht, was ich mit dir machen soll.

Ich muss diesen Brief, wie gesagt, sofort abschicken. Andernfalls müsste ich ihn in tausend Schnipsel zerreißen und so tun, als gäbe es nichts Neues, nichts Ungewöhnliches in meinem Leben.

Ja, ich könnte tun, was ich immer tue, nämlich vorgeben, alles wäre normal.

Ich könnte es vorgeben – wäre da nicht dieser süße Schmerz in meinem Herzen …

In Liebe

Ella

KIRA

KONYA, MAI 1246

Bewährungsprobe. Ich weiß nicht, wie ich damit umgehen soll. Heute Morgen stand aus heiterem Himmel eine junge Frau vor unserem Haus und fragte nach Schams-e Tabrizi. Ich sagte ihr, sie solle später wiederkommen, weil er nicht da sei, aber sie erklärte, sie könne nirgendwohin und wolle im Hof warten. Da wurde ich misstrauisch und fragte sie, wer sie sei und woher sie komme. Sie fiel auf die Knie, hob ihren Schleier und zeigte mir ihr mit Narben übersätes Gesicht. Trotz dieser Makel war sie sehr hübsch, so zart und schlank. Unter Tränen und Schluchzen und erstaunlich wortgewandt bestätigte sie mir, was ich bereits geahnt hatte. Sie war eine Hure aus dem Bordell.

»Aber ich habe dieses grauenhafte Haus verlassen«, sagte sie. »Ich bin ins öffentliche Bad gegangen und habe mich vierzig Mal gewaschen und dabei vierzig Mal gebetet. Ich habe einen Eid geschworen, mich von Männern fernzuhalten. Von nun an widme ich mein Leben Gott.«

Darauf wusste ich nichts zu erwidern. Ich betrachtete ihre Augen, aus denen so viel Verletztheit sprach, und staunte darüber, dass sie, so jung und zerbrechlich, wie sie war, den Mut gefunden hatte, die einzige Art zu leben, die sie kannte, hinter sich zu lassen. Es störte mich, ein gefallenes Mädchen in der Nähe meines Hauses zu wissen, aber sie hatte etwas an sich, das mir das Herz brach – eine Schlichtheit, fast etwas Unschuldiges, das ich noch nie an einem Menschen gesehen hatte. Ihre braunen Augen erinnerten mich an die Augen der Jungfrau Maria. Ich brachte es nicht über mich, sie davonzujagen, also ließ ich sie im Hof warten. Mehr konnte ich nicht für sie tun. Sie setzte sich an die Mauer und starrte reglos wie eine Marmorstatue in die Luft.

Als Schams und Rumi eine Stunde später von ihrem Spaziergang zurückkamen, lief ich ihnen entgegen und erzählte von der unerwarteten Besucherin.

»Soll das heißen, dass in unserem Hof eine Hure sitzt?«, fragte Rumi verblüfft.

verblüfft.

»Ja. Sie sagt, sie hat das Bordell verlassen, um Gott zu finden.«

»Ah, das ist Wüstenrose«, rief Schams. Er klang eher erfreut als erstaunt. »Warum hast du sie draußen warten lassen? Führ sie ins Haus!«

»Aber was werden die Nachbarn sagen, wenn sie erfahren, dass wir eine Hure beherbergen?«, wandte ich mit vor Anspannung brüchiger Stimme ein.

»Wir leben ohnehin alle unter demselben Dach«, entgegnete Schams und deutete zum Himmel. »Könige und Bettler, Jungfrauen und Huren, über allen wölbt sich derselbe Himmel.«

Wie hätte ich mich mit Schams streiten können? Er hat auf alles eine Antwort.

Ich führte die Hure ins Haus und betete darum, dass die neugierigen Bicke der Nachbarn nicht gerade jetzt auf uns fielen. Kaum hatte Wüstenrose den Raum betreten, lief sie schluchzend auf Schams zu und küsste seine Hände.

»Ich freue mich sehr darüber, dass du hier bist.« Schams strahlte, als würde er eine alte Freundin begrüßen. »Dorthin wirst du niemals zurückkehren. Dieser Teil deines Lebens ist für immer vorbei. Möge Gott deine Reise zur Wahrheit ertragreich werden lassen!«

Da weinte Wüstenrose noch bitterlicher. »Der Wirt wird mich nicht in Ruhe lassen. Er wird Schakalkopf auf mich ansetzen. Du weißt ja nicht, wie …«

Schams unterbrach sie. »Komm wieder zu Sinnen, Kind. Denk an folgende Regel: Während alle auf dieser Welt danach streben, irgendwelche Ziele zu erreichen und irgendwer zu werden, um dann all das nach dem Tod zurücklassen zu müssen, geht es dir um die höchste Stufe des Nichts. Leb das Leben so leicht und leer wie die Null. Wir sind wie Töpfe. Nicht die äußere Verzierung, sondern die innere Leere hält uns aufrecht. Und ebenso lässt uns nicht das, was wir erreichen wollen, durchhalten, sondern das Bewusstsein des Nichts.«

Am späten Abend zeigte ich Wüstenrose ihr Lager, und sie schlief auf der Stelle ein. Daraufhin ging ich in den Hauptraum zurück, wo sich Rumi und Schams miteinander unterhielten.

»Du solltest auch zu unserer Vorstellung kommen«, sagte Schams, als ich eintrat.

»Zu welcher Vorstellung?«

»Zu einem spirituellen Tanz, Kira, wie du ihn noch nie gesehen hast.«

Ich warf meinem Mann einen verwunderten Blick zu. Was war da los? Von welchem Tanz sprachen sie?

»Maulana, du bist ein hochgeachteter Gelehrter, kein Unterhaltungskünstler. Was sollen die Leute von dir denken?«, fragte ich. Mein Gesicht wurde ganz heiß, so sehr empörte ich mich.

»Sei unbesorgt«, entgegnete Rumi, »Schams und ich reden schon seit Langem darüber. Wir wollen den Sema vorführen, den Tanz der kreisenden Derwische. Alle, die sich nach der Liebe Gottes sehnen, sind herzlich eingeladen.«

Von einem Moment auf den anderen befiel mich ein fürchterlicher Kopfschmerz, aber er war nichts verglichen mit den Qualen meines Herzens.

»Und wenn es den Leuten nicht gefällt? Nicht jeder schätzt das Tanzen«, sagte ich zu Schams in der Hoffnung, ihn damit zum Schweigen zu bringen. »Ihr solltet das Ganze zumindest erst einmal verschieben.«

»Nicht jeder schätzt Gott«, warf Schams unverzüglich ein. »Sollen wir Ihn deshalb auch verschieben?«

Damit war die Unterredung beendet, es gab nichts mehr zu sagen. Durch das Haus rauschte der Wind, fuhr durch die Bretterwände und dröhnte in meinen Ohren.

SULTAN WALAD

KONYA, JUNI 1246

Betrachtend weiß das Auge, was es als schön empfindet«, pflegte Schams zu sagen. »Alle sehen denselben Tanz, aber jeder sieht ihn auf seine Weise. Warum also sich sorgen? Den einen wird es gefallen, den anderen nicht.«

Dennoch teilte ich Schams an dem Abend, an dem der Sema stattfinden sollte, meine Befürchtung mit, es könnte niemand zum Zuschauen kommen.

»Nur keine Angst«, sagte er forsch. »Die Stadtbewohner mögen mich zwar nicht, sind vielleicht nicht einmal mehr deinem Vater zugetan, aber über uns hinwegsehen können sie nicht. Ihre Neugier wird sie hertreiben.«

Und tatsächlich war die offene Halle am Abend der Vorführung dicht besetzt. Händler waren erschienen, Schmiede, Zimmerleute, Bauern, Steinmetze, Färber, Arzneiverkäufer, Zunftmeister, Schreiber, Töpfer, Bäcker, Klagemänner, Wahrsager, Rattenfänger, Parfümhändler – sogar Scheich Jassin war mit einer Gruppe von Schülern gekommen. Die Frauen saßen ganz hinten.

Zu meiner großen Erleichterung sah ich unseren Gebieter, Kai Chosrau, mit seinen Beratern in der ersten Reihe sitzen. Dass ein Mann von so hohem Stand meinen Vater unterstützte, würde alle bösen Zungen verstummen lassen.

Es dauerte lange, bis alle Zuschauer Platz genommen hatten, und auch als es so weit war, verebbte das Stimmengewirr aus aufgebracht gewispertem Getratsche nicht gänzlich. Da ich unbedingt neben jemandem sitzen wollte, der nicht schlecht über Schams sprechen würde, ließ ich mich neben dem Säufer Suleiman nieder. Der Mann stank zwar nach Wein, aber das war mir einerlei.

Meine Beine zitterten, meine Hände waren nass vor Schweiß, und obwohl es so warm war, dass alle ihre Umhänge ablegten, klapperte ich mit den Zähnen. Das Ansehen, das mein Vater genoss, schwand mehr und mehr, und daher war diese Aufführung unglaublich wichtig. Ich betete zu Gott, aber da ich nicht genau wusste, worum ich Ihn bitten sollte – außer darum, dass alles gut ausgehen würde –, war es nur ein halbherziges Gebet.

ausgehen würde –, war es nur ein halbherziges Gebet.

Plötzlich ertönten Klänge, zuerst aus weiter Ferne, dann kamen sie immer näher. So bezaubernd und anrührend waren sie, dass alle atemlos lauschten.

»Was für ein Instrument ist das?«, fragte mich Suleiman halb ehrfürchtig, halb entzückt im Flüsterton.

Ich erinnerte mich an ein Gespräch zwischen meinem Vater und Schams und antwortete: »Das ist eine Ney. Ihr Klang ähnelt dem Seufzer des Liebenden in Gedanken an den Geliebten.«

Die Ney verstummte, und mein Vater erschien auf der Bühne. Gemessenen, sachten Schrittes trat er vor und begrüßte die Zuschauer. Ihm folgten sechs Derwische, allesamt Schüler meines Vaters, in langen weißen Gewändern mit wallenden Röcken. Sie kreuzten die Arme vor der Brust und verbeugten sich vor meinem Vater, um von ihm gesegnet zu werden. Dann setzte die Musik ein, und ein Derwisch nach dem anderen begann sich zu drehen – zuerst langsam, dann in atemberaubender Geschwindigkeit –, und ihre Röcke entfalteten sich wie Lotusblüten.

Es war ein fesselnder Anblick. Ich konnte nicht umhin zu lächeln, so stolz und glücklich war ich. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich die Menge um mich herum. Selbst die übelsten Lästermäuler folgten der Darbietung mit sichtlicher Bewunderung.

Es schien, als wollten sich die Derwische bis in alle Ewigkeit drehen; doch dann wurde die Musik lauter, und hinter dem Vorhang fiel ein Rebab in die Ney- und Trommelklänge ein. In diesem Augenblick stürmte Schams auf die Bühne wie ein rasender Wüstenwind. Sein Gewand war dunkler als das der anderen, er war größer als sie und kreiste am allerschnellsten. Er hielt die weit geöffneten Hände dem Himmel entgegen und reckte auch sein Gesicht nach oben wie eine Sonnenblume, die die Sonne sucht.

Viele Zuschauer schnappten von Ehrfurcht ergriffen nach Luft. Selbst diejenigen, die Schams-e Tabrizi hassten, erlagen dem Zauber dieses Augenblicks. Ich schielte zu meinem Vater hinüber. Während Schams sich wie im Rausch drehte und die Schüler, etwas langsamer, ihre Kreisbahnen zogen, stand mein Vater reglos da wie eine alte Eiche, ruhig und weise, in unablässigem Gebet die Lippen bewegend.

Als die Musik schließlich langsamer wurde, blieben alle Derwische auf einmal stehen. Die Lotusblüten schlossen sich. Mit einer fast zärtlichen Geste

erteilte mein Vater jedem auf der Bühne und davor seinen Segen, und einen Moment lang schien es, als wären wir alle in vollkommener Eintracht miteinander verbunden. Jäh legte sich eine tiefe Stille über die Halle. Niemand wusste, was nun zu tun sei. Niemand hatte jemals so etwas gesehen.

Die Stimme meines Vaters durchbrach die Stille. »Dies, meine Freunde, nennt man den Sema – den Tanz der kreisenden Derwische. Von heute an werden Derwische jeden Alters den Sema tanzen. Die eine Hand zum Himmel emporgereckt, die andere zur Erde gerichtet, geloben wir, jedes Fünkchen Liebe, das wir von Gott erhalten, an die Menschen weiterzugeben.«

Die Zuschauer lächelten und murmelten Zustimmung. Alle waren von einer warmen, freundlichen Erregung ergriffen. Dies rührte mich so sehr, dass mir die Tränen in die Augen stiegen. Endlich wurden meinem Vater und Schams die Achtung und die Liebe zuteil, die sie so fraglos verdienten.

In dieser herzerwärmenden Stimmung hätte der Abend enden können. Als glücklicher Mensch war ich zuversichtlich, dass sich nun alles zum Besseren wenden würde, wäre danach nicht noch etwas geschehen, was alles zunichtemachte.

SULEIMAN DER SÄUFER

KONYA, JUNI 1246

Blitz und Donner! Was für ein unvergesslicher Abend! Ich habe mich noch immer nicht ganz davon erholt. Und das Allererstaunlichste von allem war, was am Schluss geschah.

Nach dem Sema erhob sich der große Kai Chosrau II. und warf einen gebieterischen Blick in die Runde. In vollendeter Selbstgefälligkeit ging er zur Bühne hin, lachte schallend auf und sagte: »Meinen Glückwunsch, Derwische! Eure Darbietung hat mich beeindruckt.«

Rumi dankte ihm höflich, und die Derwische auf der Bühne folgten seinem Beispiel. Dann standen alle Musiker gleichzeitig auf und entboten dem Herrscher einen hochachtungsvollen Gruß. Mit sichtlich zufriedener Miene gab Kai Chosrau einem seiner Leibwächter ein Zeichen, woraufhin dieser ihm flugs einen Samtbeutel reichte. Kai Chosrau wog den Beutel mehrmals in der Hand, um zu zeigen, wie schwer die Goldmünzen darin waren, und warf ihn schließlich auf die Bühne. Die Leute um mich herum seufzten und klatschten. Alle waren tief gerührt von der Großzügigkeit unseres Gebieters.

Selbstzufrieden wandte sich Kai Chosrau zum Gehen. Doch kaum hatte er einen Schritt auf den Ausgang zugemacht, da wurde der Beutel, den er auf die Bühne geworfen hatte, zurückgeschleudert. Klirrend wie die Armreifen einer frisch getrauten Braut landeten die Münzen vor seinen Füßen. Das Ganze war so schnell geschehen, dass wir alle eine volle Minute lang wie erstarrt dastanden, ohne uns in unserer Verwirrung erklären zu können, was eigentlich los war. Am erstauntesten aber war zweifellos Kai Chosrau selbst. Die Beleidigung war zu offensichtlich und in jedem Fall zu persönlich, als dass er darüber hätte hinweggehen können. Fassungslos warf er einen Blick über die Schulter, um zu sehen, wer etwas so Entsetzliches getan haben könnte.

Es war Schams-e Tabrizi. Alle Blicke richteten sich auf ihn, der, die Arme in die Hüften gestemmt, auf der Bühne stand und alle mit blutunterlaufenen Augen anfunkelte.

Augen aufblinkte.

»Wir tanzen nicht für Geld«, rief er mit tiefer, dröhnender Stimme. »Der Sema ist ein spiritueller Tanz, er wird um der Liebe und nur um der Liebe willen getanzt. Nimm das Gold zurück, Herrscher! Dein Geld gilt hier nichts!«

Die Halle versank in einer grauenhaften Stille. Rumis ältester Sohn war so erschüttert, dass alles Blut aus seinem jungen Gesicht wich. Niemand wagte es, einen Laut von sich zu geben. Kein Seufzer ertönte, niemand schnappte nach Luft – wir hielten alle den Atem an. Als hätten die Himmel auf dieses Zeichen gewartet, begann es heftig, geradezu sturzbachartig zu regnen. Die Tropfen ertränkten alles und jeden in ihrem steten Rauschen.

»Gehen wir!«, rief Kai Chosrau seinen Männern zu.

Der Herrscher schritt dem Ausgang entgegen. Seine Wangen schwabbelten vor Beschämung, seine Lippen bebten, und seine Schultern hingen schlaff herab. Im Gänsemarsch huschten seine zahlreichen Wächter und Diener hinter ihm her und traten dabei mit ihren schweren Stiefeln auf die Münzen aus dem Beutel. Einige Zuschauer liefen herbei, um die Geldstücke aufzuheben, und es entstand ein Gerangel.

Als der Gebieter verschwunden war, ging ein Raunen der Enttäuschung und Missbilligung durch die Menge.

»Für wen hält der sich?«, riefen einige.

»Wie kann er es wagen, unseren Herrscher zu beleidigen! Was ist, wenn Kai Chosrau sich nun an der ganzen Stadt dafür rächt?«

Mehrere Zuschauer standen auf, schüttelten fassungslos den Kopf und stolzierten zum Ausgang, um so ihr Missfallen deutlich zu machen. Angeführt wurde der Protestzug von Scheich Jassin und seinen Schülern. Zu meinem großen Erstaunen sah ich darunter auch zwei von Rumis ehemaligen Schülern – und seinen eigenen Sohn Aladdin.

ALADDIN

KONYA, JUNI 1246

Bei Allah, etwas so Peinliches ist mir mein Lebtag nicht widerfahren. Als wäre es nicht schon beschämend genug, den eigenen Vater mit einem Ketzer im Bunde zu wissen, musste ich obendrein die Demütigung ertragen, ihn als Anführer einer Tanzdarbietung zu erleben. Was hat ihn nur dazu getrieben, sich vor der ganzen Stadt eine derartige Blöße zu geben? Und am allermeisten entsetzt hat mich, dass sich unter den Zuschauern eine Hure aus dem Bordell befand. Ich saß da und fragte mich, welcher Irrsinn, welche Verheerung uns allen denn noch aus der Liebe meines Vaters zu Schams erwachsen würde, und wünschte mir zum ersten Mal in meinem Leben, der Sohn eines anderen Mannes zu sein.

In meinen Augen war die ganze Aufführung reiner Frevel. Doch was danach geschah, ging vollends zu weit. Wie konnte sich dieser unverschämte Mensch erdreisten, unseren Herrscher mit Hohn und Spott zu überschütten? Er kann von Glück reden, dass Kai Chosrau ihn nicht auf der Stelle gefangen nehmen und an den Galgen bringen ließ.

Als ich Scheich Jassin unserem Gebieter Kai Chosrau folgen sah, wusste ich, dass ich mich ihm anschließen musste. Es fehlte mir gerade noch, dass die Leute in Konya denken, ich stünde auf der Seite des Ketzers. Alle sollten ein für alle Mal sehen, dass ich, anders als mein Bruder, nicht die Marionette meines Vaters war.

In dieser Nacht kehrte ich nicht nach Hause zurück, sondern ging mit ein paar Freunden zu Irschad. Noch ganz aufgewühlt sprachen wir über die Ereignisse des Tages und berieten ausführlich, was nun zu tun sei.

»Dieser Mann hat einen fürchterlichen Einfluss auf deinen Vater«, sagte Irschad streng. »Und jetzt hat er euch auch noch eine Hure ins Haus geholt. Du musst den Namen deiner Familie reinwaschen, Aladdin.«

Mein Gesicht brannte vor Scham, während ich mir anhörte, was sie zu sagen hatten, und eines war mir völlig klar: Schams hatte nichts als Elend über uns

hatten, und eines war ihm völlig klar: Schams hatte nichts als Elend über uns gebracht.

Gemeinsam kamen wir zu dem Schluss, dass Schams die Stadt verlassen musste – wenn nicht aus freien Stücken, dann eben unter Zwang.

Am nächsten Tag ging ich nach Hause. Ich hatte mir vorgenommen, von Mann zu Mann mit Schams-e Tabrizi zu reden. Er saß, mit dem Rücken zu mir, allein im Hof und spielte mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen auf der Ney. Er war so in die Musik vertieft, dass er mich gar nicht bemerkte. Ich näherte mich leise wie eine Maus und ergriff die Gelegenheit, ihn zu beobachten und meinen Feind auf diese Weise besser kennenzulernen.

Nach ein paar Minuten hörte er auf zu spielen, hob leicht den Kopf und murmelte, ohne in meine Richtung zu schauen, wie nebenbei, als spräche er mit sich selbst: »Sei gegrüßt, Aladdin, hast du mich gesucht?«

Ich erwiderte nichts. Ich wusste, dass er durch geschlossene Türen hindurchsehen konnte, und war nicht überrascht, nun festzustellen, dass er auch Augen im Hinterkopf hatte.

»Hat dir die Vorführung gestern gefallen?«, fragte er und wandte mir endlich das Gesicht zu.

»Es war widerwärtig«, platzte ich heraus. »Da gibt es etwas zu klären. Ich kann dich nicht ausstehen, ich konnte dich noch nie ausstehen. Und ich werde es nicht zulassen, dass du das Ansehen meines Vaters noch weiter zerstörst.«

Schams legte die Ney beiseite und sagte mit einem Blitzen in den Augen: »Ach, darum geht es also? Wenn Rumis Ansehen zerstört ist, blicken die Leute nicht mehr zu dir als dem Sohn eines bedeutenden Mannes auf. Macht dir das Angst?«

Entschlossen, mich nicht von ihm beeindrucken zu lassen, überhörte ich seine Sticheleien. Trotzdem dauerte es eine Weile, bis ich etwas entgegnen konnte.

»Geh und lass uns in Ruhe! Alles stand zum Besten, bevor du hier aufgetaucht bist«, fuhr ich ihn an. »Mein Vater ist ein hochgeachteter Gelehrter und Familienvater. Ihr zwei habt nichts gemeinsam.«

Er reckte den Hals, runzelte nachdenklich die Stirn und holte tief Luft. Mit einem Mal wirkte er alt und verwundbar. Mir schoss der Gedanke durch den Kopf, ihn zu verdreschen, ihn grün und blau zu prügeln, bevor ihm jemand zu

Hilfe eilen konnte. Dieser Gedanke war so grauenhaft und böse, zugleich aber so schrecklich verlockend, dass ich den Blick von ihm wenden musste.

Als ich ihn wieder anschaute, sah ich, dass Schams mich mit neugierig leuchtenden Augen musterte. Konnte er etwa meine Gedanken lesen? Plötzlich zog sich ein Kribbeln von den Händen bis zu den Füßen durch meinen Körper, ein Gefühl, als stächen mich tausend Nadeln, und meine Knie wurden weich. Das konnte nur schwarze Magie sein. Bestimmt beherrschte Schams die finstersten Arten der Hexerei.

»Du hast Angst vor mir, Aladdin«, sagte er nach einer kurzen Pause. »Weißt du, an wen du mich erinnerst? An den schielenden Gehilfen.«

»Wovon redest du?«, fragte ich.

»Es ist eine Geschichte. Magst du Geschichten?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Für so etwas habe ich keine Zeit.«

Schams verzog leicht herablassend den Mund. »Ein Mensch, der keine Zeit für Geschichten hat, hat keine Zeit für Gott. Weißt du nicht, dass Gott der beste Geschichtenerzähler ist?«

Und dann erzählte er mir, ohne meine Erwiderung abzuwarten, diese Geschichte:

Es war einmal ein Handwerker, der hatte einen verbitterten Gehilfen, der obendrein schielte und alles doppelt sah. Eines Tages forderte der Handwerker ihn auf, einen Topf Honig aus der Vorratskammer zu holen. Der Gehilfe kehrte mit leeren Händen zurück. »Meister, da stehen zwei Töpfe mit Honig«, jammerte er. »Welchen soll ich denn nun bringen?« Der Handwerker, der seinen Gehilfen nur zu gut kannte, antwortete: »Zerbrich doch einfach den einen Topf und bring mir den anderen.«

Leider war der Gehilfe zu dumm, um die Weisheit hinter den Worten des Meisters zu erkennen, und tat, wie ihm geheißen war. Er zerbrach einen der beiden Töpfe und wunderte sich dann sehr, als auch der andere in Scherben ging.

»Was willst du damit sagen?«, fragte ich. Schams meine Gereiztheit offen zu zeigen war nicht klug, aber ich konnte nicht anders. »Du immer mit deinen verdammten Geschichten! Kannst du vielleicht auch mal verständlich reden?«

»Aber es ist doch ganz leicht zu verstehen, Aladdin. Ich sage dir damit, dass du genau wie der schielende Gehilfe in allem zwei Dinge siehst. Dein Vater und ich, wir sind eins. Wenn du mich zerbrichst, zerbrichst du auch ihn.«

»Du und mein Vater, ihr habt nichts gemeinsam«, wiederholte ich. »Indem ich den zweiten Topf zerschlage, befreie ich den ersten!«

Ich war so hasserfüllt und wütend, dass ich die Folgen meiner Worte überhaupt nicht bedachte. Das tat ich erst viel später.

Erst, als es zu spät war.

SCHAMS

KONYA, JUNI 1246

Beschränkte Menschen halten Tanzen für etwas Frevelhaftes. Sie glauben, Gott habe uns die Musik geschenkt – nicht nur die Musik, die wir mit unserer Stimme und den Instrumenten erzeugen, sondern auch die Musik, die allem Lebendigen zugrunde liegt –, um dann zu verbieten, dass wir sie uns anhören. Erkennen sie denn nicht, dass die ganze Natur ein einziges Singen ist? Alles im Universum unterliegt einem Rhythmus – das pochende Herz, die schlagende Vogelschwinge, der Wind in der Sturmnacht, der Hammer des Schmieds auf dem Eisen, die Töne, die das Kind im Mutterleib hört … Alles hat leidenschaftlich und von sich selbst aus Teil an einer einzigen großen Melodie. Der Tanz der kreisenden Derwische ist ein Glied in dieser ewigen Kette. So wie der einzelne Tropfen Meerwasser den ganzen Ozean in sich birgt, so spiegelt und verhüllt unser Tanz gleichermaßen die Geheimnisse des Kosmos.

Einige Stunden vor unserer Aufführung zog ich mich mit Rumi in einen stillen Raum zurück, um zu meditieren. Die sechs Derwische, die am Abend tanzen sollten, stießen zu uns. Wir nahmen die rituellen Waschungen vor und beteten. Dann legten wir unsere Kostüme an. Wir hatten bereits ausführlich darüber gesprochen, welche Kleidung angemessen sei, und uns für einen einfachen Stoff und erdige Farbtöne entschieden. Honiggelb sollte der Hut sein, der den Grabstein verkörpert, weiß der lange Rock, der für das Leichentuch steht, und schwarz der Umhang, der das Grab darstellen soll. Unser Tanz führte vor, wie die Sufis ihr ganzes Ich abwerfen, als entledigten sie sich einer alten Haut.

Kurz bevor wir auf die Bühne traten, trug Rumi ein Gedicht vor:

»Der Gnostiker ist den fünf Sinnen
Und den sechs Richtungen entkommen und macht dir bewusst,
Was dahinter liegt.«

Dann waren wir bereit. Der Klang der Ney ertönte, und Rumi betrat die Bühne in seiner Eigenschaft als Semazenbaschi. Ihm folgten, mit bescheiden gesenkten Köpfen, nacheinander die Derwische. Als Letzter kam immer der Scheich. Es hatte mir sehr widerstrebt, an diesem Abend diese Rolle zu übernehmen, aber Rumi hatte darauf bestanden.

Der Hafiz trug einen Koranvers vor: Gewiss gibt es auf Erden Zeichen für die Menschen voller Gewissheit und ebenso in euch selbst. Seht ihr es nicht?

Dann setzte die Kudüm ein und begleitete den durchdringenden Klang der Ney und des Rebab.

Hör auf der Flöte Rohr, was es verkündet,
Hör, wie es klagt, von Sehnsuchtsschmerz entzündet:
Als man mich abschnitt am beschilften See,
Da weinte alle Welt bei meinem Weh …

Der erste Derwisch ließ sich in die Hände Gottes fallen und begann zu kreisen, und der Saum seines Rocks raschelte leise, als hätte er ein ganz eigenes Leben. Wir schlossen uns an und drehten uns, bis um uns herum nur mehr Einssein war. Alles, was wir vom Himmel erhielten, gaben wir weiter an die Erde, von Gott zu den Menschen. Jeder von uns wurde zu einer Verbindung zwischen dem Liebenden und dem Geliebten. Als die Musik erstarb, verneigten wir uns gemeinsam vor den ursprünglichen Kräften des Universums: dem Feuer, dem Wind, der Erde, dem Wasser und dem fünften Element, der Leere.

Was sich nach dem Ende der Darbietung zwischen Kai Chosrau und mir zutrug, bedauere ich nicht. Aber es tut mir leid, dass ich Rumi in eine so schwierige Lage gebracht habe. Er ist ein Mann, der stets Vorrechte und Schutz genoss und nie zuvor mit einem Herrscher im Streit lag. Jetzt hat er wenigstens einen winzigen Einblick in das gewonnen, was gewöhnliche Menschen ständig erleben – die unermesslich tiefe Kluft zwischen der herrschenden Elite und der breiten Masse des Volks.

Und damit nähert sich wohl auch das Ende meiner Zeit in Konya.

Jede wahre Liebe und Freundschaft ist die Geschichte einer unerwarteten Veränderung. Wenn wir, nachdem wir geliebt haben, derselbe sind wie zuvor, dann haben wir nicht genug geliebt.

dann haben wir nicht genug geliebt.

Dichtung, Musik und Tanz sind in Rumis Leben getreten, und damit ist ein großer Teil seiner Veränderung abgeschlossen. War er früher ein strenger Gelehrter, dem die Dichtung missfiel, und ein Prediger, der den Klang der eigenen Stimme genoss, während er anderen Vorträge hielt, so verwandelt er sich jetzt selbst in einen Dichter und wird zur Stimme der reinen Leere, auch wenn ihm das noch nicht ganz bewusst ist. Aber auch ich habe mich verändert und verändere mich weiter. Ich wandle vom Sein zum Nichts. Von einer Jahreszeit zur nächsten, von einer Stufe zur nächsten, vom Leben zum Tod.

Unsere Freundschaft war ein Segen, ein Geschenk Gottes. Gemeinsam wuchsen wir, waren glücklich, blühten auf, sonnten uns in der Gesellschaft des anderen und genossen vollkommene Fülle und Seligkeit.

Ich denke an das zurück, was Baba Zaman mir einst sagte. Damit es Seide geben kann, muss die Raupe sterben. Als ich allein dort in der Halle saß, nachdem alle gegangen waren und der Lärm sich gelegt hatte, wusste ich plötzlich, dass meine Zeit mit Rumi an ihr Ende gekommen war. Unsere Gefährtenschaft hatte Rumi und mich etwas außergewöhnlich Schönes erleben lassen, wir hatten erfahren, wie es ist, der Unendlichkeit durch zwei Spiegel zu begegnen, die sich ewig ineinander spiegeln. Aber der alte Grundsatz gilt immer noch: Wo Liebe ist, wird Kummer sein.

ELLA

NORTHAMPTON, 29. JUNI 2008

Begegnungen, wie man sie sich in den kühnsten Träumen nicht ausmalen würde, widerführen Menschen, die, sagte Aziz, bereit seien für das Ungewöhnliche und Unerwartete. Aber mit keiner Faser ihres Körpers war Ella auf das vorbereitet, was sich in dieser Woche ereignete: Aziz Z. Zahara kam nach Boston, um sie zu besuchen.

Es war Sonntagabend. Die Rubinsteins hatten sich gerade zum Essen gesetzt, als Ella eine neue SMS auf ihrem Handy bemerkte. Sie nahm an, jemand vom Fusion Cooking Club habe sie ihr geschickt, und sah nicht sofort nach, sondern servierte erst einmal die Spezialität des Abends: Ente im Honigmantel mit Röstkartoffeln und karamellisierten Zwiebeln auf einem Naturreisbett. Als sie die Ente auf den Tisch stellte, wurden alle hellwach. Selbst Jeannette, die deprimiert war, weil sie Scott mit seiner neuen Freundin gesehen und gemerkt hatte, dass sie ihn noch immer liebte, hatte offenbar einen Bärenhunger.

Es wurde ein langes Essen, gemütlich, mit gutem Wein und den üblichen Plaudereien. Ella nahm an allem Anteil, unterhielt sich mit ihrem Mann über ihr Vorhaben, den Pavillon hellblau streichen zu lassen, mit Jeannette über deren zahlreiche Lehrveranstaltungen im College und mit den Zwillingen über neue DVDs, die sie sich ausleihen wollten, darunter die jüngste Folge von *Fluch der Karibik*. Erst nachdem sie das schmutzige Geschirr in die Spülmaschine geräumt und die Crème brûlée mit weißer Schokolade serviert hatte, fiel ihr die SMS wieder ein.

> *Hi Ella, bin gerade in Boston gelandet, Auftrag vom Smithsonian-Magazin. Sollen wir uns treffen? Wohne im Onyx, würde dich gern sehen, Aziz.*

Ella legte das Handy weg und setzte sich an den Tisch, um die Nachspeise zu essen. Ihr war ein bisschen schwindelig.

essen. Ihr war ein bisschen schwindelig.

David hob den Blick von seinem Teller. »Hast du eine SMS bekommen?«

»Ja, von Michelle«, antwortete Ella wie aus der Pistole geschossen.

Auf Davids Gesicht erschien ein gequälter Ausdruck, er schaute beiseite und tupfte sich den Mund ab. Dann faltete er seine Serviette staunenswert langsam und präzise zu einem perfekten Quadrat und sagte schließlich: »Verstehe.«

Ella war klar, dass David ihr nicht einmal ansatzweise glaubte, aber sie hatte das Gefühl, bei ihrer Geschichte bleiben zu müssen – nicht um ihren Mann zu überzeugen oder ihren Kinder etwas vorzuspielen, sondern um ihrer selbst willen, um imstande zu sein, diesen einen Schritt von ihrem Haus hin zu Aziz' Hotel zu tun. Und deshalb fuhr sie, jedes Wort gründlich abwägend, fort: »In der Agentur findet morgen Vormittag eine Besprechung statt – es geht um den Katalog fürs nächste Jahr –, und ich soll dabei sein.«

»Tja, dann machst du das besser mal«, sagte David, und das Glänzen in seinen Augen verriet, dass er durchaus im Bilde war. »Weißt du, was? Ich fahre dich morgen in die Stadt, und wir gehen gemeinsam hin! Ich kann ein paar Termine verschieben.«

Ella starrte ihren Mann entsetzt an. Wollte er jetzt vor den Kindern eine Szene machen?

»Das wäre zwar schön«, sagte sie und rang sich ein Lächeln ab, »aber wir müssten dann noch vor sieben losfahren. Michelle möchte erst mit mir allein sprechen, bevor die anderen dazustoßen.«

»Dann könnt ihr es vergessen«, warf Orly ein, die genau wusste, wie sehr ihr Vater es hasste, zeitig aufzustehen. »So früh – das schafft Daddy nie!«

Ella und David sahen einander über die Köpfe ihrer Kinder hinweg unverwandt an. Jeder wartete darauf, dass der andere den ersten Schritt machte.

»Das stimmt allerdings«, gab David schließlich zu.

Ella nickte erleichtert, schämte sich aber zugleich ein wenig ihrer Unverfrorenheit, denn in diesem Moment kam ihr eine bessere, eine noch viel verrücktere Idee.

»Ja, das ist in der Tat sehr früh«, sagte sie. »Vielleicht sollte ich besser jetzt gleich los.«

Allein die Vorstellung, am nächsten Morgen nach Boston zu fahren und mit Aziz zu frühstücken, ließ ihr Herz schneller schlagen, aber sie wollte Aziz

sofort sehen, lieber jetzt als morgen, denn morgen erschien ihr plötzlich viel zu weit weg. Die Fahrt nach Boston dauerte fast zwei Stunden, doch das machte ihr nichts aus. Er war ihretwegen den ganzen weiten Weg von Amsterdam hierhergekommen, da konnte sie wohl einmal zwei Stunden hinter dem Steuer sitzen.

»Ich wäre noch vor zehn Uhr in Boston und könnte morgen früh genug in die Agentur gehen, um noch vor der Besprechung mit Michelle zu reden.«

Ein leidvoller Schatten huschte über Davids Gesicht. Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis er seine Sprache wiederfand. In diesem langen Moment hatte er den Blick eines Mannes, dem weder die Kraft noch die Leidenschaft geblieben war, um seine Frau davon abzuhalten, zu einem anderen zu gehen.

»Ich kann noch heute Abend nach Boston fahren und in unserem Apartment übernachten«, sagte Ella, scheinbar an ihre Kinder, in Wahrheit aber nur an David gewandt. Damit versuchte sie ihrem Mann zu versichern, dass es zwischen ihr und demjenigen, mit dem sie sich seiner Mutmaßung nach treffen wollte, keine Bettgeschichte geben würde.

David erhob sich mit einem Glas Wein in der Hand von seinem Stuhl, machte eine schwungvolle Geste Richtung Tür und sagte ein wenig zu bereitwillig: »Gut, Liebling, wenn du unbedingst willst, dann fahr gleich.«

»Aber du wolltest doch heute noch Mathe mit mir lernen, Mom!«, wandte Avi ein.

Ella lief knallrot an. »Ja, ich weiß. Aber das können wir auch morgen machen.«

»Jetzt lass sie in Ruhe! Du brauchst doch nicht ständig deine Mama um dich rum«, stichelte Orly. »Wann wirst du eigentlich mal erwachsen?«

Avi runzelte die Stirn, ohne jedoch etwas zu erwidern. Orly hielt zu ihr, Jeannette war es ohnehin egal, und so nahm Ella umstandslos ihr Handy und lief nach oben. Sie schloss die Schlafzimmertür hinter sich, warf sich aufs Bett und schrieb Aziz eine SMS.

Ich fasse es nicht, dass du da bist. Bin in zwei Stunden im Onyx.

Sie starrte auf das Handy und geriet fast in Panik, als sie sah, dass die Nachricht gesendet wurde. Was tat sie da eigentlich? Aber zum Nachdenken blieb jetzt keine Zeit. Wenn sie diesen Abend jemals bereuen würde – wovon

sie ausging –, dann konnte sie das auch später noch tun. Jetzt musste es schnell gehen. Zwanzig Minuten später hatte sie geduscht, ihre Haare geföhnt, sich die Zähne geputzt, ein Kleid herausgesucht, es wieder ausgezogen, ein anderes anprobiert, dann noch eines, sich gekämmt, geschminkt, die kleinen Ohrringe gesucht, die ihre Oma Ruth ihr zum achtzehnten Geburtstag geschenkt hatte, und sich noch einmal umgezogen.

Sie atmete tief durch und trug ein bisschen Parfüm auf. Eternity von Calvin Klein. Der Flakon stand schon seit Jahren im Spiegelschrank. David mochte Parfüm nicht besonders. Wenn es nach ihm ging, sollten Frauen nach Frau riechen und nicht nach Vanilleschoten oder Zimststangen. Aber vielleicht dachten europäische Männer anders darüber. In Europa war Parfüm doch immer unglaublich wichtig.

Als sie fertig war, betrachtete sie die Frau im Spiegel. Warum hatte er sein Kommen nicht angekündigt? Dann wäre sie zum Friseur und zur Maniküre und zur Kosmetikerin gegangen und hätte vielleicht sogar eine neue Frisur ausprobiert. Was, wenn sie ihm nicht gefiel? Was, wenn die Chemie zwischen ihnen nicht stimmte und er es bereute, die weite Reise nach Boston gemacht zu haben?

Schlagartig kam sie wieder zur Vernunft. Warum hätte sie ihr Äußeres verändern sollen? Was machte es schon aus, ob die Chemie zwischen ihnen stimmte oder nicht? Alles, was sie mit diesem Mann haben könnte, wäre ein flüchtiges Abenteuer. Sie hatte eine Familie. Sie hatte ein Leben. Ihre Vergangenheit gehörte ebenso hierher wie ihre Zukunft. Sie ärgerte sich über sich selbst, weil sie sich zu dermaßen weltfremden Träumereien verstiegen hatte, und beschloss, es einfach auszublenden. Das fiel ihr, wie sie wusste, immer am leichtesten.

Um Viertel vor acht gab Ella ihren Kindern einen Gutenachtkuss und verließ das Haus. David war nirgends zu sehen.

Auf dem Weg zu ihrem Auto klimperten die Schlüssel für das Bostoner Apartment in ihrer Hand. Ihr Kopf fühlte sich leer an, aber ihr Herz raste.

FÜNFTER TEIL

Die Leere

ALLES, WAS DURCH SEIN FORTSEIN DA IST

SULTAN WALAD

KONYA, JULI 1246

Bitter war es, meinen Vater so zu sehen. Er atmete schwer und konnte sich kaum aufrecht halten, als er in mein Zimmer kam, ein Schatten seiner selbst. Dunkel und unheilverheißend lagen seine Augen in den Höhlen, als wäre er die ganze Nacht hindurch wach gewesen. Am erschreckendsten aber fand ich, dass sein Bart völlig weiß geworden war.

»Hilf mir, mein Sohn«, sagte er mit völlig fremd klingender Stimme.

Ich lief zu ihm und packte seinen Arm. »Alles, Vater – du musst es mir nur sagen.«

Er schwieg eine Weile, als drückte ihn die Last dessen, was er mir mitteilen wollte, nieder. »Schams ist nicht mehr da. Er hat mich verlassen.«

Für einen Moment war ich vollkommen verwirrt und empfand eine merkwürdige Erleichterung, doch davon sagte ich ihm nichts. Ich war traurig und entsetzt, aber mir kam auch der Gedanke, dass es womöglich zum Besten für uns alle sei. Vielleicht würde das Leben jetzt leichter und ruhiger werden. Mein Vater hatte sich in letzter Zeit viele Feinde gemacht, und das nur wegen Schams. Ich wollte, dass alles wieder so würde zuvor. Hatte Aladdin vielleicht recht? Würde es uns allen ohne Schams nicht bessergehen?

»Du darfst nie vergessen, wie viel er mir bedeutet«, sagte mein Vater, als hätte er meine Gedanken erspürt. »Er und ich, wir sind eins. Ein und derselbe Mond hat eine helle und eine dunkle Seite. Schams ist meine ungebärdige Seite.«

Ich nickte und schämte mich. Mir wurde schwer ums Herz. Mein Vater musste kein einziges Wort mehr sagen. Noch nie hatte ich so viel Leid in den Augen eines Menschen gesehen. Meine Zunge fühlte sich schwer an. Eine Zeit lang brachte ich nichts über meine Lippen.

»Ich will, dass du Schams findest – das heißt, natürlich nur, wenn er gefunden werden will. Hol ihn zurück. Sag ihm, wie weh mir ums Herz ist.« Die Stimme meines Vaters senkte sich zu einem Flüstern. »Sag ihm, es bringt

Die Stimme meines Vaters senkte sich zu einem Flüstern. »Sag ihm, es bringt mich um, dass er nicht da ist.«

Ich versprach ihm, Schams zurückzuholen. Er ergriff meine Hand und drückte sie so dankbar, dass ich den Blick abwenden musste, weil ich nicht wollte, dass er die Unentschlossenheit in meinen Augen sah.

Eine Woche lang wanderte ich durch die Straßen Konyas in der Hoffnung, eine Spur von Schams zu finden. Unterdessen hatten alle in der Stadt von seinem Verschwinden gehört und stellten die wildesten Mutmaßungen darüber an, wo er wohl sei. Ich traf einen Aussätzigen, der Schams sehr zugetan war. Er wies mir den Weg zu vielen verzweifelten und unglücklichen Menschen, denen der Wanderderwisch geholfen hatte. Ich wusste nicht, dass Schams von so vielen geliebt wurde, denn es waren allesamt Menschen, die bis dahin für mich unsichtbar waren.

Eines Abends kehrte ich müde und benommen nach Hause zurück. Kira brachte mir eine Schüssel Reisbrei, der nach Rosenessenz duftete. Sie ließ sich neben mir nieder und sah mir beim Essen zu; ihr Lächeln war nicht frei von Schmerz. Wie sehr sie im vergangenen Jahr gealtert war, war nicht zu übersehen.

»Ich habe gehört, dass du Schams zurückbringen willst. Weißt du, wohin er gegangen ist?«, fragte sie mich.

»Es gibt Gerüchte, er sei nach Damaskus gegangen. Aber andere Leute meinten, er sei nach Isfahan, Kairo oder sogar nach Täbris aufgebrochen, seine Geburtsstadt. Wir müssen überall suchen. Ich werde nach Damaskus reisen. Einige Schüler meines Vater werden sich in die anderen drei Städte begegeben.«

Kira setzte eine feierliche Miene auf, und sie murmelte, als denke sie laut: »Maulana schreibt Verse. Sie sind wunderschön. Schams' Fortgang macht ihn zum Dichter.«

Sie senkte den Blick auf den persischen Teppich. Ihre Wangen waren feucht. Sie zog ihren runden Mund zusammen, seufzte und begann vorzutragen:

»Ich sah des Königs herrliches Antlitz,
Ihn – Auge und Sonne des Himmels.«

Auf einmal lag etwas in der Luft, was einen Wimpernschlag zuvor noch nicht da gewesen war. Ich spürte Kiras tiefe innere Zerrissenheit. Ein Blick in ihr Gesicht genügte, um zu erkennen, wie weh es ihr tat, ihren Mann leiden zu sehen. Sie hätte alles in ihrer Macht Stehende getan, damit er nur wieder lächelte. Aber zugleich war sie erleichtert, ja fast froh, Schams endlich losgeworden zu sein.

»Was, wenn ich ihn nicht finde?«, hörte ich mich fragen.

»Dann wird man nicht viel machen können. Dann werden wir unser Leben weiterleben wie zuvor«, antwortete Kira, und in ihren Augen glomm ein Fünkchen Hoffnung auf.

In diesem Moment erkannte ich mit aller Klarheit und frei von jedem Zweifel, was sie mir zu verstehen geben wollte. Ich musste Schams nicht finden. Ich musste nicht einmal nach Damaskus gehen. Ich konnte Konya am nächsten Tag verlassen, eine Weile umherstreifen, mich in einem hübschen Gasthof einquartieren und nach ein paar Wochen zurückkehren, vorgebend, ich hätte überall nach Schams gesucht. Mein Vater würde meinen Worten Glauben schenken, und damit wäre das Ganze ein für alle Mal aus der Welt. Vielleicht wäre es das Beste, nicht nur für Kira und Aladdin, die Schams schon immer misstraut hatten, sondern auch für die Schüler und Anhänger meines Vaters und sogar für mich selbst.

»Was soll ich tun, Kira?«

Kira, die Frau, die zum Islam übergetreten war, um meinen Vater heiraten zu können, die mir und meinem Bruder eine wundervolle Mutter gewesen war und die ihren Mann so sehr liebte, dass sie die Gedichte auswendig lernte, die er für einen anderen schrieb, warf mir einen gequälten Blick zu und schwieg. Ihr fehlten mit einem Mal die Worte.

Ich musste die Antwort allein finden.

RUMI

KONYA, AUGUST 1246

Bleiern schwer ist die Welt, bar der Sonne, seit Schams verschwunden ist. Die Stadt ist trist und kalt und meine Seele leer. Nachts kann ich nicht schlafen, und am Tage streife ich ziellos umher. Ich bin da und bin doch nicht da – ein Gespenst unter den Menschen. Gegen jedermann hege ich Zorn. Warum leben sie einfach so weiter, als hätte sich nichts verändert? Wie könnte das Leben noch das gleiche sein ohne Schams-e Tabrizi?

Tag für Tag sitze ich von früh bis spät allein in der Bibliothek und denke nur an Schams. Ich erinnere mich an das, was er einmal in leicht barschem Ton zu mir sagte: »Einst wirst du die Stimme der Liebe sein.«

Ich weiß nicht, was er damit meinte, aber wahr ist, dass mich die Stille quält, während Worte eine Bresche durch die Düsternis meines Herzens schlagen. Das war es wohl, was Schams von Anfang an gewollt hatte – dass ich durch ihn zum Dichter würde!

Das Leben hat Vollkommenheit zum Ziel. Jedes Geschehnis, gleich wie ungeheuerlich oder nichtig, und jedes Ungemach, das uns widerfährt, ist Teil eines göttlichen, auf dieses Ziel hin ausgerichteten Plans. Dem Menschen wohnt das Bemühen inne. Deshalb heißt es im Koran: Gewisslich weisen wir Unsere Wege denen, die sich auf Unserem Weg bemühen. Es gibt keinen Zufall in Gottes Plan. Und so war es kein Zufall, dass Schams-e Tabrizi an jenem Oktobertag vor fast zwei Jahren meinen Weg kreuzte.

»Ich bin nicht des Windes wegen zu dir gekommen«, sagte Schams damals zu mir.

Und dann erzählte er mir eine Geschichte.

Es lebte einmal ein Sufi-Meister, der so gelehrt war, dass ihm der Atem Jesu verliehen wurde. Er hatte nur einen Schüler und war sehr zufrieden mit dem, was ihm gegeben worden war. Doch sein Schüler schlug nicht nach seiner Art. Weil diesen danach verlangte, dass die Kräfte seines Meisters von allen bewundert würden, bedrängte er ihn unablässig, weitere Anhänger um sich zu

bewundert wurden, bedrängte er ihn unablässig, weitere Anhänger um sich zu scharen.

Am Ende stimmte der Meister zu. »Nun gut«, sagte er, »wenn es dich glücklich macht, tue ich, was du sagst.«

An diesem Tag gingen sie zum Markt in der Stadt. An einem der Stände wurden Süßigkeiten in Form kleiner Vögel verkauft. Sobald der Meister sie anhauchte, wurden sie lebendig und flogen mit dem Wind davon. Sprachlos und voller Bewunderung umringten die Leute den Meister. Von diesem Tag an sangen alle Menschen in der Stadt sein Lob. Schon bald hatte er so viele Anhänger und Bewunderer, dass sein alter Schüler ihn nicht mehr oft zu Gesicht bekam.

»Ich hatte unrecht, Meister«, jammerte er verzweifelt. »Früher war es viel besser. Unternimm etwas! Sag allen, sie sollen gehen!«

»Gut. Wenn es dich glücklich macht, werde ich sie verscheuchen.«

Am nächsten Tag ließ der Meister während seiner Predigt einen Wind streichen. Seine Anhänger waren entsetzt. Einer nach dem anderen wandte sich ab und verließ ihn. Nur sein alter Schüler blieb.

»Warum bist du nicht mit den anderen gegangen?«, fragte ihn der Meister.

Da antwortete der Schüler: »Ich bin nicht des ersten Windes wegen zu dir gekommen, und ich verlasse dich nicht wegen des zweiten.«

Alles, was Schams tat, tat er zu meiner Vervollkommnung. Und eben das haben die Menschen in Konya nie verstanden. Schams schürte die Flammen der Gerüchteküche mit voller Absicht, traf empfindliche Nerven und sprach Dinge aus, die für gewöhnliche Ohren nach Gotteslästerung klangen, er erschreckte und reizte selbst die Menschen, die ihn liebten. Er warf meine Bücher ins Wasser und zwang mich, alles, was ich wusste, zu verlernen. Allen war bekannt, dass er den Scheichs und Gelehrten kritisch gegenüberstand, aber nur die wenigsten hatten Kunde davon, wie gut er den Tafsir beherrschte. Schams besaß umfassende Kenntnisse in Alchemie, Astrologie, Theologie, Philosophie und Logik, doch er verbarg sein Wissen vor den Augen der Unverständigen. Er war ein Faqih, aber er handelte wie ein Faqir.

Er öffnete einer Hure unsere Tür und brachte uns dazu, das Mahl mit ihr zu teilen. Er schickte mich in die Schenke und hieß mich, mit den Trinkern zu reden. Einmal zwang er mich, gegenüber der Moschee, in der ich immer

predigte, zu betteln, damit ich lernte, mich wie ein aussätziger Bettler zu fühlen. Er sonderte mich von meinen Bewunderern und schließlich auch von dem Kreis der Mächtigen ab und brachte mich mit den einfachen Leuten zusammen. Ihm verdanke ich die Bekanntschaft mit Menschen, die ich ohne ihn niemals kennengelernt hätte. In seiner Überzeugung, alle zwischen dem Einzelnen und Gott stehenden Götzen seien zu zerstören – und dazu zählte er auch Ruhm, Reichtum, Ansehen und selbst die Religion –, durchschlug er sämtliche Bande, die mich an mein früheres Leben ketteten. Auf jede geistige Beschränkung, die er entdeckte, auf jedes Vorurteil, jedes Tabu ging er ohne Rücksicht los.

Für ihn durchlief ich Proben und Prüfungen, machte Zeiten und Zustände durch, die mich in den Augen selbst meiner treuesten Anhänger zunehmend geistig verwirrt erscheinen ließen. Vor Schams hatte ich zahlreiche Bewunderer; nun ist mein Bedürfnis nach Zuhörern verschwunden. Schams gelang es, meinen Ruf Schlag um Schlag zu zertrümmern. Er lehrte mich den Wert des Wahnsinns, das Gefühl der Einsamkeit, der Ohnmacht, der Verleumdung, des Ausgestoßenseins und des tiefsten Kummers.

Flieh, was Gewinn bringt und Nutzen!
Trink Gift und verschütte das Wasser des Lebens!
Gib die Sicherheit auf, bleib an Orten des Grauens!
Wirf dein Ansehen weg, sei schändlich und schamlos!

Werden wir nicht alle letztlich vor Gericht gestellt? Jeden Tag, jede Minute fragt uns Gott: Entsinnst du dich des Vertrags, den wir schlossen, ehe du auf diese Welt gesandt wurdest? Weißt du, welches dein Anteil daran ist, Meinen Schatz zu offenbaren?

Zumeist wollen wir diese Fragen nicht beantworten. Sie ängstigen uns zu sehr. Aber Gott ist geduldig. Er stellt sie uns immer wieder.

Und wenn auch dieser tiefe Kummer eine Prüfung ist, so habe ich nur den einen Wunsch: Schams zu finden, wenn sie beendet ist. Meine Bücher, meine Predigten, meine Familie, meinen Reichtum und meinen Namen – alles, alles gebe ich gern preis, wenn ich dafür nur noch einmal sein Gesicht sehen darf.

Vor Kurzem sagte Kira, ich würde – fast wider Willen – zum Dichter. Obwohl ich nie viel von den Dichtern hielt, erstaunten mich ihre Worte nicht.

Zu jeder anderen Zeit hätte ich wohl widersprochen, nun tat ich es nicht.

Ohne Unterlass und wie von selbst strömen die Gedichte aus meinem Mund, und wer sie hört, könnte meinen, ich würde tatsächlich zum Dichter. Der Sultan der Sprache! Doch in Wahrheit, glaube ich, gehören diese Gedichte nicht mir. Ich bin nur der Mittler für die Buchstaben, die mir in den Mund gelegt werden. Wie eine Feder, die die vorgegebenen Worte schreibt, oder die Flöte, die die Töne spielt, die man in sie hineinbläst, erfülle auch ich nur meine Aufgabe.

Herrliche Sonne von Täbris, wo bist du?

SCHAMS

DAMASKUS, APRIL 1247

Blühender Frühling herrschte in Damaskus, und seit meinem Fortgang aus Konya waren zehn Monate vergangen, als Sultan Walad mich fand. Der Himmel über uns war blau und klar, und ich spielte Schach mit einem christlichen Eremiten namens Franziskus, einem Mann, der sein inneres Gleichgewicht nicht leicht verlor und der wusste, was Unterwerfung bedeutet. Und da Islam der innere Friede ist, der von der Unterwerfung herrührt, war Franziskus für mich ein besserer Moslem als viele, die sich als einen solchen bezeichneten. Denn dies ist eine der vierzig Regeln: Unterwerfung bedeutet nicht, schwach oder duldsam zu sein. Sie führt weder zur Ergebenheit in die Macht des Schicksals noch zur Aufgabe des Selbst. Ganz im Gegenteil. Wahre Kraft wurzelt in der Unterwerfung – eine Kraft, die von innen kommt. Wer sich dem göttlichen Kern des Lebens unterwirft, der lebt auch dann ruhig und gelassen, wenn die ganze große Welt in Aufruhr ist.

Ich zog meinen Wesir, um Franziskus' König zu einem Stellungswechsel zu zwingen, doch er bewegte in einer mutigen Entscheidung sofort seinen Turm. Ich begann bereits zu ahnen, dass ich die Partie verlieren würde, hob den Kopf und sah mich Auge in Auge Sultan Walad gegenüber.

»Wie schön, dir zu begegnen«, sagte ich. »Du hast also doch beschlossen, nach mir zu suchen.«

Er lächelte mich reumütig an. Doch gleich verdüsterte sich seine Miene wieder. Es verwunderte ihn, dass ich von seinem inneren Kampf wusste, doch als ehrlicher Mensch, der er nun einmal war, leugnete er die Wahrheit nicht.

»Ich bin eine Weile umhergezogen, anstatt dich zu suchen, doch irgendwann ging es nicht mehr. Ich brachte es nicht über mich, meinen Vater zu belügen. So kam ich nach Damaskus und begann dich zu suchen, aber du warst nicht leicht zu finden.«

»Du bist ein ehrlicher Mensch und ein guter Sohn«, sagte ich. »Du wirst deinem Vater schon bald ein wertvoller Gefährte sein.«

deinem Vater schon bald ein wertvoller Gefährte sein.«

Sultan Walad schüttelte traurig den Kopf. »Der einzige Gefährte, den er braucht, bist du. Ich möchte, dass du mit mir nach Konya zurückkehrst. Mein Vater braucht dich.«

Als ich dies vernommen hatte, kamen mir viele, zunächst allesamt unklare Gedanken in den Sinn. Meine Nafs ängstigte sich vor der Vorstellung, an einen Ort zurückzukehren, an dem ich so offenkundig unerwünscht war.

Hör nicht auf ihn. Du hast deinen Auftrag erfüllt. Du musst nicht nach Konya zurückgehen. Denk an Baba Zamans Worte. Es ist viel zu gefährlich. Wenn du in diese Stadt zurückkehrst, wirst du sie nie wieder verlassen.

Ich wollte weiter die Welt bereisen, neue Menschen kennenlernen und neue Städte sehen. Auch Damaskus gefiel mir, und ich hätte dort leicht bis zum nächsten Winter bleiben können. Die Reise an einen neuen Ort ruft oft entsetzliche Einsamkeit und Traurigkeit in der Seele eines Menschen hervor. Aber mit Gott an meiner Seite war ich zufrieden und erfüllt in meiner Verlassenheit.

Und doch wusste ich nur zu gut, dass mein Herz in Konya war. Ich vermisste Rumi so sehr, dass es mich schmerzte, auch nur seinen Namen auszusprechen. War es nicht letztlich einerlei, in welcher Stadt ich mich aufhielt, solange Rumi nicht bei mir weilte? Wo immer er lebte, dort war meine Qibla.

Ich machte einen Zug mit meinem König. Franziskus' Augen weiteten sich vor Erstaunen, als er mein Verhängnis bemerkte. Doch im Schachspiel – wie auch im Leben – gibt es Züge, die man ausführt, um zu gewinnen, und solche, die man macht, weil es das einzig Richtige ist.

Sultan Walad riss mich aus meinen Gedanken. »Bitte komm mit!«, flehte er mich an. »Die Leute, die über dich gelästert und dich schlecht behandelt haben, bereuen das inzwischen. Diesmal wird alles besser, ich verspreche es dir.«

Das kannst du gar nicht versprechen, mein Junge, hätte ich am liebsten gesagt. Das kann niemand versprechen.

Doch ich nickte nur und sagte: »Ich möchte noch einmal den Sonnenuntergang in Damaskus erleben. Morgen können wir nach Konya aufbrechen.«

»Wirklich? Ich danke dir!« Sultan Walad strahlte mich erleichtert an. »Du ahnst ja nicht, wie viel das meinem Vater bedeutet.«

Ich wandte mich Franziskus zu, der geduldig darauf wartete, dass ich

weiterspielte. Als sich meine Aufmerksamkeit wieder auf ihn richtete, verzog er den Mund zu einem spitzbübischen Grinsen. »Jetzt aufgepasst, mein Freund!«, rief er siegesgewiss. »Schach und matt!«

KIMYA

KONYA, MAI 1247

Blicke können so viel verraten, aber als Schams-e Tabrizi wieder in mein Leben trat, lag etwas Geheimnisvolles in seinen Augen, und er verhielt sich so unnahbar, wie ich es früher nie erlebt hatte. Er hat sich sehr verändert. Mit den langen Haaren, die ihm in die Augen fallen, und der von Damaskus' Sonne gebräunten Haut wirkt er jünger und hübscher. Aber da ist noch etwas an ihm, eine Veränderung, die ich nicht genau benennen kann. Seine schwarzen Augen funkeln noch immer so verwegen wie früher, doch in seinem Blick liegt auch ein ganz neuer Schimmer. Mir geht der Gedanke nicht aus dem Kopf, dass es die Augen eines Mannes sind, der alles gesehen hat und nicht mehr kämpfen will.

Aber noch mehr als er hat sich Rumi verändert. Ich hatte geglaubt, all sein Kummer würde verschwinden, wenn Schams zurückkäme, doch das stimmt ganz offensichtlich nicht. Als Schams zurückkehrte, begrüßte Rumi ihn vor der Stadtmauer mit Blumen. Als aber die Freude der ersten Tage ein wenig abgeklungen war, wurde Rumi noch unruhiger und unzugänglicher als zuvor. Ich glaube den Grund zu kennen. Nachdem er Schams einmal verloren hat, befürchtet er, ihn ein zweites Mal zu verlieren. Ich kann das besser verstehen als jeder andere, denn auch ich habe Angst, ihn zu verlieren.

Der einzige Mensch, mit dem ich über meine Gefühle sprechen kann, ist Gevher, Rumis verstorbene Frau. Na ja, ein Mensch ist sie genau genommen nicht, aber als Gespenst will ich sie auch nicht bezeichnen. Sie ist nicht so traumverloren und kühl wie die meisten anderen Geister, die ich getroffen habe, und seit dem Tag, an dem ich in dieses Haus kam, umströmt sie mich wie gemächlich dahinfließendes Wasser. Wir reden zwar über alles, aber in letzter Zeit nur über eines: Schams.

»Rumi wirkt so verzweifelt, ich würde ihm gerne helfen«, sagte ich heute zu Gevher.

»Vielleicht kannst du ihm wirklich helfen. Seit ein paar Tagen treibt ihn

»Vielleicht kannst du ihm wirklich helfen. Seit ein paar Tagen treibt ihn etwas um, worüber er bisher mit niemandem gesprochen hat«, erwiderte Gevher geheimnisvoll.

»Was denn?«

»Rumi glaubt, dass die Leute in Konya Schams weniger ablehnen würden, wenn er eine Ehefrau und eine Familie hätte. Dann, so meint er, gäbe es nicht so viel Getratsche, und Schams müsste nicht wieder fortgehen.«

Mir blieb fast das Herz stehen. Schams sollte heiraten! Aber wen?

Gevher sah mich von der Seite an und sagte: »Rumi überlegt, ob vielleicht du Schams heiraten möchtest.«

Mir verschlug es die Sprache. Nicht, dass ich nicht schon ans Heiraten gedacht hätte. Ich war inzwischen fünfzehn und damit im heiratsfähigen Alter, aber ich wusste, dass sich Mädchen nach einer Hochzeit für immer verändern. Ihr Blick und ihr Verhalten ändern sich so sehr, dass die Menschen sie auf einmal ganz anders behandeln. Selbst kleine Kinder erkennen den Unterschied zwischen einer verheirateten und einer nicht verheirateten Frau.

Gevher lächelte sanft und nahm meine Hand. Sie hatte gespürt, dass mich der Gedanke an die Ehe beunruhigte, nicht aber der Gedanke an eine Ehe mit Schams.

Am Nachmittag des nächsten Tages wollte ich mit Rumi sprechen und traf ihn beim Lesen eines Buches mit dem Titel *Tahafut al-tahafut* an.

»Was kann ich für dich tun, Kimya?«, fragte er liebevoll.

»Als mich mein Vater zu dir brachte, sagtest du ihm, ein Mädchen könne deshalb nie ein so guter Schüler sein wie ein Junge, weil es irgendwann heiraten und Kinder großziehen müsse. Erinnerst du dich?«

»Selbstverständlich.« Seine haselnussbraunen Augen blickten mich neugierig an.

»Damals schwor ich mir, nie zu heiraten, damit ich immer deine Schülerin bleiben kann«, sagte ich, und meine Stimme wurde leiser und leiser unter der Last dessen, was ich ihm mitteilen wollte. »Aber vielleicht ist es ja möglich, zu heiraten, ohne dieses Haus zu verlassen. Ich meine, wenn ich jemanden heiraten würde, der hier wohnt …«

»Soll das heißen, dass du Aladdin zum Mann nehmen möchtest?«

»Aladdin?«, wiederholte ich erschrocken. Wie kam er nur darauf, ich könnte

Aladdin heiraten wollen, der für mich wie ein Bruder war?

Rumi spürte wohl, wie erstaunt ich war. »Aladdin kam vor einiger Zeit zu mir und bat mich um deine Hand.«

Mir stockte der Atem. Ein Mädchen soll zwar in diesen Dingen nicht zu viele Fragen stellen, aber ich brannte darauf, mehr zu erfahren. »Und was hast du ihm gesagt, Meister?«

»Ich habe ihm gesagt, dass ich zuerst dich fragen müsse.«

»Meister …« Meine Stimme erstarb fast. »Ich bin gekommen, um dir mitzuteilen, dass ich Schams-e Tabrizis Frau werden möchte.«

Rumi bedachte mich mit einem nahezu fassungslosen Blick. »Bist du dir wirklich sicher?«

»Es hätte mehrere Vorteile«, erklärte ich, hin- und hergerissen zwischen dem Bedürfnis, mehr zu sagen, und dem Bedauern darüber, schon zu viel gesagt zu haben. »Dann würde Schams zur Familie gehören und müsste nie mehr fortgehen.«

»Deshalb willst du ihn heiraten? Damit er hierbleiben kann?«

»Nein. Das heißt, doch, aber nicht nur deshalb … Ich glaube, Schams ist mein Schicksal.«

Deutlicher konnte ich nicht in Worte fassen, dass ich Schams-e Tabrizi liebte.

Kira war die Erste, die von den Hochzeitsplänen erfuhr. Verblüfft schweigend angesichts der Neuigkeit schenkte sie mir nur ein schmerzliches Lächeln, aber als wir dann endlich allein im Haus waren, begann sie mir Fragen zu stellen. »Willst du das wirklich? Tust du es nicht nur, um Rumi zu helfen? Du bist so jung! Solltest du nicht einen Mann heiraten, der von seinem Alter her besser zu dir passt?«

»Schams sagt, in der Liebe verschwimmen alle Grenzen.«

Kira stieß einen tiefen Seufzer aus. »Wenn es doch nur so einfach wäre, liebes Kind«, sagte sie und schob eine graue Haarsträhne unter das Kopftuch zurück. »Schams ist ein Wanderderwisch, ein unruhiger Mensch. Männer wie er sind das häusliche Leben nicht gewohnt und taugen nicht als Ehemänner.«

»Das macht nichts. Er kann sich ändern«, erklärte ich mit aller Bestimmtheit. »Ich werde ihm so viel Glück und Liebe schenken, dass er sich einfach ändern muss. Er wird lernen, ein guter Ehemann und Vater zu sein.«

Damit war das Gespräch zu Ende. Ich weiß nicht, was Kira in diesem Moment in meinem Gesicht sah, jedenfalls erhob sie nun keine Einwände mehr.

In dieser Nacht schlief ich ganz ruhig. Ich war selig und sehr entschlossen. Ich ahnte ja nicht, dass ich kurz davor war, den häufigsten und schmerzlichsten Fehler zu begehen, den Frauen aller Zeiten begangen hatten: in ihrer Einfalt zu glauben, sie könnten die Männer, die sie liebten, mit ihrer Liebe verändern.

KIRA

KONYA, MAI 1247

Bald schon stellte ich Kimya keine weiteren Fragen mehr – nicht weil mich ihre Antworten überzeugten, sondern weil mir ihre Augen sagten, dass sie verliebt war. Etwas so Tiefgründiges und Heikles wie die Liebe anzusprechen gleicht dem Versuch, einen Sturm zu bändigen. Man ahnt, welchen Schaden er anrichten wird, und vermag doch nicht, ihn aufzuhalten. Deshalb stellte ich diese Heirat nicht weiter in Frage und nahm sie als eines der merkwürdigen Dinge im Leben hin, die man nicht beeinflussen kann.

Der Ramadan ging so schnell vorbei und war so arbeitsreich, dass ich gar nicht die Zeit fand, weiter über die Sache nachzudenken. Eid fiel auf einen Sonntag. Vier Tage später verheirateten wir Kimya mit Schams.

Am Vorabend der Hochzeit geschah etwas, was meine Stimmung von Grund auf veränderte. Ich saß allein in der Küche vor einem bemehlten Brett und einem Rollholz und machte Brotfladen für die Gäste. Und plötzlich begann ich, ohne mir dessen recht bewusst zu sein, aus einem Teigklumpen eine Figur zu formen: eine kleine, sanfte Muttergottes. Meine Muttergottes. Mit einem Messer schnitt ich das lange Gewand und das stille, mitfühlende Gesicht in den Teig. Ich war so vertieft, dass ich es nicht bemerkte, als jemand hinter mich trat.

»Was machst du da, Kira?«

Mein Herz tat einen Sprung. Als ich mich umwandte, sah ich Schams in der Tür stehen und mich mit fragendem Blick betrachten. Ich spielte kurz mit dem Gedanken, den Teig zu verstecken, aber es war schon zu spät. Schams trat an das Brett und musterte die Figur.

»Ist das Maria?«, fragte er, und als ich ihm keine Antwort gab, sah er mich mit strahlender Miene an. »Sie ist wunderschön. Vermisst du Maria?«

»Ich bin schon vor langer Zeit zum Islam übergetreten. Ich bin Moslemin«, erwiderte ich barsch.

Doch Schams sprach weiter, als hätte er es gar nicht gehört. »Vielleicht

Doch Schams sprach weiter, als hätte er es gar nicht gehört. »Vielleicht fragst du dich, warum der Islam keine weibliche Gestalt wie Maria kennt. Es gibt zwar Aischa und natürlich auch Fatima, aber vielleicht ist das nicht dasselbe für dich.«

Mir war unbehaglich zumute. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Darf ich dir eine Geschichte erzählen?«, fragte Schams.

Und er erzählte mir Folgendes:

Es waren einmal vier Reisende, ein Grieche, ein Araber, ein Perser und ein Türke. Sie erreichten eine kleine Stadt und beschlossen, etwas zu essen zu kaufen. Jeder der vier behauptete, ihm schwebe die beste Speise der Welt vor. Als gefragt wurde, worum es sich handle, antwortete der Perser *angur*, der Grieche *staphalion*, der Araber *aneb* und der Türke *üzüm*. Und da keiner die Sprache des anderen sprach, begannen sie miteinander zu streiten.

Immer weiter zankten sie sich, und ihre Empörung und Bitternis wuchs mit jeder Minute, bis ein Sufi, der zufällig des Weges kam, ihren Streit unterbrach. Der Sufi ging und kaufte mit dem Geld, das sie untereinander gesammelt hatten, Weintrauben. Die legte er in ein Gefäß und drückte mit aller Kraft darauf. Dann gab er den Reisenden den Saft zu trinken und warf die Schalen weg, denn nicht die äußere Gestalt der Frucht war von Bedeutung, sondern ihr Wesen.

»Die Christen, Juden und Moslems sind wie diese Reisenden. Während sie sich um die äußere Gestalt streiten, ist es dem Sufi um das Wesen zu tun.« Schams schenkte mir ein Lächeln, aus dem solche Begeisterung sprach, dass es schwerfiel, sich nicht davon mitreißen zu lassen.

»Ich will damit sagen, dass du keinen Grund hast, die Jungfrau Maria zu vermissen, weil du sie überhaupt nicht aufzugeben brauchst. Du kannst dich auch als Moslemin mit ihr verbunden fühlen.«

»Ich … ich glaube nicht, dass das recht wäre«, stammelte ich.

»Ich wüsste nicht, wieso nicht. Die Religionen sind wie Flüsse: Alle strömen in dasselbe Meer. Maria steht für Mitleid, Barmherzigkeit, Zuneigung und bedingungslose Liebe. Sie ist ein Mensch und eine allumfangende Wesenheit zugleich. Du darfst sie auch als Moslemin weiterhin lieben und sogar deiner Tochter den Namen Maria geben.«

»Ich habe keine Tochter«, sagte ich.

»Du wirst eine bekommen.«

»Das glaubst du?«

»Ich weiß es.«

Große Aufregung überkam mich, als ich das hörte, aber sie wich sehr schnell einem anderen Gefühl – dem der Verbundenheit. In diesem von uns beiden als heiter empfundenen Moment der Einmütigkeit betrachteten wir gemeinsam die Jungfrau Maria. Ich fühlte Zuneigung für Schams, und zum ersten Mal, seit er in unser Haus gekommen war, erkannte ich, was Rumi in ihm sah: einen Menschen mit einem großen Herzen.

Trotzdem glaubte ich nicht, dass er Kimya ein guter Mann sein würde.

ELLA

BOSTON, 29. JUNI 2008

Benommen vor Nervosität betrat Ella das Hotel. Sie war so angespannt, dass sie nicht mehr klar denken konnte. Im Foyer stand eine Gruppe japanischer Touristen, alle bestimmt über siebzig und mit der gleichen Frisur. Ella durchquerte den Eingangsbereich, den Blick auf die Wandgemälde gerichtet, um den Menschen ringsum nicht in die Augen schauen zu müssen. Aber gleich darauf siegte ihre Neugier über ihre Schüchternheit, denn als sie zum Sitzbereich hinüberschaute, sah sie ihn. Er beobachtete sie.

Er trug ein khakifarbenes Button-down-Hemd und eine dunkle Cordhose, und der Zweitagebart stand ihm ausnehmend gut. Sein lockiges kastanienbraunes Haar fiel ihm in die grünen Augen, was ihm etwas Selbstbewusstes und zugleich Schelmisches verlieh. Weil er so dünn und drahtig, so leicht und geschmeidig war, erweckte er einen völlig anderen Eindruck als David mit seinen teuren, maßgeschneiderten Anzügen. Er sprach mit schottischem Akzent, was sie hinreißend fand, hatte ein charmantes Lächeln und schien ehrlich erfreut, sie zu sehen. Und Ella fragte sich unwillkürlich, was denn so schlimm daran wäre, eine Tasse Kaffee mit ihm zu trinken.

Hinterher wusste sie nicht mehr, wie aus einer Tasse Kaffee mehrere Tassen geworden und wie es dazu gekommen war, dass das Gespräch einen mehr und mehr vertrauten Ton annahm und er irgendwann ihre Fingerspitzen küsste – sie wusste es genauso wenig, wie sie erklären konnte, weshalb sie ihn nicht daran hinderte. Nach einiger Zeit war nichts mehr wichtig, solange er nur weitersprach und sie den Blick auf dem Grübchen an seinem Mundwinkel ruhen lassen und sich fragen konnte, wie es wohl wäre, ihn an dieser Stelle zu küssen. Es war eine halbe Stunde vor Mitternacht, und sie war in einem Hotel mit einem Mann, den sie außer durch ein paar E-Mails und Telefongespräche und den von ihm verfassten Roman nicht kannte.

»Du bist also wegen des Smithsonian-Magazins hier?« fragte sie

»Du bist also wegen des Smithsonian-Magazins hier?«, fragte sie.

»Ehrlich gesagt bin deinetwegen hier«, erwiderte Aziz. »Nachdem ich deinen Brief gelesen hatte, wollte ich kommen und dich treffen.«

Noch gab es Ausfahrten an dieser Schnellstraße. Bis zu einem bestimmten Punkt bestand die Möglichkeit, so zu tun, als wäre alles rein freundschaftlich gewesen – die E-Mails, die Telefongespräche, sogar die Blicke. Ein bisschen viel Flirt und neckisches Gerede vielleicht, aber bestimmt nicht mehr. Sie hätte die Grenze ziehen können. Allerdings nur, bis er sie fragte: »Sollen wir in mein Zimmer gehen, Ella?«

Wenn das Ganze ein Spiel war, das sie miteinander spielten, dann war dies der Augenblick, in dem es ernst wurde. Durch seine Frage war alles viel zu wirklich geworden, so als hätte er eine Hülle entfernt und nun läge die Wahrheit, die nackte Wahrheit, die immer schon da gewesen war, offen vor ihren Augen. Obwohl Ella ein blubberndes Unbehagen im Bauch spürte, das sie als Angst interpretierte, gab sie Aziz keinen Korb. Bis zu diesem Tag hatte sie nie eine derart spontane Entscheidung getroffen, aber zugleich war ihr, als wäre diese Entscheidung bereits für sie getroffen worden und sie bräuchte nichts zu tun, außer ja zu sagen.

Zimmer 608 war in angenehmen Schwarz-, Rot-, Grau- und Beigetönen eingerichtet; es war warm und geräumig. Sie versuchte sich zu erinnern, wann sie zum letzten Mal in einem Hotel gewesen war, und entsann sich einer lang zurückliegenden Reise nach Montreal mit David und den Kindern. Seither hatten sie jeden Urlaub in ihrem Haus in Rhode Island verbracht, sodass es für sie keinen Anlass mehr gegeben hatte, sich in einer Unterkunft einzumieten, in der die Handtücher täglich gewechselt wurden und andere das Frühstück machten. Das Hotelzimmer fühlte sich an wie ein unbekanntes Land. Und vielleicht war es das ja auch. Schon verspürte sie das Gefühl von Freiheit und Leichtsinn, das man nur in einer fremden Stadt hat, in der einen kein Mensch kennt.

Doch kaum hatte sie das Zimmer betreten, war ihre Nervosität wieder da. Die Einrichtung konnte noch so geschmackvoll, der Raum noch so groß sein – das riesige Bett in der Mitte war nun einmal nicht zu übersehen. Es bereitete ihr Unbehagen und Schuldgefühle, neben diesem Bett zu stehen. Im Stillen begann sie mit ihren Fragen zu ringen, aber das führte zu nichts. Würden sie

jetzt miteinander schlafen? Sollten sie es wirklich tun? Und wenn ja, wie sollte sie hinterher ihrem Mann noch in die Augen schauen können? Andererseits hatte David trotz seiner zahlreichen Affären nie ein Problem damit, ihr in die Augen zu schauen. Und was würde Aziz von ihrem Körper halten? Was, wenn er ihm nicht gefiel? Sollte sie jetzt nicht besser an ihre Kinder denken? Sich fragen, ob sie zu dieser späten Stunde schon schliefen oder noch vor dem Fernseher saßen? Würden ihre Kinder ihr je verzeihen, wenn sie erführen, was sie im Begriff war zu tun?

Aziz spürte ihre Besorgnis. Er nahm ihre Hand und führte sie zu einem Sessel in der Ecke, weg vom Bett.

»Ganz ruhig«, flüsterte er. »In deinem Kopf tut sich zu viel. Zu viele Stimmen.«

»Hätten wir uns doch nur früher kennengelernt«, hörte sich Ella sagen.

»Es gibt kein Früh oder Spät im Leben«, sagte Aziz. »Alles geschieht zur rechten Zeit.«

»Glaubst du das wirklich?«

Er lächelte und strich sich eine Locke aus den Augen. Dann öffnete er einen Koffer und holte den Wandteppich, den er in Guatemala gekauft hatte, und eine kleine Schachtel heraus. Sie enthielt eine Halskette aus Türkisen und roten Korallenperlen mit einem tanzenden Derwisch aus Silber als Anhänger.

Ella ließ sich die Kette um den Hals legen. Aziz' Finger auf ihrer Haut fühlten sich warm an. »Wirst du mich lieben können?«, fragte sie ihn.

»Ich liebe dich schon jetzt.« Er lächelte.

»Aber du kennst mich überhaupt nicht!«

»Ich muss nichts kennen, um es zu lieben.«

Ella seufzte. »Das ist total verrückt.«

Aziz griff an ihren Hinterkopf, zog die Nadel aus ihrem Dutt und ließ ihr Haar herabfallen. Dann legte er Ella sanft aufs Bett. Sehr langsam, sehr zärtlich strich er in immer größeren Kreisbewegungen mit den Handinnenflächen von ihren Füßen zu den Knöcheln und von dort zum Nabel hinauf. Dabei murmelte er ununterbrochen etwas, das in Ellas Ohren wie ein uralter magischer Spruch klang. Und plötzlich verstand sie, was er tat. Er betete. Während seine Hände jede Stelle ihres Körpers liebkosten, hielt er die Augen fest geschlossen, und seine Lippen beteten für sie. Etwas so Spirituelles hatte sie noch nie erlebt. Und obwohl sie angezogen blieb – und er auch – und obwohl es nichts

Geschlechtliches hatte, hatte sie in ihrem ganzen Leben noch nie so viel Lust empfunden.

Schlagartig durchströmte sie eine merkwürdige Energie, und alles begann zu prickeln – ihre Hände, ihre Ellbogen und Schultern, ihr ganzer Körper. Sie fühlte sich von einem so überwältigenden Verlangen ergriffen, dass sie glaubte, auf warmen Wellen zu schweben und sich nur noch lächelnd hingeben zu können. Sie nahm eine lebendige Präsenz um ihn herum wahr und dann auch um sich selbst, als wären sie beide in einen Nebel aus Licht getaucht.

Jetzt schloss auch sie die Augen und ließ sich von einem reißenden Fluss davontragen, ohne sich irgendwo festzuhalten. Mochte am Ende auch ein Wasserfall sein – sie hätte nicht aufhören wollen, selbst wenn es möglich gewesen wäre.

Als seine Hände ihren Bauch erreicht hatten und dort über die Haut kreisten, spürte Ella ein Brennen zwischen den Beinen. Sie empfand Unsicherheit wegen ihres Körpers, wegen ihrer Hüften und Schenkel und der Form ihrer Brüste, die nach drei Kindern und den vielen Jahren alles andere als perfekt waren, aber ihre Angst verlor sich wieder. Sie fühlte sich beschwingt, ja fast geborgen, und Glückseligkeit überkam sie. Und mit einem Mal wurde ihr bewusst, dass sie diesen Mann lieben könnte. Sie könnte ihn unendlich lieben.

Mit diesem Gefühl legte sie den Arm um Aziz und zog ihn zu sich. Sie war jetzt bereit, weiterzugehen. Er aber öffnete die Augen, gab ihr einen Kuss auf die Nasenspitze und richtete sich auf.

»Willst du mich nicht?«, fragte Ella und war bestürzt darüber, wie zerbrechlich ihre Stimme klang.

»Ich will nichts tun, worüber du hinterher unglücklich wärst.«

Sie hätte am liebsten drauflosgeweint, und gleichzeitig war sie erleichtert. Eine seltsame Unbeschwertheit ergriff sie. Sie war völlig durcheinander, aber zu ihrem großen Erstaunen empfand sie es ausnahmsweise als ganz in Ordnung, durcheinander zu sein.

Morgens um halb zwei schloss Ella die Tür ihres Bostoner Apartments auf. Sie legte sich auf die Ledercouch, denn im Schlafzimmerbett wollte sie nicht schlafen. Nicht weil sie wusste, dass ihr Mann darin andere Frauen gehabt hatte, sondern einfach, weil es sich besser anfühlte, so als gehörte ihr diese Wohnung genauso wenig wie ein Hotelzimmer, so als wäre sie nur ein Gast

und ihr wahres Selbst wartete anderswo.

SCHAMS

KONYA, MAI 1247

Braut, Schöne du, trockne die Tränen,
Nimm Abschied von Mutter und Vater.
Morgen hörst du die Vögel singen,
Doch es wird nie mehr dasselbe sein …

In unserer Hochzeitsnacht schlich ich mich in den Hof hinaus und blieb dort eine Zeit lang sitzen, um einem alten anatolischen Lied zu lauschen, das zwischen all den vielen anderen Lauten aus dem Haus drang. Gelächter, Musik, Stimmengewirr. Im Frauenraum spielten Musikantinnen. Ich saß da, dachte nach und summte mit, fröstelte und fühlte mich im gleichen Moment wie betäubt. Ich grübelte über den Text des Liedes. Warum sangen die Frauen in den Hochzeitsnächten immer nur traurige Lieder? Für die Sufis gab es eine Verbindung zwischen Hochzeit und Tod, und den Tag ihres Sterbens feierten sie als die Vereinigung mit Gott. Auch die Frauen verbanden die Hochzeit mit dem Tod, aber aus ganz anderen Gründen. Selbst wenn sie gern heirateten, senkte sich ein Schatten der Traurigkeit auf sie. Bei jeder Hochzeitsfeier wurde auch um die Jungfrau getrauert, die jetzt Ehefrau werden und bald Mutter sein würde.

Als die Gäste gegangen waren, kehrte ich ins Haus zurück und meditierte in einer stillen Ecke. Dann betrat ich das Zimmer, in dem Kimya auf mich wartete. Sie saß in einem weißen, mit Goldfäden durchwirkten Gewand auf dem Bett. Ihr Haar war zu vielen kleinen, mit Perlen verzierten Zöpfen geflochten. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, es war mit einem roten Schleier verhüllt. Im Zimmer herrschte fast völliges Dunkel, nur am Fenster flackerte eine Kerze. Der Wandspiegel war mit einem Samttuch verhängt, denn angeblich brachte es Unglück, wenn die Braut in der Hochzeitsnacht ihr Spiegelbild sah. Neben unserem Bett lagen ein Granatapfel und ein Messer. Wir

würden die Frucht essen, um so viele Kinder zu bekommen, wie sie Samenkörner enthielt.

Kira hatte mir alles über die Gebräuche in Konya erzählt und mich dazu angehalten, der Braut eine Kette mit Goldmünzen zu schenken, sobald ich ihren Schleier gelüftet hätte. Aber ich hatte nie auch nur eine Goldmünze besessen und wollte meiner Braut keine geborgten Münzen zum Gruß darbringen. Deshalb schenkte ich Kimya, nachdem ich ihren Schleier zurückgeschlagen hatte, einen Perlmuttkamm und gab ihr einen zarten Kuss auf den Mund. Sie lächelte, und einen Augenblick lang war ich verlegen wie ein dummer kleiner Junge.

»Du bist wunderschön«, sagte ich.

Sie errötete. Doch dann straffte sie die Schultern und gab sich Mühe, ruhiger und reifer zu wirken, als sie jemals wirklich sein würde.

»Ich bin jetzt deine Frau.«

Sie deutete auf den prächtigen Teppich am Boden, den sie mit großer Sorgfalt als Teil ihrer Aussteuer geknüpft hatte. Leuchtende Farben, scharfe Kontraste. Ich erkannte auf den ersten Blick, dass jeder Knoten, jedes Muster dieses Teppichs von mir sprach. Kimya hatte ihre Träume gewebt.

Ich küsste sie noch einmal. Ihre warmen Lippen sandten Wellen der Begierde durch meine Adern. Sie duftete nach Wildblumen und nach Jasmin. Ich streckte mich neben ihr aus, atmete ihren Duft ein und berührte ihre kleinen, festen Brüste. Ich wollte nichts mehr, als in sie eindringen und mich in ihr verlieren. Sie bot sich mir dar, wie eine Rosenblüte sich dem Regen öffnet.

Ich richtete mich auf. »Verzeih mir, Kimya, ich kann es nicht tun.«

Starr sah sie mich an und sprachlos; ihr Atem stockte. Die Enttäuschung in ihren Augen bereitete mir Pein. Ich sprang auf.

»Ich muss fort«, sagte ich.

»Du kannst jetzt nicht weg«, erwiderte sie mit einer Stimme, die völlig anders klang als sonst. »Was würden die Leute sagen, wenn du jetzt aus dem Zimmer gehst? Sie wüssten dann, dass diese Ehe nicht vollzogen wurde, und dächten, es liege an mir.«

»Wie meinst du das?«, sagte ich halb zu mir selbst, denn ich wusste, worauf sie anspielte.

Sie wandte den Blick ab und murmelte etwas Unverständliches. Dann sagte sie leise: »Sie würden denken, dass ich keine Jungfrau mehr bin. Dann müsste

ich in Schande leben.«

Mein Blut geriet in Wallung vor Zorn darüber, dass die Gesellschaft dem Einzelnen solch lächerliche Regeln auferlegte. Die Vorschriften hatten weniger mit der von Gott geschaffenen Harmonie zu tun als mit der Ordnung, die die Menschen aufrechterhalten wollten.

»Das ist Unsinn. Die Leute sollen sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern«, wandte ich ein. Aber ich wusste, dass Kimya recht hatte.

Mit einer raschen Bewegung ergriff ich das Messer neben dem Granatapfel. In Kimyas Gesicht leuchtete erst Angst auf, um nach und nach einem Ausdruck des Verstehens zu weichen. Ohne Zaudern schnitt ich mir in die Innenfläche meiner linken Hand. Das Blut tröpfelte auf unser Laken und hinterließ dunkelrote Flecken.

»Gib ihnen dieses Laken. Das wird ihnen das Maul stopfen und die Reinheit deines Namens erhalten, so wie es sein soll.«

»Bitte warte! Geh nicht weg!«, flehte Kimya. Sie erhob sich, und weil sie nicht wusste, was sie tun sollte, sagte sie noch einmal: »Ich bin jetzt deine Frau.«

Da wurde mir schlagartig klar, dass es ein großer Fehler gewesen war, sie zu heiraten. Mit schmerzendem Kopf verließ ich das Zimmer und ging in die Nacht hinaus. Ein Mann wie ich sollte nie heiraten. Ich war nicht gemacht für die Erfüllung der ehelichen Pflichten, das sah ich jetzt deutlich. Traurig stimmte mich nur der Preis dieser Erkenntnis.

Ich verspürte den Drang, alles zu verlassen – nicht nur dieses Haus, diesen Bund, diese Stadt, sondern auch den Leib, der mir geschenkt worden war. Doch die Vorstellung, am Morgen Rumi zu sehen, hielt mich an Ort und Stelle. Ich war außerstande, mich abermals von ihm abzuwenden.

Ich saß in der Falle.

ALADDIN

KONYA, MAI 1247

Betrauern, zutiefst betrauern würde ich diese Entscheidung, das wusste ich genau, aber ich schwieg und erhob keinen Einwand gegen die Hochzeit. Doch an dem Tag, an dem Kimya mit Schams verheiratet werden sollte, erwachte ich mit einem solchen Schmerz, wie ich ihn noch nie gefühlt hatte. Wie ein Ertrinkender nach Luft ringend setzte ich mich im Bett auf; doch sogleich ärgerte ich mich über mein Selbstmitleid und begann mich selbst ins Gesicht zu schlagen, immer und immer wieder. Ein erstickter Seufzer entrang sich meinem Mund. Und dieser Laut ließ mich erkennen, dass ich nicht mehr der Sohn meines Vaters war.

Ich hatte keine Mutter. Keinen Vater. Keinen Bruder. Und keine Kimya. Ich war ganz allein auf der Welt. Der letzte Rest Achtung für meinen Vater war über Nacht verschwunden. Kimya war für ihn wie eine Tochter, und ich hatte angenommen, sie liege ihm am Herzen. Doch der einzige Mensch, der ihm wirklich am Herzen lag, war offenbar Schams-e Tabrizi. Wie konnte er Kimya nur mit einem solchen Mann verheiraten? Jeder wusste, dass Schams einen fürchterlichen Ehemann abgeben würde. Je mehr ich darüber nachdachte, umso klarer sah ich, dass mein Vater um Schams' Sicherheit willen Kimyas Glück geopfert hatte – und damit auch das meine.

Mit diesen Gedanken quälte ich mich den ganzen Tag herum und musste dabei auch noch die Vorbereitungen mitansehen. Das Haus wurde geputzt und geschmückt, und in dem Zimmer, in dem die Frischvermählten schlafen würden, versprengte man Rosenwasser, um die bösen Geister abzuwehren. Aber den bösesten Geist von allen vergaßen sie! Wie glaubten sie denn Schams vertreiben zu können?

Am späten Nachmittag hielt ich es nicht mehr aus. Ich wollte ganz entschieden nicht an einer Feier teilnehmen, die mir nur Qualen bereiten würde, und verließ das Haus.

Da ertönte hinter mir laut und schroff die Stimme meines Bruders. »Warte

Da ertönte hinter ihm laut und schrill die Stimme meines Bruders: »Warte, Aladdin! Wo willst du hin?«

»Ich übernachte heute bei Irschad«, sagte ich, ohne ihn anzusehen.

»Bist du von Sinnen? Du kannst doch nicht einfach vor der Hochzeit davonlaufen! Es würde deinem Vater das Herz brechen.«

Da stieg die Wut in mir hoch. »Und was ist mit den Herzen, die unser Vater bricht?«

»Wovon redest du?«

»Verstehst du denn nicht? Unser Vater hat diese Heirat eingefädelt, um Schams zufriedenzustellen und dafür zu sorgen, dass er nicht wieder fortgeht. Er hat ihm Kimya auf einem Silbertablett serviert.«

Mein Bruder schürzte die Lippen und sah mich gekränkt an. »Ich weiß, was du denkst, aber du irrst dich. Du hältst es für eine erzwungene Heirat. Aber es war umgekehrt – Kimya wollte Schams ehelichen.«

»Als ob sie eine Wahl gehabt hätte«, blaffte ich ihn an.

»Oh Gott, du begreifst es einfach nicht!«, rief mein Bruder und hob die Hände in die Höhe, als wollte er Gott um Beistand bitten. »Sie ist in Schams verliebt.«

»Sag das nicht noch mal! Das ist nicht wahr!« Meine Stimme klang unsicher wie tauendes Eis.

»Lass dir nicht von deinen Gefühlen den Blick trüben, Bruder«, sagte Sultan Walad. »Du bist eifersüchtig. Aber selbst Eifersucht kann der Stärkung und einem höheren Ziel dienen. Die Regel Nummer fünfunddreißig besagt es: Nicht die Ähnlichkeiten und Regelmäßigkeiten bringen uns in dieser Welt einen Schritt voran, sondern die krassen Gegensätze. Und die Gegensätze des Universums sind allesamt in jedem von uns vorhanden. Deshalb muss der Gläubige seinen inneren Ungläubigen kennenlernen. Und der Ungläubige soll dem stillen Gläubigen in sich begegnen. Bis zu dem Tag, an dem die Stufe des Insan-i Kamil, des vollkommenen Menschen, erreicht ist, entwickelt sich der Glaube langsam und stetig fort und bedarf seines scheinbaren Gegenteils – des Unglaubens.«

Das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

»Ich habe es so satt, dieses süßliche Sufi-Gerede! Und warum sollte ich überhaupt auf dich hören? Du bist doch schuld an allem! Du hättest Schams in Damaskus lassen können. Warum hast du ihn zurückgebracht? Wenn es zu

unschönen Vorfällen kommen sollte – und das wird zweifellos so sein –, dann bist du, nur du, dafür verantwortlich.«

Mein Bruder biss sich von innen auf die Wangen und sah mich beinahe furchtsam an. In diesem Moment wurde mir bewusst, dass er zum ersten Mal Angst vor mir hatte – und vor dem, wozu ich fähig war. Es war ein sonderbares Gefühl, aber auch ein seltsam wohliges.

Auf dem Weg zu Irschad, in den faulig stinkenden Seitengassen, die ich einschlug, damit niemand mich weinen sah, hatte ich nur diesen einen Gedanken: Schams und Kimya teilen das Lager. Die Vorstellung, dass er ihr das Brautkleid ausziehen und ihre milchweiße Haut mit seinen rauen, hässlichen Händen berühren würde, war ekelerregend, und mein Magen krampfte sich zusammen.

Damit war eine Grenze überschritten. Irgendjemand musste etwas unternehmen.

KIMYA

KONYA, DEZEMBER 1247

Braut und Bräutigam – das hätten wir eigentlich sein sollen. Sieben Monate sind seit unserer Hochzeit vergangen, und in der ganzen Zeit hat er kein einziges Mal des Nachts wie ein Mann bei mir gelegen. Ich kann mich noch so sehr bemühen, die Wahrheit vor den Leuten zu verbergen, ich glaube doch, dass sie es wissen. Manchmal fürchte ich, man könnte mir die Scham vom Gesicht ablesen. Als wäre es mir auf die Stirn geschrieben, erkennt es jeder auf den ersten Blick. Wenn ich auf der Straße mit den Nachbarinnen plaudere, wenn ich im Obstgarten arbeite oder mit den Händlern im Basar feilsche, sehen alle, auch Fremde, sofort, dass ich verheiratet, aber immer noch Jungfrau bin.

Dabei kommt Schams sehr wohl in mein Zimmer. Wenn er mich abends besuchen will, fragt er jedes Mal vorher, ob es mir recht sei. Und jedes Mal gebe ich ihm dieselbe Antwort.

»Natürlich«, sage ich. »Du bist mein Ehemann.«

Dann warte ich den ganzen Tag gespannt auf ihn und hoffe und bete, dass unser ehelicher Bund diesmal bestätigt wird. Doch wenn er dann endlich an die Tür klopft, will er sich immer nur hinsetzen und reden. Oder mit mir zusammen etwas lesen. Wir haben *Laila und Madschnun* gelesen, *Farhad und Schirin*, *Jussuf und Suleika*, *Die Rose und die Nachtigall* – allesamt Geschichten von Liebenden, die großen Widrigkeiten trotzen. Obwohl die Hauptfiguren immer stark und entschlossen sind, machen mich diese Geschichten traurig. Vielleicht, weil ich tief im Herzen weiß, dass ich selbst mich nie einer so großen Liebe erfreuen werde.

Wenn wir keine Geschichten lesen, erzählt mir Schams von den vierzig Regeln der islamischen Wandermystiker, den Grundgedanken der Religion der Liebe. Einmal legte er, während er mir eine Regel erklärte, den Kopf auf meinen Schoß, schloss langsam die Augen, senkte die Stimme, bis er nur noch flüsterte, und schlief ein. Ich strich ihm mit den Fingern durch das lange Haar und küsste seine Stirn. Erst eine halbe Ewigkeit später schlug er die Lider auf

und küsste seine Stirn. Erst eine halbe Ewigkeit später schlug er die Lider auf. Er zog mich zu sich hinunter und gab mir einen zärtlichen Kuss. Das war der köstlichste Moment, den wir je zusammen hatten. Aber dabei blieb es dann auch. Bis heute ist sein Leib für mich ein ebenso unerforschtes Land wie mein Leib für ihn.

Während der sieben Monate war auch ich einige Male in seinem Zimmer. Doch immer wenn ich ihn unangekündigt besuche, krampft sich mein Herz vor Angst zusammen, denn ich weiß nie, wie er mich empfangen wird. Schams' Stimmung lässt sich nicht vorhersagen. Manchmal ist er so herzlich und liebevoll, dass ich all meinen Kummer vergesse, aber er kann auch sehr mürrisch sein. Einmal schlug er mir die Tür vor der Nase zu und brüllte, er wolle allein sein. Ich habe gelernt, mich davon nicht kränken zu lassen, genauso wie ich gelernt habe, ihn nicht zu stören, solange er tief ins Meditieren versunken ist.

Nach der Hochzeit gab ich monatelang vor, glücklich zu sein – vielleicht gar nicht einmal den anderen, sondern mir selbst gegenüber. Ich zwang mich dazu, Schams nicht als einen Ehemann zu sehen, sondern als fast alles andere: als Freund, Seelenverwandten, Meister, Gefährten, ja selbst als einen Sohn. Es hing vom Tag ab und von seiner Stimmung, als wen ich ihn betrachtete, in welche Verkleidung ich ihn in meiner Fantasie steckte.

Eine Weile ging es gut. Ich hegte keine übertriebenen Erwartungen, sondern begann mich auf unsere Gespräche zu freuen. Es machte mich froh, dass er meine Gedanken wertschätzte und mich ermunterte, noch schöpferischer zu denken. Ich lernte so viel von ihm, und mit der Zeit begriff ich, dass umgekehrt auch ich ihn etwas lehren konnte – die Freuden des Familienlebens beispielsweise, die er zuvor ja nicht gekannt hatte. Bis heute glaube ich, dass ich ihn so zum Lachen bringen kann wie sonst niemand.

Aber es war nicht genug. Was immer ich tat, nie verschwand der Gedanke, dass er mich nicht liebte. Er mochte mich und war mir wohlgesinnt, das wusste ich. Es reichte jedoch nicht im Geringsten an Liebe heran. Und dieser Gedanke quälte mich, verzehrte mich, nagte an meinem Körper und an meiner Seele. Ich sonderte mich von den Menschen um mich herum ab, von den Freundinnen wie von den Nachbarinnen. Ich saß lieber in meinem Zimmer und sprach mit den Toten. Denn anders als die Lebenden urteilen die Toten nicht schlecht über andere.

Außer den Toten hatte ich nur eine Gefährtin: Wüstenrose.

Uns einte das Bedürfnis, die Menschen zu meiden, und wir waren gute Freundinnen geworden. Auch sie hängt jetzt der Sufi-Lehre an und führt nach ihrer Flucht aus dem Bordell ein Einsiedlerleben. Einmal sagte ich ihr, wie sehr ich sie um ihren Mut und ihre Entschlossenheit beneide, ein neues Leben zu beginnen.

Da schüttelte sie den Kopf und erwiderte: »Ich habe kein neues Leben begonnen. Ich bin einfach nur vor dem Tod gestorben.«

Heute ging ich aus einem völlig anderen Grund zu Wüstenrose. Eigentlich wollte ich die Fassung wahren und ganz ruhig mit ihr reden, aber kaum hatte ich ihr Zimmer betreten, musste ich schon das Schluchzen unterdrücken.

»Was ist denn, Kimya?«, fragte sie.

»Es geht mir nicht gut«, gab ich zu. »Ich glaube, ich brauche deine Hilfe.«

»Ja, gern. Was kann ich für dich tun?«

»Es geht um Schams … Er meidet meine Nähe … Also, du weißt schon …«, stammelte ich und schaffte es mit Müh und Not, den Satz zu Ende zu bringen. »Ich möchte, dass er mich verführerisch findet, und du sollst es mir beibringen.«

Wüstenrose stieß einen leisen Seufzer aus. »Ich habe einen Eid geschworen, Kimya«, sagte sie mit einem matten Unterton. »Ich habe Gott gelobt, rein zu bleiben und nicht einmal mehr daran zu denken, wie Frauen Männern Lust bereiten können.«

»Aber du musst deinen Eid nicht brechen – du musst mir nur helfen«, flehte ich sie an. »Ich muss unbedingt lernen, Schams glücklich zu machen.«

»Schams ist ein Erleuchteter«, sagte Wüstenrose so leise, als hätte sie Angst, belauscht zu werden. »Ich glaube nicht, dass du dich ihm auf diese Weise nähern solltest.«

»Aber er ist ein Mann, oder etwa nicht? Sind denn nicht alle Männer Söhne Adams und an das Fleisch gebunden? Erleuchtet oder nicht, uns allen wurde ein Leib geschenkt. Selbst Schams hat einen Leib, nicht wahr?«

»Ja, aber …« Wüstenrose griff nach ihrem Tasbih, berührte mit den Fingern eine Perle nach der anderen und neigte gedankenversunken den Kopf.

»Ich bitte dich!«, rief ich. »Du bist die Einzige, der ich mich anvertrauen kann. Sieben Monate sind es nun schon. Jeden Morgen, wenn ich erwache, ist

mir die Brust schwer, und jede Nacht weine ich mich in den Schlaf. Ich halte es nicht länger aus. Ich muss meinen Ehemann verführen!«

Wüstenrose schwieg. Ich nahm mein Kopftuch ab, packte ihren Kopf und zwang sie, mich anzusehen. »Sag mir die Wahrheit – bin ich so hässlich?«

»Du bist überhaupt nicht hässlich, Kimya. Du bist eine wunderschöne junge Frau.«

»Dann hilf mir! Lehre mich, den Weg zum Herzen eines Mannes zu finden!«

»Der Weg zum Herzen eines Mannes kann eine Frau sehr weit von sich selbst abbringen, liebe Kimya«, sagte Wüstenrose geheimnisvoll.

»Wie auch immer«, entgegnete ich. »Ich bin bereit, so weit zu gehen, wie es nottut.«

WÜSTENROSE

KONYA, DEZEMBER 1247

Bitterlich weinend bat sie mich inständig, ihr zu helfen. Ihr Gesicht war geschwollen, und ihre Brust hob und senkte sich immer schneller, bis ich schließlich sagte, ich würde ihr beistehen. Aber während ich sie noch tröstete, war mir schon klar, dass es keine Hoffnung gab und dass ich ihrer Bitte nicht hätte nachgeben dürfen. Trotzdem frage ich mich, warum ich diese Tragödie nicht kommen sah. Von Schuld zerrissen grüble ich darüber nach, wie ich so leichtgläubig sein konnte und nicht merkte, dass die Dinge eine so grauenhafte Wendung nehmen würden.

Aber damals, als sie kam und weinend um Hilfe bat, konnte ich sie einfach nicht abweisen.

»Bitte zeig es mir«, flehte sie mich an, die Hände sittsam im Schoß gefaltet, ganz das brave Mädchen, zu dem man sie erzogen hatte. Ihre Stimme klang, als gäbe es nicht einmal mehr die kleinste Hoffnung, und hatte zugleich doch etwas Hoffnungsvolles.

Was sollte daran schlimm sein?, sagte ich mir, während mein Herz vor Mitleid einen Augenblick lang aussetzte. Schließlich wollte sie doch keinen Fremden verführen, sondern ihren Ehemann! Und nur aus einem einzigen Grund: aus Liebe. Wie sollte das zu irgendetwas Unrechtem führen? Vielleicht war ihre Leidenschaftlichkeit zu stark, mag sein, aber sie war doch immerhin halal. Eine erlaubte Leidenschaftlichkeit!

Ein Gefühl in meinem Inneren sagte mir, dass irgendwo eine Falle lauerte, aber da es eine gottgesandte Falle war, ging ich bedenkenlos hinein und beschloss, Kimya zu helfen, diesem Dorfmädchen, dessen Vorstellung von Schönheit sich auf mit Henna bemalte Hände beschränkte.

Ich erklärte ihr, was man tun muss, um anziehender zu wirken und besser auszusehen. Sie war eine wissbegierige und gelehrige Schülerin. Ich zeigte ihr, wie man lange Bäder in parfümiertem Wasser nahm, die Haut mit Duftölen und Salben zart machte und Gesichtsmasken aus Milch und Honig auftrug. Ich

und Salben zart machte und Gesichtsmasken aus Milch und Honig auftrug. Ich schenkte ihr Bernsteinperlen, die sie sich ins Haar flechten sollte, damit ihr Haupt einen süßen, lang anhaltenden Duft verströmte. Lavendel, Kamille, Rosmarin, Thymian, Lilie, Majoran und Olivenöl – ich sagte ihr, wie man die einzelnen Duftstoffe anwendet und welches Räucherwerk sie nachts anzünden solle. Dann zeigte ich ihr, wie man die Zähne bleicht, Finger- und Zehennägel mit Henna färbt, Augen und Brauen mit Kajal schminkt, Lippen und Wangen rot bemalt, das Haar üppiger und seidiger und die Brüste größer und runder macht. Wir gingen gemeinsam in einen Laden im Basar, den ich von früher her nur allzu gut kannte, und kauften Seidengewänder und Seidenunterwäsche, wie sie sie ihr Lebtag nicht gesehen hatte.

Dann brachte ich ihr bei, vor einem Mann zu tanzen – den von Gott geschenkten Leib zu benutzen. Nach zwei Wochen Vorbereitung war sie so weit.

An diesem Nachmittag richtete ich Kimya für Schams-e Tabrizi her wie ein Hirte ein Opferlamm. Sie nahm ein warmes Bad, massierte die Haut mit seifengetränkten Tüchern und rieb sich Öle ins Haar. Dann half ich ihr, Kleidungsstücke anzulegen, die eine Frau nur für ihren Mann tragen durfte, und selbst für ihn nur ein oder zwei Mal im Leben. Ich hatte einen kirschroten Mantel und ein rosarotes, mit goldenen Hyazinthen besticktes Gewand ausgesucht, dessen Schnitt die Form ihrer Brüste erkennen ließ. Und zuletzt schminkte ich sie. Vollendet wurde ihre Verwandlung durch eine Perlenkette, die sich um die Stirn zog. So hübsch sah sie aus, dass ich den Blick gar nicht mehr von ihr wenden konnte.

Als wir fertig waren, sah Kimya nicht mehr wie ein unerfahrenes, schüchternes Mädchen aus, sondern wie eine vor Liebe und Leidenschaft brennende Frau. Wie eine Frau, die gewillt ist, für den geliebten Mann einen mutigen Schritt zu tun und auch, im schlimmsten Fall, den Preis dafür zu zahlen. Als ich so vor ihr stand und sie betrachtete, fiel mir die Sure im Heiligen Koran ein, in der die Geschichte von Joseph und Suleika erzählt wird.

Genau wie Kimya verzehrte Suleika sich vor Sehnsucht nach einem Mann, der nicht auf ihr Werben einging. Als die Damen der Stadt darüber boshaft tratschten, lud Suleika sie alle zu einem Festmahl ein und gab einer jeden von ihnen ein Messer und sagte zu Joseph: Komm heraus! Als sie ihn sahen, bestaunten sie ihn und schnitten sich dabei in die Hände und sagten: »Allah

bewahre! Das ist kein Mensch, das ist nichts als ein edler Engel.«

Wer konnte da Suleika wegen ihres Verlangens nach Joseph noch tadeln?

»Wie sehe ich aus?«, fragte Kimya zaghaft, bevor sie den Schleier fallen ließ, um auf die Straße zu treten.

»Ganz zauberhaft«, antwortete ich. »Dein Mann wird nicht nur heute Nacht das Lager mit dir teilen, sondern dich morgen um mehr bitten.«

Kimyas Wangen färbten sich dunkelrot. Da musste ich lachen, und nach kurzem Schweigen fiel sie in mein Lachen ein, und mir wurde warm wie von der Sonne.

Ich hatte es ehrlich gemeint, denn ich war sicher, dass sie für Schams so anziehend sein würde wie eine Blüte voll Nektar für eine Biene. Doch als sich, kurz bevor sie die Tür öffnete, unsere Blicke trafen, sah ich den Anflug eines Zweifels in ihren Augen, und mich befiel ein ungutes Gefühl, fast schon eine Vorahnung des Schrecklichen, das dann geschah.

Aber ich hielt sie nicht auf. Ich hätte es besser wissen müssen. Ich hätte es kommen sehen müssen. Ich werde es mir, solange ich lebe, nicht verzeihen.

KIMYA

KONYA, DEZEMBER 1247

Beschlagen in Liebesdingen ist Schams-e Tabrizi sehr wohl. Womit er sich aber nicht auskennt, das ist die Qual der unerwiderten Liebe.

Als Wüstenrose mich an jenem Abend ankleidete, war ich so aufgeregt und fühlte mich so wagemutig, wie ich es gar nicht von mir kannte. Das leise raschelnde Seidengewand, der Duft des Parfüms, der Geschmack der Rosenblüten auf meiner Zunge – das alles machte mich ein kleines bisschen verlegen, aber auch unglaublich kühn. Zu Hause erhaschte ich in einer Glasscheibe einen Blick auf mein Spiegelbild. Mein Körper war zwar weder rundlich noch milchweiß und mein Busen nicht so üppig, wie ich es mir gewünscht hätte, aber ich fand mich trotzdem hübsch.

Ich blieb in meinem Zimmer, bis ich sicher sein konnte, dass alle im Haus schliefen. Dann hüllte ich mich in ein langes, dickes Schultertuch und schlich auf Zehenspitzen zu Schams.

»Ich habe dich nicht erwartet, Kimya«, sagte er, als ich die Tür öffnete.

»Ich muss einfach zu dir«, sagte ich und trat ein, ohne auf seine Erlaubnis zu warten. »Würdest du bitte die Tür schließen?«

Schams blickte verwundert drein, tat aber, wozu ich ihn aufgefordert hatte.

Mit ihm allein im Zimmer brauchte ich einen Moment, um all meinen Mut zusammenzunehmen. Ich wandte ihm den Rücken zu, atmete tief durch; dann warf ich in einer einzigen raschen Bewegung das Tuch ab und ließ den Mantel und das Gewand an mir hinabgleiten. Fast augenblicklich spürte ich am ganzen Körper das Gewicht des Blicks, den mein erstaunter Mann auf mich warf. Jede Stelle, auf die dieser Blick fiel, fühlte sich warm an. Aber diese Wärme, ob sie nun wirklich da war oder ich sie mir in meiner Aufregung nur einbildete, wich gleich darauf der Kälte des Schweigens, das nun eintrat. Meine Brust hob und senkte sich vor Angst, denn ich bot mich Schams so nackt und einladend, wie man es von den Huris im Paradies behauptet.

In dieser bedeutungsschwangeren Stille standen wir eine Weile voreinander

In dieser bedeutungsschwangeren Stille standen wir eine Weile voreinander und lauschten dem Wind, der draußen durch die Stadt tobte als heulender Klagegesang.

»Was soll das?«, fragte er kühl.

Es gelang mir kaum, meine Sprache wiederzufinden, aber ich brachte es über mich und sagte: »Ich will dich.«

Schams-e Tabrizi beschrieb einen Halbkreis um mich, blieb dann vor mir stehen und zwang mich, ihm in die Augen zu sehen. Meine Knie wurden weich, aber ich hielt mich auf den Beinen. Ich tat einen Schritt auf ihn zu und drückte mich an ihn, wand mich an ihm, bot ihm meine Wärme an, so wie Wüstenrose es mir beigebracht hatte. Ich liebkoste seine Brust und flüsterte zarte Liebesworte. Ich fuhr mit den Fingern an seinem kräftigen Rücken auf und ab und sog seinen Duft ein.

Schams zuckte zusammen, als hätte er einen glutheißen Ofen berührt. »Du glaubst, du willst mich, dabei willst du in Wahrheit nur dein verletztes Ich hätscheln.«

Ich legte meine Arme um seinen Hals und küsste ihn mit aller Kraft. Ich stieß ihm meine Zunge in den Mund und bewegte sie vor und zurück, denn Wüstenrose hatte gesagt: »Jeder Mann liebt es, an der Zunge seiner Frau zu saugen, Kimya.«

Seine Lippen schmeckten nach Brombeeren, süß und sauer. Doch als ich schon glaubte, ein Wirbel aus Lust verbände uns miteinander, gebot Schams mir Einhalt und schob mich von sich.

»Du enttäuschst mich, Kimya. Würdest du jetzt bitte mein Zimmer verlassen?«

So schroff er klang, so ausdruckslos blieb seine Miene. Kein Zorn, nicht die kleinste Verärgerung. Und ich wusste nicht, was mich mehr verletzte: die Schärfe seiner Worte oder die Leere in seinem Gesicht.

Noch nie im Leben war ich so gedemütigt worden. Ich bückte mich nach meinem Gewand, aber meine Hände zitterten so stark, dass ich den seidenglatten, feinen Stoff nicht halten konnte. So ergriff ich nur das Schultertuch und legte es mir um. Schluchzend, keuchend und immer noch halb nackt lief ich hinaus, weg von ihm, weg von dieser Liebe, die, wie ich jetzt wusste, nur in meiner Vorstellung bestand.

Ich sah Schams nie wieder. Nach diesem Tag verließ ich mein Zimmer nicht mehr. Ich lag nur noch im Bett – nicht weil ich es nicht vermochte hinauszugehen, sondern weil mir der Wille fehlte. Eine Woche verstrich, eine zweite; dann hörte ich auf, die Tage zu zählen. Alle Kraft war aus meinem Körper gewichen, war nach und nach versiegt. Nur meine Hände fühlten sich lebendig an. Sie erinnerten sich an die Berührung mit Schams' Händen und an die Wärme seiner Haut.

Bis dahin wusste ich nicht, dass der Tod einen Geruch verströmt. Es ist ein starker Geruch, der an eingelegten Ingwer und zerstoßene Piniennadeln erinnert, bitter und durchdringend, aber nicht unangenehm. Ich nahm ihn erst wahr, als er durch mein Zimmer zu wabern begann und mich feucht wie dichter Nebel umhüllte. Ich bekam hohes Fieber und fiel in einen todähnlichen Schlaf. Leute kamen und sahen nach mir, Nachbarinnen, Freundinnen. An einer Seite meines Bettes saß Kira, aschfahl, mit verquollenen Augen. Auf der anderen Seite stand Gevher und lächelte ihr sanftes Grübchenlächeln.

»Dieser verdammte Ketzer!«, sagte Safija. »Das arme Mädchen ist krank, weil es ein gebrochenes Herz hat, und alles nur seinetwegen!«

Ich wollte einen Laut von mir geben, aber er blieb mir in der Kehle stecken.

»Wie kannst du so sprechen! Ist er vielleicht Gott?«, sagte Kira beschwichtigend. »Wie kannst du einem Sterblichen solche Kräfte beimessen?«

Aber sie hörten nicht auf Kira, und ich war nicht in der Lage, irgendwen von irgendetwas zu überzeugen. Ohnehin wurde mir sehr bald klar, dass es keinen Unterschied machte, ob ich etwas sagte oder nicht. Diejenigen, die Schams nicht mochten, hatten mit meiner Krankheit einen weiteren Grund gefunden, um ihn zu hassen, während ich ihm nicht einmal dann hätte gram sein können, wenn ich es mir gewünscht hätte.

Nach kurzer Zeit glitt ich in einen Zustand fast völliger Leere hinüber, in dem alle Farben zu Weiß verschmolzen und alle Geräusche zu einem unablässigen Dröhnen. Die Gesichter der Menschen verschwammen vor meinen Augen, und von dem, was sie sagten, hörte ich nur mehr ein fernes Summen.

Ob Schams-e Tabrizi jemals mein Zimmer betrat, weiß ich nicht. Vielleicht tat er es nie. Vielleicht wollte er mich sehen, und die Frauen ließen ihn nicht hinein. Oder aber er kam doch und saß an meinem Bett, spielte stundenlang für mich auf der Ney, hielt meine Hand und betete für meine Seele. Ich würde es so

gern glauben.

Wie auch immer, es hatte keine Bedeutung mehr. Ich war nicht wütend und nicht böse auf ihn. Es wäre gar nicht möglich gewesen, denn ich trieb in einem Strom reinen Bewusstseins dahin.

In Gott war so viel Güte und Mitleid und eine Erklärung für alles. Hinter all dem stand eine vollkommene Ordnung der Liebe. Zehn Tage nachdem ich in Seide und parfümiertes Tuch gehüllt Schams' Zimmer aufgesucht hatte, zehn Tage nachdem ich krank geworden war, tauchte ich in einen Fluss reinen Nichtseins ein. Darin schwamm ich nach Herzenslust und wusste endlich, wie sich die tiefste Lesart des Koran anfühlt – wie ein Sturz in die Unendlichkeit!

Und das fließende Wasser trug mich vom Leben zum Tod.

ELLA

BOSTON, 3. JULI 2008

Boston war noch nie so bunt und lebendig gewesen. Ella fragte sich, ob sie die ganze Zeit der Schönheit dieser Stadt gegenüber blind gewesen war. Aziz blieb fünf Tage in Boston, und jeden Tag fuhr Ella von Northampton dorthin, um ihn zu treffen. In Little Italy aßen sie eine köstliche Kleinigkeit zu Mittag, gingen ins Museum of Fine Arts, unternahmen lange Spaziergänge durch den Boston Common und das Hafenviertel, besuchten das Aquarium und kehrten zwischendurch immer wieder in den belebten kleinen Cafés am Harvard Square ein. Sie führten endlose Gespräche über alles Mögliche – über kuriose Spezialitäten, unterschiedliche Meditationstechniken, die Kunst der Aborigines, Schauerromane, das Beobachten von Vögeln, Gartenarbeit, den Anbau perfekter Tomaten und über Traumdeutung –, wobei sie einander ständig unterbrachen und die Sätze des jeweils anderen vervollständigten. Ella konnte sich nicht erinnern, jemals so viel geredet zu haben.

Draußen auf der Straße achteten sie zunächst darauf, einander nicht zu berühren, was sich aber als zunehmend schwierig erwies. Bereits die kleinste Annäherung war aufregend, und Ella freute sich schon, wenn sich nur ihre Hände streiften. Eine nie gekannte Kühnheit ließ sie dann in den Restaurants und auf der Straße Aziz' Hand halten und ihn küssen. Es machte ihr nicht nur nichts aus, gesehen zu werden, sondern sie sehnte sich geradezu danach. Mehrmals gingen sie zusammen ins Hotel und waren immer kurz davor, miteinander zu schlafen, taten es aber nicht.

Am Morgen des Tages, an dem Aziz nach Amsterdam zurückflog, stand sein Koffer in seinem Zimmer zwischen ihnen, wie um sie boshaft an den bevorstehenden Abschied zu erinnern.

»Ich muss dir etwas sagen«, sagte Ella. »Ich denke schon so lange darüber nach.«

Aziz hatte die jähe Veränderung in Ellas Tonfall wahrgenommen und zog eine Augenbraue hoch. Dann erwiderte er bedächtig: »Ich muss dir auch etwas

eine Augenbraue hoch. Dann erwiderte er bedächtig: »Ich muss dir auch etwas sagen.«

»Okay, du zuerst.«

»Nein, du zuerst.«

Ella senkte, noch immer vor sich hin lächelnd, den Blick und überlegte, was sie sagen und wie sie es sagen sollte. Dann legte sie endlich los. »Bevor du nach Boston gekommen bist, sind David und ich einmal abends ausgegangen und haben lange miteinander geredet. Er hat nach dir gefragt. Offenbar hatte er heimlich unsere E-Mails gelesen. Ich war wahnsinnig wütend auf ihn, aber ich habe die Wahrheit nicht geleugnet. Die Wahrheit über uns, meine ich.«

Jetzt hob sie besorgt den Blick, um zu sehen, wie Aziz die folgenden Worte aufnehmen würde. »Um es kurz zu machen – ich habe meinem Mann gesagt, dass ich einen anderen liebe.«

Draußen auf der Straße durchdrangen die Sirenen mehrerer Feuerwehrfahrzeuge den üblichen Großstadtlärm. Ella war kurz abgelenkt, bevor sie weitersprach. »Ich weiß, dass es verrückt klingt, aber ich habe sehr gründlich darüber nachgedacht. Ich möchte mit dir nach Amsterdam fliegen.«

Aziz trat ans Fenster und blickte auf das Durcheinander auf der Straße hinunter. Aus einem Gebäude in einiger Entfernung stieg Rauch auf, eine dichte schwarze Wolke schwebte in der Luft. Im Stillen sprach er ein kurzes Gebet für die Menschen, die dort wohnten. Als er zu sprechen begann, klang es, als richtete er sich an die gesamte Stadt.

»Ich würde dich sehr, sehr gern nach Amsterdam mitnehmen, aber ich kann dir keine Zukunft dort versprechen.«

»Wie meinst du das?«, fragte Ella nervös.

Aziz ging zurück, setzte sich neben sie und sagte, gedankenverloren ihre Hand streichelnd: »Als ich deine erste E-Mail bekam, befand ich mich zufälligerweise in einer sehr merkwürdigen Lebensphase.«

»Du meinst, es gibt jemand anderen in deinem Leben …«

»Nein, meine Liebste, nein.« Er lächelte matt, dann verlor sich sein Lächeln. »Nichts dergleichen. Ich habe dir einmal etwas über die drei Phasen in meinem Leben geschrieben, erinnerst du dich? Das waren die ersten drei Buchstaben in dem Wort ›Sufi‹. Du hast nie nach der vierten gefragt, und ich habe es einfach nicht über mich gebracht, dir davon zu erzählen. Von meiner Begegnung mit dem Buchstaben i. Willst du es jetzt hören?«

»Ja«, sagte Ella, obwohl sie alles fürchtete, was diesen Augenblick beschädigen könnte. »Ja, gerne.«

An diesem Tag im Juli erzählte Aziz Ella ein paar Stunden vor seinem Rückflug nach Amsterdam, wie er 1977 Sufi geworden war und einen neuen Namen angenommen hatte und damit, so seine Hoffnung, auch ein neues Schicksal. Seitdem war er, Fotograf von Beruf, Wanderderwisch im Herzen, durch die Welt gereist. Auf sechs Kontinenten hatte er gute Freunde gewonnen, Menschen, die ihn als Teil ihrer Familie betrachteten. Er hatte zwar nicht mehr geheiratet, war aber Pflegevater zweier Waisenkinder in Osteuropa geworden. Die Kette mit dem sonnenförmigen Anhänger, der ihn an Schams-e Tabrizi erinnerte, hatte er kein einziges Mal abgenommen. Sein Leben hatte aus Reisen und Lesen bestanden; er hatte andere in der Tradition der Sufi-Derwische unterrichtet und war überall und in allem den Zeichen Gottes begegnet.

Und dann hatte er, vor zwei Jahren, von seiner Krankheit erfahren.

Angefangen hatte es mit einem Knoten in der Achselhöhle, den er offenbar zu spät bemerkt hatte. Der Knoten erwies sich als malignes Melanom, eine tödliche Form von Hautkrebs. Die Ärzte meinten, es sehe nicht gut aus, sie müssten aber erst noch einige Tests machen, ehe sie eine genauere Diagnose stellen könnten. Eine Woche später teilten sie ihm die schlimme Nachricht mit: Das Melanom hatte in seine inneren Organe gestreut und die Lunge befallen.

Er war damals zweiundfünfzig. Man sagte ihm, er werde höchstens fünfundfünfzig Jahre alt werden.

Ella bewegte die Lippen, ohne ein Wort herauszubringen; ihr Mund fühlte sich knochentrocken an. Die zwei Tränen, die ihre Wangen herunterliefen, wischte sie hastig fort.

Aziz fuhr mit kräftiger, eindringlicher Stimme fort. Damals habe für ihn eine neue und in mancher Hinsicht produktivere Lebensphase begonnen. Es gab noch immer Orte, die er sich ansehen wollte; sie alle zu bereisen war das Allererste, was er tat. In Amsterdam gründete er eine weltweit tätige Sufi-Stiftung. Als Amateur-Ney-Spieler gab er mit Sufi-Musikern Konzerte in Indonesien, Pakistan und Ägypten und nahm mit einer Gruppe jüdischer und moslemischer Mystiker im spanischen Córdoba sogar ein Album auf. Dann kehrte er nach Marokko zurück und suchte das Ordenshaus auf, in dem er zum ersten Mal im Leben echte Sufis getroffen hatte. Meister Samid war schon

lange tot; Aziz betete und meditierte an seinem Grab und sann über den Verlauf seines Lebens nach.

»Dann zog ich mich zurück, um an dem Roman zu arbeiten, den ich schon immer hatte schreiben wollen, was ich aber, faul – oder feig –, wie ich war, ständig vor mir hergeschoben hatte«, sagte Aziz augenzwinkernd. »Weißt du, ich wollte dieses Buch schon seit einer Ewigkeit schreiben. Ich gab dem Manuskript den Titel *Süße Blasphemie* und schickte es ohne große Erwartungen, aber offen für alle Eventualitäten, an eine amerikanische Literaturagentur. Und eine Woche später erhielt ich eine faszinierende E-Mail von einer mysteriösen Frau aus Boston.«

Ella musste lächeln, matt und schmerzlich, es war ein Lächeln, in dem Mitleid und auch ein wenig Anerkennung lagen.

Seit diesem Augenblick, sagte Aziz, sei nichts mehr wie zuvor gewesen. Schon bereit zu sterben, verliebte er sich völlig unerwartet. Plötzlich war er gezwungen, sein ganzes Weltbild, das er für vollständig und unverrückbar gehalten hatte, neu zu entwerfen. Spiritualität, Leben, Familie, Sterblichkeit, Glaube und Liebe – er dachte noch einmal über die Bedeutung all dieser Dinge nach und wollte nicht sterben.

Diesen neuen und letzten Teil seines Lebens nannte er die Begegnung mit dem Buchstaben i in dem Wort »Sufi«. Und bisher sei diese Phase deshalb wesentlich schwieriger als alle früheren, weil sie zu einem Zeitpunkt begonnen habe, als er geglaubt hatte, die meisten, wenn nicht sogar alle inneren Konflikte aufgearbeitet zu haben, zu einem Zeitpunkt, zu dem er sich für seelisch reif und erfüllt gehalten hatte.

»Im Sufismus lernt man, vor dem Tod zu sterben. Ich bin Schritt für Schritt durch all diese Phasen gegangen. Und ausgerechnet in dem Moment, als ich glaubte, alles fein säuberlich geordnet zu haben, kommt wie aus dem Nichts diese Frau. Sie schreibt mir, und ich schreibe zurück. Nach jeder Mail warte ich mit angehaltenem Atem auf ihre Antwort. Plötzlich sind Wörter wertvoller als je zuvor. Die ganze Welt verwandelt sich in eine leere Leinwand, auf die etwas geschrieben werden muss. Und mir wird klar, dass ich diesen Menschen kennenlernen will. Ich brauche mehr Zeit mit ihr. Plötzlich reicht mir mein Leben nicht mehr. Mir ist jetzt bewusst, dass ich den Tod fürchte, und ich bin bereit, gegen den Gott zu rebellieren, den ich verehrte und dem ich mich

unterwarf.«

»Aber wir haben doch noch Zeit …«, sagte Ella, als sie ihre Fassungslosigkeit überwunden hatte.

»Die Ärzte geben mir noch sechzehn Monate«, erwiderte Aziz so leichthin wie bestimmt. »Vielleicht irren sie sich ja. Oder auch nicht. Aber das kann ich nicht wissen. Ich kann dir nur die reine Gegenwart geben, verstehst du, Ella? Mehr habe ich nicht. In Wahrheit hat niemand mehr als das. Es tun nur alle so, als ob es anders wäre.«

Ella blickte auf ihre Füße und neigte sich zur Seite, so als wäre sie kurz davor zusammenzubrechen, würde sich aber gleichzeitig zusammenreißen. Tränen traten ihr in die Augen.

»Bitte nicht weinen! Ich würde nichts lieber tun, als dich nach Amsterdam mitzunehmen. Ich hätte so gern gesagt: ›Komm, wir reisen gemeinsam durch die Welt, sehen uns ferne Länder an, lernen andere Menschen kennen und bewundern gemeinsam Gottes Schöpfung!‹«

»Das wäre so schön«, sagte Ella schniefend wie ein Kind, dem man, während es bitterlich weint, ein buntes Spielzeug hinhält.

Aziz' Miene verdüsterte sich. Er schaute für einen Moment zum Fenster.

»Aber ich hatte Angst, dich darum zu bitten. Ich hatte sogar Angst davor, dich zu berühren, geschweige denn, mit dir zu schlafen. Wie könnte ich dich bitten, mit mir zu gehen und deine Familie zu verlassen, wenn du mit mir keine Zukunft hast?«

Ella erschauderte bei der Frage. »Warum so pessimistisch? Du kannst gegen die Krankheit kämpfen. Du kannst es für mich tun. Für uns.«

»Warum müssen wir immer alles bekämpfen?«, wollte Aziz wissen. »Immer heißt es, die Inflation muss bekämpft werden, Aids muss bekämpft werden, Krebs, die Korruption, der Terrorismus, sogar die überflüssigen Kilos – alles muss bekämpft werden … Kann man denn mit diesen Dingen nicht auch anders umgehen?«

»Ich bin kein Sufi«, gab Ella ungeduldig zurück. Ihre Stimme klang heiser und wie die eines Menschen, der viel älter war als sie.

Ihr ging in diesem Moment so vieles durch den Kopf: der Tod ihres Vaters, der Schmerz nach dem Selbstmord eines geliebten Menschen, die vielen Jahre voller Kummer und Verbitterung, die darauf gefolgt waren und in denen sie noch die kleinste Erinnerung an ihren Vater danach durchsucht hatte, ob

vielleicht alles anders gekommen wäre, wenn sie nur irgendetwas anders gehandhabt hätte.

»Ich weiß, dass du kein Sufi bist.« Aziz lächelte. »Und du musst auch keiner sein. Sei einfach Rumi. Das ist das Einzige, worum ich dich bitte.«

»Was soll das heißen?«

»Du hast mich vor einiger Zeit gefragt, ob ich Schams bin, erinnerst du dich? Du sagtest, ich würde dich an ihn erinnern. Es hat mich zwar gefreut, das zu hören, aber ich kann nicht Schams sein. Er war mir weit überlegen. Aber du kannst Rumi sein. Wenn du dich von der Liebe erfassen und dich von ihr verändern lässt, zuerst durch ihre Anwesenheit und dann durch ihre Abwesenheit …«

»Ich bin keine Dichterin!«

»Auch Rumi war kein Dichter. Aber er wurde in einen Dichter verwandelt.«

»Begreifst du das denn nicht? Mein Gott, ich bin eine gewöhnliche Hausfrau mit drei Kindern«, rief Ella atemlos.

»Wir alle sind, was wir sind«, murmelte Aziz. »Und wir unterliegen alle dem Wandel. Wer von hier nach dort will, muss eine Reise machen. Du kannst diese Reise antreten. Und wenn du mutig genug bist und ich mutig genug bin, können wir zum Schluss gemeinsam nach Konya fahren. Ich möchte dort sterben.«

Ella stockte der Atem. »Hör auf, so zu reden!«

Aziz betrachtete sie eine Weile, dann senkte er den Blick. Ein neuer Ausdruck schlich sich auf sein Gesicht, ein neuer Ton in seine Stimme, als würde er davongeweht wie ein trockenes, dem Wind ausgeliefertes Blatt.

»Oder du gehst nach Hause, Ella«, sagte er langsam. »Zurück zu deinen Kindern und zu deinem Haus. Du entscheidest, meine Herzliebste. Und wie immer deine Entscheidung ausfällt, ich werde sie respektieren und dich lieben, bis zum Schluss.«

SULEIMAN, DER SÄUFER

KONYA, MÄRZ 1248

Blut, Schweiß und Tränen. Wer uns nicht kennt, denkt immer, Säufer wären faul und hätten nichts Besseres zu tun. Sie wissen ja nicht, wie anstrengend es ist, jeden Tag mehr und noch mehr Wein zu trinken. Wir tragen das Gewicht der Welt auf unseren Schultern.

Müde und verdrießlich döste ich, den Kopf auf dem Tisch, und träumte etwas nicht gerade Angenehmes. Ich träumte von einem großen schwarzen, höllisch wütenden Stier, der mich durch unbekannte Straßen jagte. Ich rannte vor ihm davon, ohne zu wissen, wodurch ich ihn gereizt hatte, warf Verkaufsstände um und zertrümmerte die Ware, sodass ich den Zorn sämtlicher Händler im Basar auf mich zog. Immer noch in vollem Lauf bog ich in eine Einfahrt ein, die sich als Sackgasse erwies. Und dort stieß ich auf ein riesiges Ei, es war größer als ein Haus. Plötzlich brach die Schale auf, und heraus kam das hässlichste Vogelküken aller Zeiten. Es war ganz nass und piepste sehr laut. Bevor es mir gelang, von dort wegzukommen, erschien die Vogelmutter am Himmel und sah so böse auf mich herunter, als wäre ich für die Hässlichkeit ihres Kükens verantwortlich. Genau in dem Moment, als der Vogel, den scharfen Schnabel und die noch schärferen Krallen auf mich gerichtet, im Sturzflug niedersauste, wachte ich auf.

Ich öffnete die Augen und sah, dass ich an einem Tisch am Fenster eingeschlafen war. Ich hatte zwar einen Geschmack wie rostige Nägel im Mund und brauchte unbedingt etwas zu trinken, aber ich war zu müde, um mich auch nur zu bewegen. Deshalb ließ ich den Kopf schwer auf dem Tisch liegen, versank noch tiefer in meinem Stumpfsinn und lauschte den Geräuschen in der Schenke.

Ich vernahm einen hitzigen Streit, der sich unter den Männern am Nebentisch abspielte und mal lauter, mal leiser wurde wie das Gesumm eines Bienenschwarms. Kurz erwog ich, den Kopf zu wenden und nachzusehen, wer sie waren, aber dann blieb ich doch reglos sitzen. Und dann schnappte ich das

sie waren, aber dann blieb ich doch reglos sitzen. Und dann schnappte ich das verhängnisvolle Wort auf: Mord.

Zuerst tat ich das Gespräch als besoffenes Dahergerede ab. Man hört alles Mögliche in der Schenke und lernt mit der Zeit, nicht jedes Wort ernst zu nehmen. Aber der Tonfall dieser Männer klang zu bedrohlich und viel zu entschieden, als dass man darüber hätte hinweghören können, und so spitzte ich die Ohren und lauschte. Als mir dann endlich dämmerte, dass sie es wirklich ernst meinten, blieb mir der Mund offen stehen. Aber noch mehr erschrak ich, als mir klar wurde, wen sie umbringen wollten: Schams-e Tabrizi.

Sobald sie den Tisch verlassen hatten, stellte ich mich nicht länger schlafend und sprang auf.

»Hristos, komm her! Schnell!«, brüllte ich panisch.

»Was ist jetzt schon wieder los?« Hristos kam angelaufen. »Du bist ja völlig aufgelöst.«

Doch ich konnte es ihm nicht erzählen. Mit einem Mal erschienen mir alle verdächtig. Was, wenn noch mehr Leute in diese Verschwörung gegen Schams verwickelt waren? Mir blieb nichts anderes übrig, als den Mund geschlossen und die Augen weit offen zu halten.

»Ach nichts«, sagte ich. »Hungrig bin ich, das ist alles. Kann ich etwas Suppe haben? Aber mit viel Knoblauch, damit ich nüchtern werde!«

Hristos sah mich argwöhnisch an, aber weil er meine Launenhaftigkeit kannte, stellte er keine weiteren Fragen. Ein paar Minuten später brachte er mir eine Schale mit scharfer, brühend heißer Ziegendarmsuppe, die ich so hastig aß, dass ich mir die Zunge verbrannte. Als ich einigermaßen nüchtern war, stürzte ich hinaus auf die Straße, um Schams-e Tabrizi zu warnen.

Als Erstes suchte ich Rumis Haus auf, aber dort war er nicht. Dann ging ich in die Moschee, in die Madrasa, ins Teehaus, in die Bäckerei und in den Hamam … In der Straße der Handwerker sah ich in jedem Laden und in jedem Keller nach und ließ nicht einmal das Zelt der alten Zigeunerin mitten in den Ruinen aus, für den Fall, dass er dorthin gegangen war, um sich einen schmerzenden Zahn ziehen zu lassen oder einen bösen Zauber loszuwerden. Überall suchte ich ihn, und mit jeder Minute wuchs meine Sorge. Dann packte mich die Angst. Was, wenn es schon zu spät war? Was, wenn sie ihn schon getötet hatten?

Stunden später, als ich nicht mehr wusste, wo ich noch suchen sollte,

trottete ich niedergeschlagen und erschöpft in die Schenke zurück. Und stieß wie durch ein Wunder nur wenige Schritte vor der Tür mit ihm zusammen.

»Sei gegrüßt, Suleiman. Du wirkst bekümmert«, sagte Schams lächelnd.

»Oh mein Gott, du lebst!«, rief ich und warf mich in seine Arme.

Nachdem er sich aus meiner Umklammerung befreit hatte, betrachtete er mich mit belustigter Miene. »Natürlich lebe ich. Oder sehe ich wie ein Gespenst aus?«

Ich lächelte, jedoch nur für einen Moment. Ich hatte solche Kopfschmerzen, dass ich in jeder anderen Lage ein paar Flaschen geleert hätte, um so schnell wie möglich wieder volltrunken wegzudösen.

»Was ist denn, mein Freund? Geht es dir nicht gut?«, fragte Schams argwöhnisch.

Ich musste schwer schlucken. Was, wenn er mir nicht glaubte, was ich ihm erzählen wollte? Was, wenn er glaubte, ich hätte mir im Weinrausch alles nur eingebildet? Und vielleicht war es ja auch so. Nicht einmal ich selbst konnte da sicher sein.

»Sie wollen dich töten«, sagte ich. »Ich weiß nicht, wer sie sind, ich habe ihre Gesichter nicht gesehen. Ich habe nämlich geschlafen … Aber geträumt habe ich es nicht. Das heißt, ich hatte schon einen Traum, aber der handelte von etwas anderem. Und betrunken war ich auch nicht. Na gut, ein paar Gläser, aber ich war nicht …«

Schams legte mir die Hand auf die Schulter. »Beruhige dich, mein Freund. Ich verstehe schon.«

»Wirklich?«

»Ja. Geh jetzt zurück in die Schenke und sorge dich nicht um mich.«

»Nein, ich gehe nirgendwohin und du auch nicht! Diese Leute meinen es ernst. Du musst auf der Hut sein. Du kannst nicht in Rumis Haus zurück. Dort suchen sie dich als Erstes.«

Schams schwieg. Er schien meine Angst gar nicht zu bemerken.

»Hör zu, Derwisch, mein Haus ist klein und ein wenig stickig. Aber wenn dir das nichts ausmacht, kannst du bei mir bleiben, so lange du willst.«

»Danke für deine Besorgtheit«, murmelte Schams. »Doch geschieht nichts, was Gott nicht will. Denn eine der Regeln lautet: Die Welt ist auf dem Prinzip der Wechselseitigkeit errichtet. Nicht die kleinste Freundlichkeit und nicht ein Fitzelchen Böses bleibt unerwidert. Fürchte nicht die Hinterlist, die Tücke und

die Winkelzüge der anderen. Wenn jemand eine Falle stellt, dann stellt auch Gott eine Falle. Seine Pläne sind die größten. Nicht einmal ein Blatt regt sich, ohne dass Gott davon weiß. Glaube einfach und von ganzem Herzen daran. Was Gott tut, tut Er aufs Wunderbarste.«

Schams zwinkerte mir zu und hob zum Abschied die Hand. Ich sah ihm nach, wie er trotz meiner Warnung rasch durch die schlammigen Straßen auf Rumis Haus zustrebte.

DER MÖRDER

KONYA, MÄRZ 1248

Banausen! Idioten! Und dabei hatte ich ihnen verboten mitzukommen. Ich arbeite immer allein, erklärte ich ihnen, und ich hasse es, wenn sich die Kundschaft in meine Geschäfte einmischt. Aber sie bestanden darauf mit der Begründung, da der Derwisch übernatürliche Kräfte besitze, müssten sie sich mit eigenen Augen von seinem Tod überzeugen.

»Also gut«, sagte ich schließlich. »Aber haltet euch fern, bis alles vorbei ist!«

Damit waren sie einverstanden. Drei Männer waren es inzwischen: die beiden, die ich von dem früheren Treffen her kannte, und ein weiterer, genauso jung und angespannt wie die anderen. Sie hatten ihre Gesichter mit schwarzen Tüchern verhüllt. Als ob ich etwas darauf gegeben hätte, wer sie waren!

Nach Mitternacht langte ich vor Rumis Haus an. Ich sprang über die Steinmauer in den Hof und versteckte mich hinter einem Strauch. Meine Auftraggeber hatten mir versichert, dass Schams-e Tabrizi jede Nacht vor oder nach der rituellen Waschung im Hof meditierte. Ich brauchte also nur zu warten.

Die Nacht war windig und ungewöhnlich kühl für die Jahreszeit. Das Schwert lag schwer und kalt in meiner Hand. Die beiden Korallenperlen, die den Griff zierten, fühlten sich rau an unter meinen Fingern. Für alle Fälle hatte ich auch einen kleinen, in einer Scheide steckenden Dolch mitgenommen.

Der Mond war von einem blassblauen Schleier umgeben. In der Ferne heulten und kreischten die Tiere der Nacht, und der Wind, der die Äste der Bäume zum Schwanken brachte, sandte mir den süßen Geruch von Rosen. Seltsamerweise bereitete mir dieser Geruch Unbehagen. Schon bevor ich das Haus erreicht hatte, war ich nicht in bester Stimmung. Doch jetzt war es noch ärger geworden. Als ich so dastand, eingehüllt in diesen übertrieben süßen Geruch, überkam mich der Drang, den ganzen Plan fallen zu lassen und diesem schaurigen Ort sofort den Rücken zu kehren.

schaurigen Ort sofort den Rücken zu kehren.

Aber ich hielt mein Wort und blieb. Ich wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war. Die Lider wurden mir schwer, und ich musste immer wieder gähnen. Während der Wind auffrischte, suchten, warum auch immer, nacheinander, düster und quälend, alle Menschen, die ich getötet hatte, meine Erinnerung heim. Meine Beklemmung verwunderte mich. Eigentlich brachte es mich nicht aus der Ruhe, wenn ich an die Vergangenheit dachte. Grüblerisch und verschlossen meinetwegen und hin und wieder auch verdrießlich, aber nie war ich sonst so angespannt.

Ich pfiff ein paar Lieder, um meinen Kampfgeist zu stärken, und als das nicht half, heftete ich den Blick auf die Hintertür des Hauses und flüsterte: »Nun komm schon, Schams, lass mich nicht so lange warten. Komm raus in den Hof!«

Kein Laut. Keine Bewegung. Nichts.

Da begann es auf einmal zu regnen. Von meiner Warte aus konnte ich über die schiefe Hofmauer blicken. In kürzester Zeit schüttete es so, dass sich die Straßen in reißende Bäche verwandelten und ich völlig durchnässt war.

»Verdammt!«, sagte ich. »Verdammt, verdammt!«

Ich spielte schon mit dem Gedanken, es für diese Nacht bleiben zu lassen, als ich ein lautes Geräusch hörte, das den auf Dächer und Straßen prasselnden Regen übertönte. Jemand war in den Hof getreten.

Es war Schams-e Tabrizi. Mit einer Öllampe in der Hand ging er in meine Richtung und blieb nur ein paar Schritte vor dem Strauch stehen, hinter dem ich mich verbarg.

»Eine wundervolle Nacht, nicht wahr?«, sagte er.

Das stürzte mich in solche Verwirrung, dass ich die Luft anhielt. War noch jemand bei ihm oder redete er mit sich selbst? Wusste er, dass ich da war? Konnte es sein, dass er es spürte? Die Gedanken schossen nur so durch meinen Kopf.

Aber dann fiel mir etwas auf. Wie konnte die Lampe in seiner Hand trotz des stürmischen Winds und des starken Regens weiterbrennen? Kaum hatte ich mich das gefragt, lief es mir eiskalt den Rücken hinunter.

Mir kamen die Gerüchte über Schams in den Sinn. Er beherrsche die schwarze Magie so gut, hieß es, dass er jeden Menschen in einen schreienden Esel oder eine blinde Fledermaus verwandeln konnte, indem er ganz einfach

einen Faden aus der Kleidung dieses Menschen verknotete und dabei seine bösen Gesänge anstimmte. Ich hatte diesen Unsinn zwar nie geglaubt und wollte auch jetzt nicht damit anfangen, aber als ich die Flamme seiner Lampe im Sturzregen flackern sah, zitterte ich so, dass ich nicht mehr still stehen konnte.

»Ich hatte vor Jahren einen Meister in Täbris.« Schams stellte die Lampe auf den Boden, wo ich sie nicht mehr im Blick hatte. »Er lehrte mich, dass alles seine Zeit hat. Das ist eine der letzten Regeln.«

Von welchen Regeln sprach er? Was redete er Geheimnisvolles daher? Ich musste ganz schnell entscheiden, ob ich sofort hinter dem Strauch hervorkommen oder warten sollte, bis er mir den Rücken zukehrte – was er allerdings nicht tat. Wenn er wusste, dass ich da war, brauchte ich mich nicht mehr zu verstecken. Wusste er es nicht, musste ich den Moment meines Erscheinens gut abwägen.

Doch dann wurde meine Verwirrung noch größer: Ich bemerkte die Umrisse der drei Männer, die draußen vor der Gartenmauer unruhig unter einem Vordach warteten und sich offenbar darüber wunderten, dass ich noch immer keine Anstalten gemacht hatte, den Derwisch zu töten.

»Es ist die Regel Nummer siebenunddreißig«, fuhr Schams fort. »Gott ist ein sorgfältiger Uhrmacher. Seine Ordnung ist so vollkommen, dass alles auf der Welt genau zu Seiner Zeit geschieht, keine Minute zu spät und keine Minute zu früh. Und Seine Uhr geht für ausnahmslos jeden Menschen ganz genau. Für jeden gibt es eine Zeit zu lieben und eine Zeit zu sterben.«

Da verstand ich, dass er zu mir sprach. Er wusste, dass ich da war. Er hatte es schon gewusst, bevor er in den Hof gekommen war. Mein Herz begann zu rasen. Mir war, als würde die Luft um mich herum aufgesogen. Es war sinnlos, sich noch länger zu verstecken. Im Nu war ich auf den Beinen und trat hinter dem Strauch hervor. So plötzlich der Regen eingesetzt hatte, so plötzlich hörte er jetzt auf, und alles lag in tiefer Stille. Wir standen einander gegenüber, der Mörder und das Opfer, und obwohl das Ganze so merkwürdig war, wirkte alles ganz normal, ja fast friedlich.

Ich zog mein Schwert und schwang es mit aller Kraft. Der Derwisch wich dem Hieb mit einer Geschmeidigkeit aus, die ich bei einem Mann seiner Größe nicht erwartet hatte. Als ich noch einmal zuschlagen wollte, kam in der Dunkelheit Unruhe auf, und wie aus dem Nichts erschienen sechs Männer und

griffen den Derwisch mit Knüppeln und Lanzen an. Offenbar hatten die drei jungen Burschen irgendwelche Freunde mitgebracht. Der Kampf, der nun folgte, war so heftig, dass alle zu Boden stürzten, sich abrollten, sich wieder aufrappelten, abermals fielen und eine Lanze nach der anderen zersplitterte.

Zornig und bestürzt sah ich zu. Nur Zeuge eines Mordes zu sein, den ich für Geld selbst hätte ausführen sollen, war mir noch nie untergekommen. Ich war so wütend auf diese drei unverschämten jungen Kerle, dass ich fast den Derwisch hätte laufen lassen, um stattdessen gegen sie zu kämpfen.

Aber schon nach kurzer Zeit begann einer von ihnen aufgeregt zu schreien: »Hilfe! Hilf uns, Schakalkopf! Er bringt uns noch um!«

Blitzschnell warf ich mein Schwert weg, zog den Dolch aus dem Gürtel und stürzte mich ins Getümmel. Zu siebt schlugen wir den Derwisch nieder, und ich stach ihm mit geübter Hand ins Herz. Aus seinem Mund drang ein heiserer Schrei, der in dem Moment abbrach, als er die größte Lautstärke erreicht hatte. Dann lag Schams reglos da und hatte aufgehört zu atmen.

Wir hoben den Toten, der sonderbar leicht war, vom Boden auf und warfen ihn in den Brunnen. Dann traten wir, nach Luft japsend, einen Schritt zurück und warteten darauf, dass er auf dem Wasser aufschlug.

Aber wir hörten keinen Laut.

»Was ist los?«, sagte einer der Männer. »Ist er nicht reingefallen?«

»Natürlich ist er reingefallen«, erwiderte ein anderer. »Kann ja gar nicht anders sein.«

Sie gerieten in Panik. Ich auch.

»Vielleicht ist er an einem Haken in der Brunnenwand hängen geblieben«, gab ein Dritter zu bedenken.

Das klang vernünftig, und wir nahmen es bereitwillig hin, von der Last befreit, eine Erklärung finden zu müssen, denn wir wussten alle nur zu gut, dass es an Brunnenwänden keine Haken gibt.

Ich weiß nicht, wie lange wir dort standen und es vermieden, einander in die Augen zu sehen. Eine kühle Brise strich durch den Hof und wehte dünne braune Weidenblätter um unsere Füße. Hoch oben am Himmel begann sich das Dunkelblau des Morgens violett zu verfärben. Vielleicht hätten wir bis weit in den Tag hinein so dagestanden, wenn nicht unversehens die Türe aufgegangen und ein Mann herausgekommen wäre. Ich erkannte ihn sofort; es war

Mauiana.

»Wo bist du?«, rief er besorgt. »Bist du hier, Schams?«

Beim Klang seines Namens ergriffen wir alle sieben die Flucht. Die sechs Männer sprangen über die Gartenmauer und verschwanden in der Nacht. Ich blieb zurück, um meinen Dolch zu suchen, den ich schlammverkrustet unter einem Strauch fand. Ich wusste, dass ich nicht einen Wimpernschlag länger bleiben durfte, aber ich konnte der Versuchung, einen Blick zurückzuwerfen, nicht widerstehen.

Und als ich es tat, sah ich, wie Rumi in den Hof taumelte und sich auf einmal, wie von einer Ahnung geleitet, nach links, zum Brunnen, wandte. Er beugte sich vor, spähte hinunter und blieb eine Weile so stehen, damit seine Augen sich an das Halbdunkel des Brunnenschachts gewöhnen konnten. Dann richtete er sich wieder auf, fiel auf die Knie, schlug sich an die Brust und stieß einen grauenerregenden Schrei aus.

»Sie haben ihn umgebracht! Sie haben meinen Schams getötet!«

Da ließ ich den Dolch, an dem das Blut des Derwischs klebte, fallen, sprang über die Mauer und rannte wie noch nie in meinem Leben.

ELLA

NORTHAMPTON, 12. AUGUST 2008

Brütend heiß und sonnig war es, wie es sich für einen ganz normalen Augusttag gehörte. Ein Tag wie jeder andere. Ella wachte früh auf, machte Frühstück für ihren Mann und die Kinder, sah zu, wie sie das Haus verließen, um zur Arbeit, in den Schachclub, in den Tennisverein zu fahren, ging zurück in ihre Küche, schlug ihr Kochbuch auf und stellte das Menü für diesen Tag zusammen:

Spinatsuppe mit sahnigem Pilzpüree
Miesmuscheln mit Senfmayonnaise
Gebratene Jakobsmuscheln mit Estragonbutter-Sauce
Gemischter Salat mit Cranberries
Zucchini-Reis-Gratin
Rhabarber-Vanillecreme-Tarte mit Teiggitter

Sie brauchte den ganzen Nachmittag für die Zubereitung. Als sie fertig war, holte sie das beste Porzellan heraus. Sie deckte den Tisch, faltete die Servietten und arrangierte Blumen in einer Vase. Sie stellte die Uhr am Backofen auf vierzig Minuten ein, damit das Gratin um sieben Uhr warm sein würde. Sie bereitete die Croutons zu und gab das Dressing an den Salat, das genauso sämig und fett war, wie Avi es gernhatte. Sie spielte mit dem Gedanken, die Kerzen anzuzünden, verwarf die Idee aber wieder. Es war besser, den Tisch so zu lassen, wie er war. Wie ein makelloses Bild. Still und unberührt.

Dann nahm sie den Koffer, den sie zuvor gepackt hatte, und verließ das Haus. Auf dem Weg nach draußen murmelte sie eine von Schams' Regeln vor sich hin. »Es ist nie zu spät dafür, sich selbst zu fragen: ›Bin ich dazu bereit, das Leben, das ich führe, zu ändern? Bin ich bereit, mich innerlich zu ändern?‹

Wenn auch nur ein einziger Tag in deinem Leben genau so verläuft wie der Tag davor, dann ist das sehr bedauerlich. In jedem Augenblick und mit jedem

Tag davor, dann ist das sehr bedauerlich. In jedem Augenblick und mit jedem nächsten Atemzug sollte man sich immer und immer wieder erneuern. Es gibt nur einen Weg, um in ein neues Leben hineingeboren zu werden: indem man vor dem Tod stirbt.«

ALADDIN

KONYA, APRIL 1248

Bestürmt von inneren Zweifeln änderte ich von einem Moment zum nächsten meine Meinung darüber, wie ich mich den anderen gegenüber verhalten sollte. Drei Wochen nach Schams' Tod fand ich endlich den Mut, mit meinem Vater zu reden. Er saß allein im Schein des Feuers in der Bibliothek, reglos wie eine Alabasterstatue. Über sein Gesicht zuckten Schatten.

»Darf ich mit dir sprechen, Vater?«, fragte ich.

Er hob den Blick so langsam und benommen, als müsste er aus einem Meer der Entrücktheit an die Küste zurückschwimmen, und schwieg.

»Vater, ich weiß, dass du denkst, ich hätte etwas mit Schams' Tod zu tun, aber ich versichere dir …«

Da hob mein Vater den Finger und unterbrach mich. »Zwischen dir und mir, mein Sohn, sind alle Worte versiegt. Ich will nichts von dir hören und habe dir auch nichts mitzuteilen.«

»Bitte sag das nicht! Lass es mich erklären«, flehte ich ihn mit zitternder Stimme an. »Ich schwöre bei Gott, ich war es nicht. Ich kenne die Leute, die es getan haben, doch ich war es nicht.«

Mein Vater schnitt mir noch einmal das Wort ab. »Mein Sohn«, sagte er mit kummervollem Unterton, der sich rasch in die eisige Ruhe dessen verwandelte, der sich der schrecklichen Wahrheit fügt. »Du sagst, du seist es nicht gewesen, aber an deinem Saum klebt Blut.«

Ich zuckte zusammen und sah an meinem Gewand hinab. War es tatsächlich so? War das Blut jener Nacht noch an mir? Ich betrachtete den Saum, die Ärmel, meine Hände und Fingernägel. Alles war sauber. Als ich den Kopf wieder hob, stand ich Auge in Auge mit meinem Vater, und erst da verstand ich, dass er mir eine Falle gestellt hatte.

Ich hatte unachtsamerweise nach Blut an meinem Saum gesucht und mich damit verraten.

Es ist wahr. Ich bin an jenem Abend zu ihnen in die Schenke gegangen. Von mir wusste der Mörder, dass Schams jede Nacht im Hof zu meditieren pflegte. Und als Schams in der Nacht im Regen zu seinem Mörder sprach, gehörte ich zu den sechs Männern, die vor der Gartenmauer lauschten. Und als wir zum Angriff schritten, weil es kein Zurück gab und der Mörder die Sache viel zu langsam anging, wies ich ihnen den Weg in unseren Hof. Aber mehr tat ich nicht. An dem Kampf war ich nicht beteiligt. Der Angriff ging von Baybars aus, und Irschad und die anderen halfen ihm. Und als sie in Panik gerieten, erledigte Schakalkopf den Rest.

Hinterher ging ich den Augenblick im Geiste so viele Male durch, dass ich nicht mehr zu sagen vermag, was sich wirklich abgespielt hat und was meiner Fantasie entsprang. Ein paarmal beschwor ich in mir die Erinnerung daran herauf, wie Schams sich aus unseren Händen befreite und in die pechschwarze Nacht entkam, und dieses Bild war so eindringlich, dass ich es fast für wahr hielt.

Er ist fort, und doch hat er überall seine Spuren hinterlassen. Tanz, Dichtung, Musik und alles, was, wie ich glaubte, mit ihm verschwinden würde, sind fest mit unserem Leben verwoben. Mein Vater ist ein Dichter geworden. Schams hatte recht. Sobald einer der beiden Töpfe zerbrach, ging auch der andere in Scherben.

Mein Vater war immer ein liebevoller Mensch gewesen, der alle annahm ungeachtet ihrer Religion. Nicht nur den Moslems begegnete er freundlich, sondern auch den Christen, Juden und sogar den Heiden. Als Schams in sein Leben trat, wurde sein Liebeskreis so riesig, dass er selbst die Elendsten der Gesellschaft umfasste – Huren, Trinker und Bettler, den menschlichen Abschaum.

Ich glaube, er könnte sogar Schams' Mörder lieben.

Nur einen Menschen vermochte er bis heute nicht zu lieben: seinen Sohn.

SULTAN WALAD

KONYA, SEPTEMBER 1248

Bettler, Säufer, Huren, Waisen, Diebe … Er verteilt all sein Gold und Silber an Verbrecher. Seit jener fürchterlichen Nacht ist mein Vater nicht mehr derselbe. Alle sagen, er habe den Verstand verloren vor Kummer. Wenn man ihn fragt, was er da mache, erzählt er die Geschichte des Araberkönigs Imra al-Qais, der äußerst beliebt, berühmt für seinen Reichtum und sehr schön war, sein vollkommenes Leben jedoch von einem Tag auf den anderen hinter sich ließ. Er kleidete sich in Derwischgewänder, gab seinen ganzen Reichtum preis und wanderte umher.

»Das macht die Trauer mit dem, der einen geliebten Menschen verloren hat«, sagt mein Vater. »Sie zerkrümelt das Königs-Ich zu Staub und bringt das Derwisch-Ich hervor. Nun, da Schams für immer fort ist, bin auch ich nicht mehr da. Ich bin kein Gelehrter oder Prediger mehr, sondern die Verkörperung des Nichts. Es ist meine Fana, hierin liegt meine Baqa.«

Vor Kurzem klopfte ein rothaariger Händler an unsere Tür, der wie der übelste Lügner aussah und behauptete, er kenne Schams-e Tabrizi noch aus dessen lange zurückliegender Zeit in Bagdad. Und dann sagte er im Flüsterton, er schwöre, dass Schams am Leben und wohlauf sei und sich in einem indischen Aschram verstecke, wo er meditiere und auf den richtigen Zeitpunkt warte, um wiederaufzutauchen.

Nicht einen Moment lang war im Gesicht dieses Mannes auch nur eine Spur von Wahrhaftigkeit zu erkennen, aber mein Vater verfiel in einen Freudentaumel und fragte ihn, was er für seine wunderbare Nachricht haben wolle. Da sagte der Händler ohne einen Funken Scham, als kleiner Junge habe er immer ein Derwisch werden wollen, aber da sein Leben eine andere Richtung eingeschlagen habe, würde er gern wenigstens den Kaftan eines so berühmten Gelehrten wie Rumi besitzen. Da holte mein Vater seinen Samtkaftan und schenkte ihn her.

»Vater, wie konntest du diesem Mann deinen wertvollen Kaftan geben, wohl

»Vater, wie konntest du diesem Mann deinen wertvollen Kaftan geben, wohl wissend, dass er log?«, fragte ich ihn, als der Händler gegangen war.

Und mein Vater sagte: »Findest du, dass ein Kaftan ein zu hoher Preis für diese Lüge war? Bedenke, lieber Sohn, wenn er die Wahrheit gesagt hätte, wenn Schams wirklich am Leben wäre, dann hätte ich ihm mein Leben gegeben!«

RUMI

KONYA, 31. OKTOBER 1260

Bei den meisten Menschen verwandelt sich der Schmerz mit der Zeit in Trauer, aus der Trauer entsteht Ruhe, und die Ruhe geht über in Einsamkeit, in eine Einsamkeit so unermesslich und bodenlos wie die dunklen Ozeane. Heute jährt sich zum sechzehnten Mal der Tag, an dem Schams und ich einander vor dem Gasthof der Zuckerverkäufer trafen. Jedes Jahr ziehe ich mich am letzten Oktobertag in ein Alleinsein zurück, das mit jedem Tag schwerer wiegt. Ich begebe mich in eine vierzigtägige Tschilla und denke über die vierzig Regeln nach. Ich besinne mich auf jede einzelne und betrachte sie in Gedanken noch einmal, doch in den Weiten meines Geistes schimmert einzig Schams-e Tabrizi.

Man glaubt, nicht länger leben zu können. Man glaubt, das Seelenlicht wäre ausgelöscht und für immer würde Finsternis herrschen. Doch wenn man von einer so undurchdringlichen Dunkelheit umgeben ist, wenn man beide Augen vor der Welt verschlossen hat, dann öffnet sich im Herzen ein drittes Auge. Erst dann wird einem bewusst, dass das Sehvermögen im Widerspruch zur inneren Erkenntnis steht. Kein Auge sieht so klar und scharf wie das Auge der Liebe. Der Trauer folgt eine andere Zeit, ein anderes Tal, ein anderes Ich. Dann sieht man den unauffindbaren Geliebten auf einmal überall.

Du siehst ihn in dem Wassertropfen, der ins Meer fällt, in der Flut, die auf den zunehmenden Mond folgt, und im Morgenwind, der seinen frischen Duft verbreitet. Du siehst ihn in den Zeichen im Sand, die die Wahrsager deuten, in den winzigen Steinchen, die in der Sonne glitzern, im Lächeln des neugeborenen Kindes und im Pulsieren deiner Adern. Wie könntest du je sagen, Schams sei fort, wenn er doch überall ist und in allem?

Tief in dem zähen Wirbel aus Kummer und Sehnsucht weile ich jeden Tag und jede Minute bei Schams. Meine Brust ist eine Höhle, in der Schams ruht. So wie der Berg ein Echo in sich birgt, trage ich Schams' Stimme in mir. Von dem Gelehrten und Prediger, der ich einst war, ist nichts geblieben. Die Liebe

dem Gelehrten und Prediger, der ich einst war, ist nichts geblieben. Die Liebe hat mir alle Gewohnheiten und Gepflogenheiten genommen und mich dafür mit Dichtung erfüllt. Und obgleich ich weiß, dass Worte diese meine innere Reise nicht zu beschreiben vermögen, glaube ich an Worte, bin ich ein Wortgläubiger.

Zwei Menschen haben mir durch meine schlimmsten Tage geholfen: mein ältester Sohn und ein Heiliger namens Saladin, der Goldschläger. Während ich ihm bei der Arbeit in seinem kleinen Laden zuhörte, wo er Gold zu makellosen Blättchen schlug, hatte ich eine wundervolle Eingebung, wie ich den Tanz der kreisenden Derwische zur Vollendung führen könnte. Der Rhythmus, der aus Saladins Werkstatt drang, entsprach dem Puls des Universums, dem Göttlichen Rhythmus, von dem Schams gesprochen hatte und der ihm so wichtig war.

Nicht lange danach heiratete mein älterer Sohn Saladins Tochter Fatima, die mich ihrer Klugheit und Wissbegier wegen an Kimya erinnerte. Ich lehrte sie den Koran. Ich gewann sie so lieb, dass ich sie schließlich als mein rechtes Auge bezeichnete und ihre Schwester Hediyya als das linke. Denn das hat meine liebe Kimya mir vor langer Zeit bewiesen: dass Mädchen ebenso gute Schüler sind wie Knaben – wenn nicht sogar bessere. Ich halte jetzt Sema-Versammlungen für Frauen ab und lege es den Sufi-Schwestern ans Herz, diesen Brauch fortzuführen.

Vor vier Jahren begann ich das *Masnawi* vorzutragen. Die erste Zeile kam mir eines Tages ganz nebenbei in der Morgendämmerung, als ich zusah, wie das Sonnenlicht die Dunkelheit durchschnitt. Seitdem ergießen sich die Gedichte ganz ohne mein Zutun aus meinem Mund. Ich schreibe sie nicht nieder. Saladin war es, der diese frühen Verse sorgsam aufzeichnete. Und mein Sohn fertigte von jedem einzelnen eine Abschrift an. Dank dieser beiden haben die Gedichte überlebt, denn wenn man mich heute bäte, irgendeines zu wiederholen, so könnte ich es wohl nicht. In der freien wie in der gebundenen Rede erscheinen mir die Worte scharenweise und verschwinden dann wieder so unvermittelt wie die Zugvögel. Ich bin nicht mehr als die Wasserstelle, an der sie auf ihrem Weg in wärmere Länder eine Weile bleiben und rasten.

Bevor ich mit einem Gedicht beginne, weiß ich nie, was ich sagen werde. Es kann lang werden oder kurz. Ich plane es nicht. Und wenn das Gedicht fertig ist, bin ich wieder still. Ich lebe im Schweigen. Und »Schweigen«, Khamush, ist einer der beiden Namen, die ich anstelle meines eigenen ans Ende meiner

Ghaselen setze. Der andere ist Schams-e Tabrizi.

Die Welt dreht und verändert sich mit einer Schnelligkeit, die wir Menschen weder bestimmen noch verstehen können. 1258 fiel Bagdad in die Hände der Mongolen. Die Stadt, die sich immer mit ihrer Wehrhaftigkeit und ihrem Glanz gebrüstet hatte und der Mittelpunkt der Welt zu sein beanspruchte, wurde besiegt. Im selben Jahr starb Saladin. Meine Derwische und ich hielten ein großes Fest ab; fröhlich tanzend und singend zogen wir mit Flöten und Trommeln durch die Straßen, denn so ziemt es sich für die Bestattung eines Heiligen.

1260 waren es die Mongolen, die eine Niederlage erlitten. Die Mamluken aus Ägypten schlugen sie. Aus den Siegern von gestern wurden die Besiegten von heute. Jeder Sieger neigt zu der Annahme, er werde ewig siegreich sein. Jeder Besiegte neigt dazu, die ewige Niederlage zu fürchten. Doch beide irren aus demselben Grund: Alles verändert sich, nur das Gesicht Gottes nicht.

Nach Saladins Tod ging mir Husam, der Schüler, der auf dem spirituellen Pfad so schnell fortgeschritten und so gereift ist, dass er inzwischen von allen Husam Celebi genannt wird, bei der Niederschrift der Gedichte zur Hand. Er ist der Schreiber, dem ich das gesamte *Masnawi* diktiert habe. Wenn man Husam fragt, wer er sei und was er mache, gibt er, bescheiden und großzügig, wie er ist, auf der Stelle die Antwort: »Ich bin ein demütiger Anhänger von Schams-e Tabrizi. Ja, das bin ich.«

Nach und nach wird man vierzig, fünfzig und sechzig und fühlt sich mit jedem Jahrzehnt vollkommener werden. Man muss weitergehen, auch wenn es keinen Ort der Ankunft gibt. Unablässig und erbarmunglos dreht sich das Universum und mit ihm die Erde und der Mond, aber diese Bewegung geht von nichts anderem aus als von einem Geheimnis, das wir Menschen in uns bergen. Mit diesem Wissen werden wir Derwische unseren Weg durch die Liebe und den Herzenskummer tanzen, auch wenn niemand versteht, was wir tun. Wir werden inmitten eines Handgemenges genauso tanzen wie in einem großen Krieg. Wir werden tanzen in unserem Schmerz und unserer Trauer, in Freude und Hochgefühl, allein und gemeinsam, so langsam und so schnell wie die Strömung des Wassers. Wir werden in unserem Blut tanzen. Allem, was im Universum war und ist, ist vollkommene Harmonie und ein feines Gleichgewicht eigen. Die Punkte verändern sich ohne Unterlass und ersetzen einander, aber der Kreis bleibt undurchbrochen. Regel Nummer

neununddreißig: Während sich die Teile verändern, bleibt das Ganze sich immer gleich. Für jeden Dieb, der die Welt verlässt, wird ein neuer geboren. Und jeder anständige Mensch, der stirbt, wird durch einen neuen ersetzt. Auf diese Weise bleibt nichts gleich, aber es ändert sich auch nichts wirklich.

Für jeden Sufi, der stirbt, wird irgendwo ein anderer geboren.

Unsere Religion ist die Religion der Liebe, und wir sind alle in einer Kette der Herzen miteinander verbunden. Zerbricht eines der Glieder, so wird an anderer Stelle ein neues hinzugefügt. Für jeden verstorbenen Schams-e Tabrizi wird in einer anderen Zeit unter einem anderen Namen ein neuer erstehen.

Die Namen ändern sich, sie kommen und gehen, doch das Wesen bleibt immer gleich.

ELLA

KONYA, 7. SEPTEMBER 2009

Beschwerlich war die Nacht gewesen, die sie auf einem Plastikstuhl neben seinem Bett schlafend verbracht hatte. Jetzt öffnete sie plötzlich die Augen und lauschte auf ein ungewohntes Geräusch. Irgendjemand sprach unbekannte Wörter in die Dunkelheit hinein. Dann wurde ihr klar, dass es von draußen kam, es war der Gebetsruf. Gleich würde ein neuer Tag beginnen. Aber ihr Gefühl sagte ihr, dass es auch das Ende von etwas bedeutete.

Jeder, der den Ruf zum Morgengebet zum ersten Mal gehört hat, wird, wenn man ihn fragt, dasselbe sagen: dass dieser Ruf wunderschön, bedeutungsvoll und rätselhaft ist. Dass er aber zugleich etwas Unheimliches, fast Furchterregendes an sich hat. Genau wie die Liebe.

Dieser Ruf riss Ella in der Stille der Nacht aus dem Schlaf. Sie blinzelte ein paarmal, bis sie begriff, dass die Männerstimme, die durch den Raum klang, durch das geöffnete Fenster hereindrang. Eine volle Minute dauerte es, bis sie wieder wusste, dass sie nicht mehr in Massachusetts war. Das hier war nicht das große Haus, in dem sie mit ihrem Mann und ihren drei Kindern gewohnt hatte. Das alles gehörte in eine andere Zeit – in eine Zeit, die so fern und verschwommen war, dass sie sich nicht wie ihre eigene Vergangenheit, sondern wie ein Märchen anfühlte.

Nein, sie war nicht in Massachusetts, sondern in einer völlig anderen Gegend der Welt, in einem Krankenhaus in der türkischen Stadt Konya. Und der Mann, dessen tiefe, regelmäßige Atemzüge den Ruf zum Morgengebet begleiteten, war nicht ihr Ehemann, mit dem sie zwanzig Jahre lang verheiratet gewesen war, sondern ihr Geliebter, dessentwegen sie David an einem sonnigen Tag im letzten Sommer verlassen hatte.

»Willst du allen Ernstes für eine Beziehung ohne jede Zukunft deinen Mann verlassen?«, hatten ihre Freundinnen und Nachbarinnen sie immer wieder gefragt. »Und was ist mit den Kindern? Glaubst du, sie würden dir das jemals verzeihen?«

verzeihen?«

Damals hatte Ella gelernt, dass in den Augen der Gesellschaft nur eines noch schlimmer war, als den eigenen Mann für einen anderen zu verlassen: wenn eine Frau ihre Zukunft für die Gegenwart aufgab.

Sie knipste die Tischlampe an und ließ im weichen, bernsteingelben Licht den Blick durch den Raum schweifen, als müsste sie nachsehen, ob sich auch wirklich nichts verändert hatte, seit sie wenige Stunden zuvor eingeschlafen war. Sie saß in dem kleinsten Krankenhauszimmer, das sie je zu Gesicht bekommen hatte – allerdings waren das auch nicht viele. Das Bett nahm den größten Teil des Raumes ein. Alles andere war um dieses Bett gruppiert – ein Holzschrank, ein niedriger, quadratischer Tisch, ein zusätzlicher Stuhl, eine leere Vase, ein schwenkbares Tablett am Bett mit verschiedenfarbigen Pillen sowie dem Buch, das Aziz seit Beginn dieser Reise las: *Rumi und ich*.

Vier Tage zuvor waren sie in Konya eingetroffen und hatten die ersten Tage wie ganz normale Touristen mit der Besichtigung von Baudenkmälern, Museen und Grabungsstätten verbracht. Sie hatten sich den Bauch mit den Spezialitäten der Region vollgeschlagen und alles Mögliche, egal wie gewöhnlich oder albern es war, fotografiert. Alles war in Ordnung gewesen, bis Aziz während des Mittagessens in einem Restaurant zusammenbrach und sofort ins nächste Krankenhaus gebracht werden musste. Seitdem hatte sie hier an seinem Bett ausgeharrt, ohne zu wissen, was sie erwartete. Sie hatte sich an eine Hoffnung geklammert, der sie selbst nicht traute, und zugleich bei sich mit Gott gehadert, weil er ihr die so spät im Leben geschenkte Liebe so früh wieder nahm.

»Schläfst du, mein Liebster?«, fragte sie. Sie wollte ihn nicht stören, aber jetzt musste er einfach wach werden.

Er gab nicht mehr von sich als ein kurzes Innehalten seines Atems, einen Ton, der im Rhythmus fehlte.

»Bist du wach?«, fragte sie flüsternd und indem sie die Stimme hob.

»Jetzt schon«, sagte Aziz langsam. »Was ist? Konntest du nicht schlafen?«

»Das Morgengebet …« Ella stockte, als erklärte es alles: seinen Zustand, der sich immer mehr verschlechterte, ihre wachsende Angst, ihn zu verlieren, und die völlige Verrücktheit der Liebe – alles eingeschlossen in diese beiden Wörter.

Aziz setzte sich auf. Seine grünen Augen blickten starr. Im schwachen

Lampenlicht und inmitten der gebleichten weißen Bettwäsche wirkte sein schönes Gesicht merkwürdig fahl, aber es lag auch etwas Kraftvolles, ja Unsterbliches darin.

»Das Morgengebet ist etwas Besonderes«, murmelte er. »Wusstest du, dass von den fünf Gebeten, die ein Muslim täglich verrichten soll, das am Morgen als das heiligste, aber auch als das anstrengendste gilt?«

»Und warum?«

»Wahrscheinlich, weil es uns aus unseren Träumen reißt, und das mögen wir nicht. Wir würden gern weiterschlafen. Deshalb gibt es im Morgengebet einen Satz, der in den anderen fehlt: ›Das Gebet ist besser als der Schlaf.‹«

Aber für uns zwei ist der Schlaf vielleicht besser als das Gebet, dachte Ella. Wenn wir doch nur zusammen einschlafen könnten. Sie sehnte sich nach einem unbeschwerten, ungestörten Schlummer, so märchenhaft wie der Schlaf von Dornröschen – hundert Jahre in völliger Gefühllosigkeit, um den Schmerz zu lindern.

Kurz darauf endete der Gebetsruf, und sein Nachhall verebbte in zurückweichenden Wellen. Als der letzte Ton verklungen war, fühlte sich die Welt auf sonderbare Weise sicher, aber auch unerträglich still an. Ein Jahr waren sie nun schon zusammen. Ein Jahr voller Liebe und Achtsamkeit. Die meiste Zeit über hatte Aziz sich gut genug gefühlt, um mit Ella weiterzureisen, doch in den letzten zwei Wochen war seine Gesundheit zusehends geschwunden.

Ella betrachtete ihn, während er wieder einschlief. Seine Züge wirkten heiter und waren so unglaublich klar. Dann kehrte die Angst zu ihr zurück. Tief aufseufzend verließ sie das Zimmer. Sie schlenderte durch Gänge, die alle in Grüntönen gestrichen waren, und betrat Stationen, in denen sie alte und junge Patienten, Männer und Frauen sah, einige bereits auf dem Weg der Besserung, andere, deren Kräfte nachließen. Auch wenn sie sich von den fragenden Blicken der Leute nicht einschüchtern lassen wollte, hoben ihr blondes Haar und ihre blauen Augen ihre Fremdartigkeit hervor. Noch nie hatte sie sich irgendwo so fehl am Platz gefühlt. Allerdings war sie auch nie viel gereist.

Wenig später saß sie am Brunnen des kleinen, idyllischen Krankenhausgartens. In der Mitte des Brunnens ragte die Statue eines kleinen Engels empor, und an seinem Grund funkelten einige Silbermünzen, jede mit dem heimlichen Wunsch eines Menschen versehen. Sie kramte in ihrer Tasche

nach einer Münze, fand aber nur vollgekritzelte Zettel und einen halben Müsliriegel. Als ihr Blick auf die Erde fiel, sah sie vor sich mehrere glatte, schwarz glänzende Steine. Sie hob einen auf, schloss die Augen, warf ihn in den Brunnen und murmelte dabei einen Wunsch, obwohl sie im selben Moment wusste, dass er nicht in Erfüllung gehen würde. Der Stein traf den Rand des Brunnens, prallte ab und landete mitten auf dem Schoß des steinernen Engels.

Aziz, dachte sie, würde es als ein Zeichen betrachten.

Als sie eine halbe Stunde später ins Zimmer zurückkehrte, standen ein Arzt und eine junge Krankenschwester mit Kopftuch da, und das Laken war über Aziz' Kopf gezogen.

Er war gestorben.

Aziz wurde in Konya begraben, wie um auch damit auf den Spuren seines geliebten Rumi zu wandeln.

Ella traf alle Vorbereitungen. Sie plante alles bis ins Detail, vertraute aber auch darauf, dass Gott ihr helfen würde, wenn sie es nicht allein schaffte. Als Erstes suchte sie die Grabstelle aus – unter einer riesigen Magnolie auf einem alten moslemischen Friedhof. Dann engagierte sie Sufi-Musiker, die die Ney spielen sollten, und lud Aziz' Freunde auf der ganzen Welt per E-Mail zum Begräbnis ein. Zu ihrer Freude konnten etliche von ihnen kommen. Sie reisten von so fernen Orten wie Kapstadt, St. Petersburg, Murshidabad und São Paulo an. Ein Kollege von Aziz war darunter, ein Fotograf, aber es erschienen auch Wissenschaftler, Journalisten, Schriftsteller, Tänzer, Bildhauer, Geschäftsleute, Bauern, Hausfrauen und Aziz' Pflegekinder.

Es war eine aufwühlende und doch fröhliche Zeremonie im Beisein von Menschen aller Glaubensrichtungen. Sie feierten seinen Tod, so wie er es gewollt hätte. Die Kinder spielten selig vor sich hin, ohne dass die Erwachsenen dauernd ein Auge auf sie hatten. Ein mexikanischer Dichter verteilte *pan de los muertos*, und ein alter schottischer Freund von Aziz bewarf alle mit Rosenblütenblättern, die wie Konfetti auf sie niederregneten und buntes Zeugnis davon ablegten, dass man den Tod nicht fürchten musste. Ein Einheimischer, ein buckliger Moslem, der sich das Ganze breit grinsend und mit Luchsaugen ansah, meinte, es sei die verrückteste Bestattung gewesen, die

Konya je erlebt habe, abgesehen vom Begräbnis des Maulana vor vielen Jahrhunderten.

Zwei Tage später streifte Ella, endlich allein, nachdem die Trauergäste abgereist waren, durch die Stadt und ließ ihren Blick ziellos über die Familien wandern, die ihr entgegenkamen, die Händler in ihren Läden, die Straßenverkäufer, die darauf brannten, etwas zu verhökern, irgendetwas. Die Leute starrten die Amerikanerin an, die da mit verweinten Augen mitten unter ihnen umherging. Sie war eine Fremde hier, sie war fremd überall.

Im Hotel legte sie, bevor sie auscheckte und zum Flughafen fuhr, ihre Jacke ab und zog einen flauschigen pfirsichfarbenen Angorapulli an. Eine viel zu zarte, zurückhaltende Farbe für eine Frau, die keines von beidem sein will, dachte sie. Dann rief sie Jeannette an. Ihre Tochter hatte sie als Einzige ihrer drei Kinder in der Entscheidung, ihrem Herzen zu folgen, unterstützt; Orly und Avi redeten immer noch nicht mit ihrer Mutter.

»Mom! Wie geht's dir?« Jeannettes Stimme war voller Herzlichkeit.

Ella beugte sich in den leeren Raum hinein und lächelte, als stünde ihre Tochter unmittelbar vor ihr. Dann sagte sie kaum hörbar: »Aziz ist tot.«

»Das tut mir sehr leid, Mom.«

Es entstand eine kurze Pause, in der beide überlegten, was nun zu sagen wäre. Schließlich brach Jeannette das Schweigen. »Kommst du jetzt nach Hause?«

Ella neigte den Kopf und dachte nach. Aus der Frage ihrer Tochter hörte sie eine zweite, eine unausgesprochene, heraus. Würde sie nach Northampton und zu ihrem Mann zurückkommen und den Scheidungsantrag zurückziehen, der bereits zu einem Gewirr aus Feindseligkeit und gegenseitigen Anschuldigungen geführt hatte? Was würde sie jetzt tun? Sie hatte kein Geld und keinen Job. Aber sie konnte immer Englisch unterrichten, für eine Zeitschrift arbeiten oder, wer wusste das schon, eines Tages vielleicht eine gute Lektorin werden.

Ella schloss einen Moment lang die Augen und prophezeite sich mit freudiger Gewissheit und Zuversicht, was die vor ihr liegende Zeit bringen würde. Noch nie war sie so auf sich selbst gestellt gewesen, aber einsam fühlte sie sich sonderbarerweise nicht.

»Ich habe dich vermisst, mein Herzblatt«, sagte sie. »Und auch deinen Bruder und deine Schwester. Kommt ihr mich besuchen?«

Bruder und deine Schwester. Kommt ihr mich besuchen?«

»Klar komme ich dich besuchen – wir drei, meine ich. Aber was hast du denn jetzt vor? Willst du wirklich nicht wieder nach Hause?«

»Ich fliege nach Amsterdam. Es gibt dort unglaublich schnuckelige kleine Wohnungen an den Grachten. So eine miete ich mir. Ich muss lernen, besser Rad zu fahren. Und sonst … Ich mache im Moment keine Pläne, Jeannette. Ich gehe immer nur einen Tag nach dem anderen an und versuche auf mein Herz zu hören. Schließlich besagt das ja eine der Regeln.«

»Welche Regeln, Mom? Wovon redest du?«

Ella trat ans Fenster und schaute in den Himmel, dessen tiefes Indigoblau sich nach allen Seiten erstreckte. Er drehte sich mit einer ganz eigenen unsichtbaren Geschwindigkeit, verlor sich im Nichts und begegnete dort unendlichen Möglichkeiten – wie ein tanzender Derwisch.

»Es ist die Regel Nummer vierzig«, sagte sie bedächtig. »Ein Leben ohne Liebe ist ohne Bedeutung. Frag dich nicht, welche Art von Liebe du suchen sollst, spirituelle oder materielle, göttliche oder weltliche, östliche oder westliche … Teilung führt nur zu weiterer Teilung. Die Liebe kennt keine Bezeichnungen, keine Begriffe. Sie ist, was sie ist, rein und schlicht.

Die Liebe ist das Wasser des Lebens. Und ein geliebter Mensch ist eine Seele aus Feuer!

Wenn das Feuer das Wasser liebt, dreht sich das Universum anders als zuvor.«

DANKSAGUNG

Dost ist das türkische Wort für »Freund«. Größeren Dank, als ich je abstatten kann, schulde ich Freunden überall – in Istanbul, Amsterdam, Berlin und London. Viele Menschen regten diesen Roman an, indem sie Geschichten erzählten, aber auch durch ihr Schweigen. Von ganzem Herzen danke ich Marly Rusoff, meiner Literaturagentin, die von Anfang an an mich glaubte und mich mit ihrem »dritten Auge« stets durchschaute. Dank auch an den lieben Michael Radulescu für seine anhaltende Unterstützung und Treue und dafür, dass er einfach da ist, wenn ich Hilfe brauche. Zu Dank verpflichtet bin ich meinem Lektor Paul Slovak für seine wertvollen Kommentare und seine innere Weisheit sowie die unentbehrlichen Vorschläge, die er machte, während das Manuskript zwischen Istanbul und New York hin und her pendelte.

Mein besonderer Dank gilt den Sufis überall auf der Welt, denen, die ich in der Vergangenheit kennengelernt habe, und denen, die ich erst noch kennenlernen werde. Auch wenn sie unterschiedliche Namen und Pässe haben, ist ihnen allen doch die Fähigkeit gemein, die Dinge immer von zwei Seiten zu betrachten, ihrer eigenen und der des anderen. Dank auch an euch, Zeynep, Emir, Hande und Beyza, für eure Zeit, Geduld, Freundschaft und eure wertvollen Anregungen. Mein innigster Dank geht an Mercan Dede für sein großes Herz und seine einzigartige Freundschaft.

Euch, Eyup und meinen Kindern, danke ich dafür, dass ihr mir, der unverbesserlichen Nomadin, gezeigt habt, wie man es anstellt, an einem Ort zu leben und trotzdem frei zu sein. Dieses Buch schuldet euch mehr, als ich sagen kann.

GLOSSAR

Abbasiden: Dynastie, die im Jahr 750 die Regierung des Kalifats ablöste
Assassinen: Gruppe von gefürchteten Attentätern
Baqa: anhaltender Zustand nach der Auslöschung des Selbst, eine höhere Daseinsform mit Gott
Baraka: Segenskraft
Bey: Herrschertitel
Derwisch: ein Mensch, der dem Sufi-Pfad folgt
Dhikr: Gedenken an Gott (Gebetsritual)
Effendi: Form der Anrede (»Herr«)
Fana: Auslöschung des Selbst unter Beibehaltung des physischen Lebens
Faqih: Rechtsgelehrter
Faqir: Sufi, der die spirituelle Armut praktiziert
Fatimiden: ismailitische Dynastie, die von 909 bis 1171 in Nordafrika und Syrien herrschte
Ghasele: im indisch-persisch-arabischen Kulturraum verbreitete Gedichtform
Hadith: die Worte und Taten des Propheten Mohammed
Hafiz: Moslem, der den ganzen Koran auswendig gelernt hat
halal (Gegensatz: haram): nach islamischem Recht erlaubt oder zulässig
Halva: Süßwarenspezialität
Hamam: türkisches Bad
Hanafiten, Hanbaliten, Malikiten, Schafiiten: die vier Rechtsschulen des sunnitischen Islam
Huris: die Jungfrauen im Paradies, die den Seligen bestimmt sind
Insan-i Kamil: vollkommener Mensch im Sinne des Sufismus; dieser Zustand ist sowohl für Männer als auch für Frauen erreichbar
Inschallah: »So Gott will«
Kaaba: quaderförmiges Gebäude in Mekka und das zentrale Heiligtum des Islam
Khanqah: Versammlungsort für Derwische
Kismet: Schicksal
Kudüm: Musikinstrumente

Kudüm: Musikinstrumente
Lokum: orientalische Süßigkeit
Madrasa: Hochschule; Schule mit einem breiten Spektrum an Lehrfächern
Maktab: Grundschule
Maqamat: Entwicklungsstufen
Masnawi: Langgedicht von Rumi, Hauptwerk sowohl des Sufismus als auch der persischen Literatur
Maulana: Ehrbezeichnung (»unser Herr/Meister«)
Nafs: das (falsche) Ich
Ney: Rohrflöte, die vor allem von den Derwischen des Mevlevi-Ordens gespielt wird
Qibla: Richtung, in die sich Moslems bei den täglichen Gebeten wenden
Rebab: Musikinstrument
Salwar: weite Hose
Saqui: Mundschenk
Scharia: Sammlung islamischer Gesetze und religiöser Vorschriften
Sema: spiritueller Tanz der kreisenden Derwische
Semazenbaschi: Tanzmeister
Tafsir: Interpretation oder Kommentar, meist den Koran betreffend
Tahafut al-tahafut: *Die Inkohärenz der Inkohärenz*, Schrift des Philosophen Averroës, in der die Vereinbarkeit der aristotelischen Philosophie mit dem islamischen Denken verteidigt wird
Tariqa: Sufi-Bruderschaft; der Weg, auf dem der Mystiker wandelt
Tasbih: Gebetskette
Tschilla: vierzigtägige Klausur

QUELLEN

Beim Verfassen dieses Romans waren mir die Lektüre des *Masnawi* in der englischen Übersetzung von R.A. Nicholson sowie des Werks *Me and Rumi: The Autobiography of Shams-i Tabrizi* von William Chittick eine große Hilfe. Den Schriften von William Chittick, Coleman Barks, Idris Shah, Kabir Helminski, Camille Helminski, Refik Algan, Franklin D. Lewis und Annemarie Schimmel verdanke ich viel.

Die Gedichte Rumis habe ich in englischer Übersetzung folgenden Quellen entnommen:

William Chittick: *The Sufi Path of Love*. Albany: State University of New York, 1983.
Coleman Barks: *A Year with Rumi*. New York: Harper Collins, 2006.
Ders.: *The Essential Rumi*. New York: Harper Collins, 1995.
Kabir Helminski: *The Rumi Collection*. Boston: Shambhala Publications, 2005.

ANMERKUNG DER ÜBERSETZERIN

Soweit hier nicht anders angegeben, stammen die Übertragungen der Gedichte Rumis von mir. Das Gedicht auf Seite 403 wurde übersetzt von Annemarie Schimmel (Wilhelm Gundert, Annemarie Schimmel, Walther Schubring (Hg.): *Lyrik des Ostens*. München: Hanser, 1978, S. 91).

Die Passage »gab einer jeden von ihnen ein Messer …« auf Seite 457 stammt aus einer Übersetzung von Muhammad Rassoul (*Die ungefähre Bedeutung des Al-Qur'an Al-Karim in deutscher Sprache*. Köln: Verlag Islamische Bibliothek, 1986).

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *The Forty Rules of Love* bei Viking, New York – London
Copyright © 2010 by Elif Shafak
Deutsche Erstausgabe
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2013 by Kein & Aber AG Zürich – Berlin
Coverbild: Jen Wang
Autorenfoto: Gökhan Celem
E-Book-Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde
eBook ISBN 978-3-0369-9223-5

www.keinundaber.ch

Dieser Text und dieses eBook sind urheberrechtlich geschützt. Jedwede Weitergabe, Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung in und durch andere Medien, gleich welcher Art, einschließlich Internet, über das vertraglich oder gesetzlich zulässige Maß hinaus, bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung der Kein & Aber AG.

Weitere eBooks von Kein & Aber